Karl Gottlob Schönborn.

Ausgewählte Schulreden

nebst einem Lebensabriß.

Herausgegeben

von

Dr. E. Cauer,
Gymnasial-Director.

Neue Ausgabe.

Gera,
Verlag von A. Reisewitz.
[ca. 1872]

Inhalts-Verzeichniß.

Carl Gottlob Schönborn's Leben.

Das Vaterhaus.

Die Familie Schönborn ist in Meseritz heimisch, einer ganz im Westen des Großherzogthums Posen an der Obra, einem Zuflusse der Warthe, gelegenen Stadt von etwa 5000 Einwohnern. Die von Hause aus polnische Stadt (die ursprüngliche Form des Namens ist Międzyrzecz) hat als Grenzplatz gegen Pommern und gegen die Neumark sehr wechselnde Schicksale gehabt. Die Spuren der Burg, von der noch heute ansehnliche Reste vorhanden sind und die von Alters her der Sitz eines polnischen Starosten war, lassen sich bis in das 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Neben dieser militärischen hat der Ort schon früh auch eine mercantile Bedeutung gewonnen, die erst in diesem Jahrhundert durch die immer noch nicht wieder beseitigte Sperrung der östlichen Grenze sich vermindert hat. Namentlich war Meseritz einer der Punkte, wo die Russen sich mit Tuch zu versorgen pflegten. Zu Hunderten kamen sie in ihren mit je einem Pferde bespannten Kibitken und lagen hier, bis die Tuche beisammen waren, die sie nach dem Innern Rußlands hineinholten. Obgleich erst 1793 durch die zweite polnische Theilung an Preußen gekommen, hatte die Stadt doch schon vorher und hat um so mehr jetzt eine überwiegend deutsche lutherische Bevölkerung, neben der es aber auch an katholischen polnischen Elementen und wie in allen polnischen Städten an einer ansehnlichen Judenschaft nicht fehlt.

Die Familientradition reicht hinauf bis zu dem Urgroßvater von Carl Schönborn, welcher Bauer in Bauchwitz (Bukowiec), südöstlich von Meseritz, war. Der Großvater war Schloßgärtner in Meseritz und lebte, als Altersschwäche ihn hinderte seinem Berufe nachzukommen, auf einem unmittelbar an die Stadt grenzenden Dorfe Winnice, wo er ein kleines Häuschen mit Garten besaß und von den Enkeln oft besucht wurde. Sein einziger Sohn, der Vater von Carl Schönborn, war es, der aus dieser

niederen Sphäre sich und seine Familie zu größerer Geltung und einer angeseheneren Stellung emporhob.

Johann Martin Schönborn (1770—1834) hatte seinen ersten Unterricht auf der damals bestehenden Jesuitenschule in Meseritz genossen und dann unter vielen Entbehrungen und Anstrengungen auf dem Gymnasium in Guben seine weitere Ausbildung gesucht. Er lebte dort theils von den Wohlthaten frommer Bürgersleute, die ihm Mittagstische gaben, theils suchte er sich durch Privatstunden sowie durch Singen vor den Häusern der Einwohner, wie einst Luther, das Nöthige zu erwerben. Nachdem er dann in Halle Theologie studirt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und bekleidete dort nach einander die Aemter eines Conrectors und Rectors an der zweiklassigen städtischen Bürgerschule und dann die des Diaconus und zuletzt des Oberpredigers an der evangelischen Kirche daselbst. Ums Jahr 1800 vermählte er sich mit Eleonore Elisabeth Theophile Gumpert (1781—1815), der dritten Tochter des Medicinalrathes und Kreisphysikus Dr. Christian Gottlob Gumpert zu Meseritz.*) Dieser, der mütterliche Großvater Carl Schönborn's, war nicht nur in seinem Berufe von hervorragender Tüchtigkeit, sondern auch sonst nach vielen Seiten hin reich begabt. Er sprach Deutsch, Polnisch und Französisch mit gleicher Geläufigkeit, spielte gut und gern Klavier und ließ bis in sein höheres Alter (er starb hochbetagt im Jahre 1825) nicht ab, sich durch Lectüre und Studium weiter zu bilden. Auch polnischer Reichstagsdeputirter ist er einmal gewesen. Als Arzt genoß er weit und breit das größte Ansehen. In Meseritz pflegte er nur zwei Tage in der Woche zu verweilen, die übrige Zeit brachte er auf Reisen zu, indem er von Gut zu Gut, von Stadt zu Stadt auf wenigstens sechs Meilen in die Runde fuhr, um ärztlichen Rath zu ertheilen. Dieser ausgebreiteten Praxis, sowie seiner Verheirathung mit einer wohlhabenden Frau verdankte er ein ansehnliches Vermögen. Es ist erklärlich, daß der hochangesehene reiche Mann seine Tochter nicht ohne Bedenken dem unbemittelten Lehrer gab (das war Johann Martin Schönborn damals noch). Doch freute er sich bald ihres ehelichen Glückes und war den Enkeln ein liebender Großvater, denen sein eine halbe Stunde von der Stadt gelegenes Gut Sorge ein willkommener und häufig besuchter Tummelplatz war. Die Seele des großväterlichen Hauses war aber die Großmutter, eine einfache schlichte Frau, der es nicht leicht wurde, die Feder zu führen, aber von dem feinsten weiblichen Takt und einer nie ermüdenden Liebe, Eigenschaften, die ihr das Herz der Enkel im vollsten Maße gewonnen und sie nach ihrem Tode, (sie starb 1821), noch lange in deren dankbarem Andenken fortleben ließen.

*) Seine Enkelin ist die bekannte Schriftstellerin Thecla von Gumpert.

Wenn in dem großelterlichen Hause, an dem sich das alte: **dat Galenus opes** auch wieder einmal bewährte, Fülle, ja Ueberfluß herrschte, so war die äußere Ausstattung von Carl Schönborn's Elternhause dagegen eine um so einfachere und kärglichere. Die Ehe von Johann Martin Schönborn und Eleonore Gumpert war mit Kindern reich gesegnet. Außer drei Kindern, die in ihren ersten Lebensjahren starben, sind sechs Söhne aus dieser Ehe herangewachsen, von denen **Carl**, geb. den 18. März 1803, der zweite war. Sein älterer Bruder **August**, ein wegen seiner kleinasiatischen Reisen und der mit ihnen zusammenhängenden literarischen Arbeiten hochgeschätzter Gelehrter, ist 1857 als Professor am Friedrich=Wilhelms=Gymnasium in Posen gestorben. Der dritte, **Heinrich**, lebt noch als Pastor an der Kreuzkirche in Posen, und seine Aufzeichnungen sind es, die diesem ersten Abschnitte unserer Biographie fast ausschließlich zu Grunde liegen. Der vierte, **Adolf**, ist 1863 als praktischer Arzt im Großherzogthum Posen, der jüngste, **Emil**, 1840 als Candidat der Philologie gestorben. Der fünfte, **Wilhelm**, lebt noch als Professor und Prorector am Gymnasium in Krotoschin. Um sechs Knaben zu kleiden, zu nähren und zu erziehen, dazu mußte denn freilich das knappe Amtseinkommen, welches sich selbst in guten Jahren wohl kaum auf mehr als fünfhundert Reichsthaler belief, gar sehr zu Rathe gehalten werden, und wir haben uns die ganze Ausstattung und Einrichtung des Haushaltes so einfach und schmucklos wie möglich zu denken. Aber es waren um so reichere Schätze geistiger und sittlicher Tüchtigkeit, die in diesem schlichten Hause gesammelt und den Kindern mit in's Leben hinausgegeben wurden. Der Vater wandte alle Zeit, die ihm seine amtlichen Beschäftigungen übrig ließen, auf die Erziehung und Unterweisung seiner Kinder. So lange er das Schulamt bekleidete, bereitete er sie nach den Amtsstunden durch Privatunterricht so weit vor, wie es für die Aufnahme in ein Gymnasium nöthig war, und es erforderte das eine um so größere Anstrengung, je geringer die Leistungen einer zweiklassigen Stadtschule in jener Zeit waren. Als er das geistliche Amt übernommen und dadurch größere Muße gewonnen hatte, richtete er eine förmliche Privatschule ein, indem er seine eigenen Kinder und die Söhne seiner Freunde, die einer weiteren Ausbildung bedurften, zu einer Schaar von durchschnittlich vierzehn Knaben vereinigte, denen er, wenn auch mit manchen durch das Amt herbeigeführten Störungen, doch im Ganzen regelmäßig täglich von 8 bis 12 Uhr Unterricht ertheilte, während die Nachmittagsstunden für das selbständige Arbeiten der Kinder bestimmt waren. Es ist für die Sinnesart des würdigen Geistlichen nicht minder wie für den Geist jener Zeit charakteristisch, daß an dem **Religionsunterricht** in dieser Privatschule auch die katholischen Knaben theilnahmen, welche

ihr angehörten, indem die Scheidelehren der Kirche dem Confirmanden-unterrichte vorbehalten wurden. Für die edle Toleranz, die in dem Schönborn'schen Hause herrschte, zeugt auch die enge Freundschaft, die das Familienoberhaupt mit dem Probst der katholischen Gemeinde verband. Sie kamen fast täglich zusammen, und oft sah man die Vertreter beider Confessionen, ein rechtes Bild christlicher Liebe, mit einander durch die Straßen der Stadt wandeln. Gegenstände des Unterrichts waren ferner, außer der Befestigung in deutscher Orthographie und Grammatik, von fremden Sprachen namentlich Lateinisch und Französisch. Das Lateinische wurde bis zum Verständniß des Sallust geführt. Auch mit der Lectüre der Aeneide wurde ein Anfang gemacht, und der Nepos wurde so vollständig durchgearbeitet und eingeübt, daß die Schüler im Stande waren, jedes beliebige Kapitel gleich deutsch ohne Anstoß herunterzulesen. Auch das Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische wurde fleißig geübt, und dem Ganzen fehlte es nicht an einer festen mit einer fast pedantischen Gründlichkeit eingeprägten grammatischen Unterlage. Die in Verse gefaßten Regeln aus dem „angehenden Lateiner" saßen so fest im Gedächtnisse, daß Carl noch ein Jahr vor seinem Tode, als zufällig in einem Gespräche mit seinem Bruder die Rede auf diese Jugenderinnerungen kam, im Verein mit jenem ohne Schwierigkeit die vor mehr als einem halben Jahrhundert gelernten Verse recitiren konnte. Von ähnlicher Art war der französische Unterricht, der erst begonnen wurde, als der lateinische bis zum Cornel vorgeschritten war und der in der Absolvirung des Fénélon'schen Telemaque seinen Abschluß fand. Das Griechische fehlte auch nicht in dem Lehrplan dieser Privatschule, aber es scheint nicht wesentlich über das Maß hinausgeführt worden zu sein, welches etwa dem Pensum der Quarta entspricht. Mit nicht geringerem Eifer als der Sprachunterricht wurden die Realien betrieben, und wenn sich jener hauptsächlich an das Gedächtniß und den Verstand wendete, so wurde bei der Behandlung der Realien das Anschauungsvermögen der Kinder durch manche eigenthümliche und sinnreiche Methode zu Hilfe genommen und entwickelt. Im Rechnen wurde das Zählen an Bohnen geübt, an einzelnen wie an Säckchen zu 10, 20, 100, 200 Stück u. s. w., sowie die Anfangsgründe der Bruchlehre, das Heben, Addiren u. s. w. der Brüche an etwa zwanzig ungefähr zwei Fuß langen Stäben demonstrirt wurden, die in 2, 3, 4, 5 u. s. w. gleiche Theile getheilt waren. Der geographische Unterricht wurde an einen Atlas geknüpft, in dem hinter den einzelnen Karten darauf bezügliche Blätter mit Plänen und Abbildungen aller Art eingebunden waren, z. B. hinter Frankreich zur Charakteristik der einzelnen Städte Bilder der guten Dinge, die für Zunge und Gaumen in ihnen fabricirt oder von ihnen aus in den Handel gebracht wurden.

Alle irgend brauchbaren Abbildungen, die dem Vater vorkamen, wurden gleich an der betreffenden Stelle eingeklebt und so nutzbar gemacht. Man sieht, er blieb auch in dem geistlichen Amte mit Leib und Seele Pädagoge, ja er scheint sich ab und zu sogar auf ein Experimentiren mit neuen Methoden eingelassen zu haben, und von dieser pädagogischen Virtuosität des Vaters konnte um so leichter etwas auf die Kinder übergehen, als sie schon sehr früh angeleitet wurden, ihr Lehrtalent ihrerseits an den jüngeren und schwächeren Mitschülern zu versuchen.

Die Zucht, die in der kleinen Hausschule herrschte, haben wir uns als eine ziemlich strenge zu denken. Die Stäbe, die beim Bruchrechnen benutzt wurden, fielen wohl auch auf die Finger der Unaufmerksamen herab. In ähnlicher Weise fanden im Lateinischen die grammatikalischen Fehler brevi manu ihre Sühne, und da ging es denn bei solchen Executionen oft wohl so hart und laut zu, daß die gute Mutter herbeikam, sich in der Stube etwas zu schaffen machte und durch ihre Thränen einen stillen Protest gegen die allzu große Strenge des Vaters erhob. Diese traf übrigens, wie man denken kann, die eigenen Kinder mehr als die fremden, und später hat der Vater den Seinigen selbst oft scherzend erzählt, wie sie die Schläge fremder Kinder mit hätten erleiden müssen, d. h. wie sie die Schläge bekommen hätten, die von den anderen verdient waren.

Man denke aber nicht, daß Johann Martin Schönborn seinen Kindern durch diese strenge Art der Erziehung und des Unterrichtes eine freudlose, finstere Jugend bereitet habe. Dem stand vor Allem seine eigene Natur entgegen, die so geartet war, daß er bei aller Strenge, die er übrigens gegen Niemanden so sehr wie gegen sich selbst kehrte, doch gern heiter und fröhlich war im Kreise der Seinigen, wie er denn auch den Gesang liebte. Ferner war dafür gesorgt, daß den Kindern neben dem Ernste der Wissenschaft, den der Vater vertrat, auch das heitere Reich der Kunst nicht verschlossen blieb. Den Unterricht in der Musik hatte die Mutter übernommen, die von ihrem Vater den classischen Geschmack geerbt hatte und auf die Kinder übertrug. Im Zeichnen und Stoßfechten, sowie in mancherlei körperlichen Uebungen und Handfertigkeiten unterwies sie ein Oheim, ein invalider französischer Hauptmann der Kaisergarde, der in den Schlachten von Austerlitz und Jena mitgekämpft hatte und sich dann, als er verabschiedet war, in Meseritz niederließ, welches seit dem Tilsiter Frieden zu dem Herzogthum Warschau gehörte. Hier heirathete er eine Tochter des Medicinalrathes Gumpert und trat so auch zu dem Schönborn'schen Hause in die nächsten Beziehungen, wie er denn namentlich den älteren Kindern durch seine Erzählungen von den Weltbegebenheiten, an denen er theilgenommen, sowie durch die Beschäftigungen,

zu denen er sie anleitete, manche frohe Stunde bereitet zu haben scheint. Auch sonst fehlte es den Knaben bei aller angestrengten geistigen Arbeit, die ihnen zugemuthet wurde, nicht an Zeiten der Muße und Erholung, die in der frischesten und regsamsten Weise benutzt wurden. Als eine Erholung von des Tages Last und Hitze galt ihnen zunächst die Arbeit in den beiden Gärten des Vaters, der sie im Sommer einen Theil des Abends zu widmen pflegten. Sowohl der kleinere Blumengarten bei der Amtswohnung, als auch der größere Nutzgarten außerhalb der Stadt wurde wesentlich durch die Thätigkeit der Kinder in Ordnung gehalten. Sie lernten jäten, gießen, oculiren, das Obst abnehmen u. s. w., und zum Lohn für diese gern übernommenen Mühen stand das Frühobst, Beeren und Kirschen, zu ihrer freien Verfügung. Gab es mehr zu thun, wie zur Zeit der Kartoffelernte, so brachten sie auch wohl ganze Tage draußen zu. Dagegen wurden in Zeiten, die zu ländlicher Arbeit keine Veranlassung gaben, entweder weite Spaziergänge unter der Führung des Vaters unternommen oder Spiele aller Art im Freien getrieben. Bei jenen Spaziergängen wurden nicht selten die Werkstätten der Handwerker besucht und so die reichsten und mannigfaltigsten Anschauungen und Anregungen gewonnen. Nehmen wir hinzu, daß im Sommer fleißig gebadet, im Winter das Schlittschuhlaufen eifrig geübt wurde, so gewinnen wir das Bild einer nicht in Ueppigkeit und Ueberfluß, wohl aber in freier und frischer Entfaltung aller geistigen und körperlichen Kräfte verbrachten Jugend, das Bild einer Erziehung, die rüstige, arbeitsame, denkende, aber auch genußfähige und lebensfrohe Menschen schafft, — und ein solcher ist auch Carl Schönborn im vollsten Maße geworden.

Carl war ein Knabe von neun Jahren, als sein und der Brüder Gesichtskreis dadurch eine mächtige Erweiterung erfuhr, daß mit dem Beginn des russischen Feldzuges ihre sonst so stille Vaterstadt in den Bereich der großen Weltbegebenheiten hineingezogen wurde. Monate lang dauerten im Frühjahr 1812 die Truppendurchzüge der großen Armee durch Meseritz. Napoleon selbst, auf dem Wege von Dresden nach Posen, übernachtete in der Stadt und hielt am folgenden Morgen von der steinernen Treppe des Hauses herab, das ihn beherbergt hatte, Musterung über die im Orte gerade anwesenden Truppen. Die Stelle war nur etwa fünfzig Schritte von dem Schönborn'schen Hause entfernt und lag ihm schräg gegenüber, so daß die Knaben, die der Vater einen nach dem andern in die Höhe hob, sich den gewaltigen Mann recht aus der Nähe ansehen konnten. Auch seine herrlichen Truppen staunten sie an und sahen dann am Ende des Jahres voll Mitleides die kläglichen Trümmer der großen Armee desselben Weges nach der Heimath ziehen. Von längerer Dauer war die Bekanntschaft mit den den flüchtigen Franzosen auf dem Fuße folgenden

russischen Truppen. Von der Erscheinung der Kosacken, von der Grausamkeit der russischen Kriegszucht, von ihrer Abhärtung, von den Formen ihres Gottesdienstes prägten sich den Knaben unverlöschliche Bilder ein. Besonders genau aber lernten sie ein Kirgisen-Regiment kennen, welches acht Wochen in und bei Meseritz lag. Eines Tages nahmen die höheren Officiere, die bei dem Großvater Gumpert einquartiert waren, die Kinder mit in das außerhalb der Stadt befindliche Lager und ließen vor ihnen ihre Leute mit Bogen und Pfeil Proben ihrer unglaublichen Treffsicherheit ablegen, die ihnen um so unvergeßlicher waren, als ihre in die Luft geworfenen Filzmützen den Schüssen der kleinäugigen Asiaten zum Ziel dienten. Mit Staunen sahen sie da auch, wie vor ihren Augen in echt hunnischer Weise ein Fohlen geschlachtet, zerlegt und wie dann die Stücke unter dem Sattel gar geritten und verzehrt wurden.

Die glücklichen Tage der Kindheit fanden für Carl Schönborn ihren Abschluß mit dem Tode der Mutter, die am 4. Mai 1815 starb, wenige Tage nachdem sie abermals einem Sohne das Leben geschenkt hatte. Wie tief Carl den Verlust der trefflichen, ganz in der Liebe zu ihren Kindern aufgehenden Frau empfand, dafür legen die unter den Familienpapieren erhaltenen Verse Zeugniß ab, die er dem Andenken der Dahingeschiedenen widmete. Er war damals 12 Jahre alt und schon längst hatte der Vater daran gedacht, daß der Knabe seinem Unterricht zu entwachsen beginne und daß es Zeit sei sich für ihn nach einer Stätte weiterer wissenschaftlicher Fortbildung umzuthun. Nachdem er ihm eine solche nicht ohne Mühe und Schwierigkeiten in glücklichster Weise durch Erlangung einer Freistelle in Schul-Pforte gesichert hatte, behielt er ihn nur noch bis Ostern 1816 bei sich, und übergab ihn dann, nachdem er ihn eingesegnet hatte, dem nur 4 Meilen von Meseritz entfernten Pädagogium in Züllichau, um ihn dann ein Jahr später um so besser vorbereitet der Pforte zuzuführen.

Schul-Pforte.

Carl Schönborn war, wie sein Züllichauer Entlassungszeugniß d. d. 14. März 1817 ausdrücklich bezeugt, schon in die dortige Schule durch den Unterricht im elterlichen Hause sehr gut vorbereitet eingetreten. Er hatte bei seinem Eintritt „bereits einen für seine Jahre ungewöhnlichen Umfang von Kentnissen erworben", so daß ihn seine Züllichauer Lehrer, nachdem er ihrer Anstalt ein Jahr angehört hatte, mit den besten Hoffnungen nach Pforte ziehen sahen. Und diese Hoffnungen sind in reichstem Maße in Erfüllung gegangen. Nicht für alle Naturen und unter allen Umständen ist die geistige Atmosphäre und das Leben von Pforte heilsam. Während es sich auf der einen Seite in den zwingendsten

äußeren Formen bewegt, fordert es andererseits durch die Ablösung von der Familie und die mannigfaltigen sich aus der großen Gemeinschaft ergebenden Beziehungen verhältnißmäßig früh die Selbständigkeit des Charakters heraus, und wenn jener Zwang von manchen so schwer empfunden wird, daß sie Kerkerluft zu athmen glauben, in der sie freilich nicht gedeihen können, sind andererseits nicht alle kräftig genug, um schon im Knaben- und ersten Jünglingsalter die mannigfachen Einwirkungen auch schlimmer und bedenklicher Art ohne Schaden ertragen zu können, die das enge Zusammenleben mit Altersgenossen nicht nur, sondern auch mit älteren und jüngeren Schülern und mit Naturen aller Art nothwendig mit sich bringt. Schönborn aber war seiner ganzen Natur und seiner bisherigen Erziehung nach wie geschaffen für die dortigen Verhältnisse und gegen die Gefahren der einen wie der anderen Art gleich gut gesichert. Die fast kärgliche Einfachheit und die strenge Zucht des Vaterhauses, die zum Theil drückenden Verhältnisse in Züllichau, — war er doch dort auf Freitische in den Häusern der Freunde und Bekannten seines Vaters angewiesen — waren eine treffliche Vorschule für das Leben in Pforte, dessen herbe und rauhe Seiten er nicht wie so manche verwöhntere Knaben empfinden konnte. Für ihn war der Eintritt in Pforte ein Uebergang aus der Beschränktheit und Entbehrung in das Behagen und in die Fülle. Seine Mitschüler kamen zum großen Theile — und unter ihnen grade die, denen er näher trat — aus größeren, reicheren Umgebungen her, und so erschloß ihm der vertraute Verkehr mit ihnen Lebenssphären, die ihm bisher ganz fremd geblieben waren. Er war stolz dieser weitberühmten Anstalt anzugehören und fest entschlossen, sich dieses Glückes durch gewissenhafteste Benutzung alles dessen würdig zu zeigen, was ihm dort zur Förderung seiner geistigen und sittlichen Ausbildung geboten wurde. Das ist von Anfang bis zu Ende die Grundstimmung der Briefe, die er von Pforte aus in das Elternhaus gesendet hat. Nicht als ob er ohne jede Kritik alles, was ihm dort entgegentrat, für gut und schön genommen hätte. Dazu hatte er einen zu klaren Kopf, einen zu hellen, nüchternen Verstand. Er hatte an den Einrichtungen der Schule, auch wohl an den Persönlichkeiten seiner Lehrer dieses und jenes auszusetzen und sprach sich auch darüber öfter und bestimmt gegen die Seinigen aus. Es fehlt in den Briefen nicht an scharfen Urtheilen, an Bemerkungen, die deutlich den künftigen Pädagogen verrathen. Aber eben weil diese pädagogische Ader ihm angeboren und durch die eigenthümliche Unterrichtsweise des Vaters in ihm ausgebildet war, mußte er sich in einer im größeren Stil angelegten Erziehungsanstalt, wie es Schulpforte ist, so recht in seinem Elemente fühlen. Daß er bis an sein Ende der Pforte und Allem, was mit ihr

zusammenhing, das treueste und dankbarste Andenken bewahrt hat, dürfen wir so hoch nicht anschlagen, denn es wird zu allen Zeiten unter den Schülern jener Anstalt wenige gegeben haben, die es nicht an sich erfahren hätten, daß man Eindrücke, wie die dort empfangenen, nicht wieder los wird, und denen nicht das Andenken an den eigenthümlichen Werth und Reiz des dortigen Schullebens immerdar ein theures und heiliges gewesen wäre. Viel geringer war immer die Zahl derjenigen, die schon, während sie der Schule angehörten, ohne daß es der verklärenden Erinnerung bedurfte, von ihren Vorzügen ein deutliches Bewußtsein und eine volle Empfindung hatten. Zu dieser Zahl gehörte Schönborn. Er hat das Leben der Pforte mit der entgegenkommendsten Empfänglichkeit auf sich wirken lassen. Und dieses Leben gestaltete sich gerade in den Jahren, die er dort zubrachte, durch besondere Umstände noch mehr als sonst zu einem bedeutenden und anregenden, denn er hat die Umwandlung der sächsischen Fürstenschule in ein preußisches Gymnasium mit durchgemacht.

Am 11. April 1817 — es war der Jahrestag seiner Confirmation — wurde er von dem Rector Jlgen recipirt und der Tutel des Professor Benedict Wolff überwiesen, der ein Jahr zuvor von Guben nach Pforte berufen worden war. Es bestanden damals 5 Klassen: Selecta und die Klassen von Prima bis Quarta. Schönborn wurde Tertianer und hat von dieser Klasse ab die Schule in allen ihren Stufen bis zur Reife für die Universität in 5½ Jahren durchgemacht. Jn den ersten Jahren ließ der Organismus der Schule, die Disciplin, die Methodik des Unterrichts viel zu wünschen übrig. Das Lateinische hatte ein erdrückendes Uebergewicht. Das Klassensystem war nicht consequent durchgeführt, indem nicht nur für das Französische, sondern auch für das Griechische besondere Abtheilungen bestanden. Jn den unteren Klassen lag der Unterricht zum großen Theil in den Händen von Collaboratoren, die bei der unglücklichen Zwitterstellung, die sie einnahmen, den Schülern ein Gegenstand der gröbsten Jnsulten und ein wahrer Krebsschaden in dem Schulorganismus waren. Der mathematische Unterricht ruhte auf den Schultern eines mehr als 70jährigen Greises, des Mathematikus Johann Gottlieb Schmidt, und cessirte nach dessen Ostern 1819 erfolgter Pensionirung für ein halbes Jahr gänzlich. Noch länger waren die Schüler ohne deutschen Unterricht, so daß selbst in den oberen Klassen viele gar nicht wußten, was zu einem deutschen Aufsatze gehöre, ja sogar unorthographisch schrieben; (aus einem Briefe Schönborn's an den Vater vom 14. November 1819). Der Lehrer des Französischen, Professor Beck, ein Bruder des bekannten Leipziger Historikers, stand in so geringem Ansehen und war so jeder gesunden Methodik baar, daß der ihm anvertraute Unterricht völlig darniederlag. Ueberdies verlor die

Anstalt im December 1817, also nicht lange nach Schönborn's Eintritt, eine ihrer tüchtigsten Lehrkräfte durch die Berufung des Professor Gernhard in das Consistorium zu Danzig. So war denn Schönborn in den ersten Jahren, da die imponirende Persönlichkeit Ilgen's für ihn noch in unnahbarer Ferne stand und auch der geistvolle, liebenswürdige Lange mit seiner Wirksamkeit überwiegend den oberen Klassen angehörte, fast ausschließlich auf seinen wackeren Tutor Wolff angewiesen, in dessem Hause er denn auch täglich verkehrte und viel Gutes erfahren hat, dessen er bis in sein Alter hinein dankbaren Herzens eingedenk geblieben ist. — Aber es war eine glückliche Fügung für ihn, daß sein Aufrücken in die höheren Klassen und in ein reiferes Alter mit jener durchgreifenden Reorganisation zusammentraf, die der Schule eine Fülle neuen Lebens und neuer Kräfte zuführte. —

Von vorn herein hatte die preußische Regierung, seitdem Pforte in Folge der großen Territorialveränderungen im Jahre 1815 preußisch geworden war, der Schule ihre Fürsorge zugewendet. Wiederholt erschienen Commissionen, um von den bestehenden Einrichtungen Kenntniß zu nehmen und über die etwa nöthigen Veränderungen mit den Betheiligten, namentlich mit dem Rector Dr. Ilgen, zu verhandeln, der, fest mit den altsächsischen Traditionen verwachsen, nicht ohne Widerstreben auf die reformatorischen Absichten des neuen Gouvernements einging. Doch eigentlich entscheidend wurde im August und September 1819 die mehrwöchentliche Anwesenheit des Geheimrath Dr. Johannes Schulze, die mit einer Reihe von Conferenzen schloß, in denen die Grundzüge einer neuen Verfassung der Schule festgestellt wurden. Es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, welchen Eindruck dieser Mann, der in der Geschichte des preußischen Unterrichtswesens eine so bedeutende und nach allen Seiten Epoche machende Stellung einnimmt, damals auf die Jugend von Pforte machte. „Er hat," schreibt Carl Schönborn an den Vater (Pforte, den 18. Sept. 1819), „in allen möglichen Sachen examinirt. Er hat von uns vielleicht mehr erwartet, wenigstens ist er in vielen Dingen mit uns nicht zufrieden. Er ist sehr gelehrt, und die Regierung hätte keinen tüchtigeren Mann herschicken können, so gut versteht er Einem auf die Zähne zu fühlen. Doch ist er sehr liebevoll gegen uns. Er hat uns versprochen, wir sollten besser Essen, Bier, besser Brot bekommen, und zum Theil ist es schon während seiner Anwesenheit besser geworden, da er durchdringt." Es ist hier nicht der Ort zu einer umfassenden Darstellung der Reformen selbst, die damals in's Leben traten. Sie umfaßten den ganzen Organismus der Schule, der seitdem im wesentlichen unverändert geblieben ist. Die Oekonomieverwaltung wurde neu geordnet; die Benennung und Abgrenzung der Klassen wurde eine andere, das

Abiturientenexamen nach dem Reglement von 1812 wurde zu Ilgen's großem Leidwesen eingeführt; der Lehrplan, der Modus der Versetzungen, die Disciplin, die Schulferien wurden geregelt. Bis auf den Küchenzettel und die Eßzeit erstreckte sich die Umgestaltung. Eine der wesentlichsten Veränderungen aber und die sich namentlich den Schülern am unmittelbarsten fühlbar machte, war die Beseitigung der Collaboratoren, an deren Stelle Adjuncten traten. Das war nicht blos ein Wechsel des Namens, denn während die Collaboratoren den ordentlichen Lehrern ihrer ganzen Stellung nach untergeordnet gewesen und deshalb auch von den Schülern nie für voll angesehen worden waren, traten die Adjuncten mit voller Berechtigung in das Lehrercollegium ein. Sie erhielten eine Stellung, die zwar immer nur als Anfang der Lehrerlaufbahn und als Vorstufe zu höheren Dienstverhältnissen erstrebt werden konnte, in dieser Begrenzung aber sehr begehrenswerth und befriedigend erscheinen mußte, wie denn auch wirklich das Institut der Adjunctur der Pforte gleich bei seiner Gründung und seitdem bis zum heutigen Tage immer wieder eine große Zahl der tüchtigsten und anregendsten jüngeren Kräfte zugeführt hat, die zum Theil gerade durch ihren häufigeren Wechsel in die sonst etwas stagnirenden dortigen Verhältnisse ein wohlthätiges Element der Bewegung und der Veränderung brachten.

Der Erste, der in dieser Epoche der Neugestaltung in das Lehrercollegium eintrat, war der neue Mathematikus Carl Friedrich Andreas Jacobi; er war nicht Adjunct, sondern übernahm sogleich, und zwar schon Michaelis 1819, die sechste Professur, — eine durch und durch lautere und gediegene Kernnatur. Er eroberte nicht nur alsbald für die Mathematik inmitten der philologischen Disciplinen einen breiten Raum, sondern gewann auch durch seinen sittlichen Ernst, durch Seelenadel und die wärmste Hingebung an seinen Beruf sowie durch das bei Mathematikern nicht eben häufige volle Verständniß für das Ganze des Schulorganismus einen weit über die Sphäre des von ihm vertretenen Faches hinausgreifenden Einfluß auf Lehrer und Schüler. Er hatte eine Persönlichkeit, deren Einwirkung sich Niemand entziehen konnte, der in seinen Bereich kam. Auch Schönborn hat das an sich erfahren. Er ist von ihm tiefer, als es sonst auf Gymnasien zu geschehen pflegt, in das mathematische Wissen eingeführt worden. Auf Jacobi folgte am 6. Juni 1820 als erster Adjunct Christian Friedrich Neue, der Herausgeber des Sophokles. Ihm verdankte der griechische Unterricht in Pforte seinen Aufschwung und Schönborn nicht geringe Förderung nach dieser Seite hin. Der Zeitpunkt aber, von dem die neue Aera recht eigentlich datirt werden muß, ist der 3. August 1820. An diesem Tage, mit welchem unmittelbar nach dem Ablaufe der Sommerferien das Schulleben wieder

begann, wurde zum ersten Male der Geburtstag des Königs gefeiert und mit dieser Feier die Einführung von drei neuen Adjuncten verbunden, sowie unmittelbar an sie die Verkündigung der neuen Schulordnung angeschlossen wurde. — Die Briefe in die Heimat, in denen Schönborn diese Vorgänge schildert, geben Zeugniß von der erregten Stimmung jener Tage, in denen sich für die Schüler der Pforte die eigensten Lebensinteressen ihres engen Kreises auf eine eigenthümliche Weise mit dem Hinausblick auf das Allgemeine, Vaterländische verflochten. Mit einem solennen Mittagsmahl, mit dem Gesang Körner'scher Lieder, mit einem Freudenfeuer, mit Musik, Spiel und Tanz unter lebhafter Betheiligung der jüngeren eben eingetretenen Lehrer führte sich die neue Zeit in Pforte ein, die doch auch von den Schülern, wenn sie auch nicht alle Veränderungen mit Beifall begrüßten, in der Hauptsache als eine bessere empfunden wurde. Und in der That entwickelte sich von da an ein so frisches Leben und ein so vielseitiges wissenschaftliches Streben und Arbeiten, wie es die Pforte vielleicht weder vorher noch nachher jemals gesehen hat. Schönborn aber, der seit Ostern 1820 der Prima angehörte, stand so recht mitten in diesem Leben und Treiben. Für ihn gewann unter den Männern, die der 3. August der Pforte zugeführt hatte, namentlich einer eine unermeßliche Bedeutung: Carl August Koberstein. Die wissenschaftliche Bedeutung Koberstein's und seines Lebenswerkes, des „Grundrisses der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Auch seine fast ein halbes Jahrhundert umfassende Wirksamkeit als Lehrer der Pforte — er starb am 8. März 1870, als nahe und ferne Freunde eben mit den Vorbereitungen für die Feier seines 50jährigen Jubiläums beschäftigt waren — gehört eben nur in ihren ersten Anfängen in den Bereich unserer Darstellung. Sie war natürlich in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens eine sehr verschiedene. Dem Greis war über dem unermüdlichen emsigen Fortarbeiten an seiner „Literaturgeschichte" das Interesse für die Schule und die Schüler ferner gerückt. Um so nachdrücklicher hatte er als kräftiger Mann auf seine Umgebungen eingewirkt. Ganz unvergleichlich aber war die Gewalt, mit der er einen Theil seiner Schüler in seine geistige Sphäre hineinzog, als er, ein begeisterter Jüngling von 23 Jahren, sein Lehramt in Pforte antrat; ich sage einen Theil, denn darin allerdings ist Koberstein zu allen Zeiten sich gleich geblieben, daß er aus der Masse der Schüler einen engeren Kreis ihm zusagender Naturen herausgriff, und während er diese auf jede Weise geistig zu fördern und anzuregen bemüht war, der Masse der übrigen fast mit Kälte begegnete. So hatte er immer eine Anzahl von Jüngern um sich versammelt, die, zuweilen gegen ihre Mitschüler sich mit einer gewissen Exclusivität abschließend, es sich denn freilich gefallen

lassen mußten, wenn sie nun auch ihrerseits von diesen gelegentlich als „Schöngeister" verspottet wurden. Wer wollte verkennen, daß in diesem Verfahren Bedenkliches und Gefährliches genug lag, nnd es liegen Zeugnisse dafür vor, daß das schon in der ersten Zeit von unbefangenen Beobachtern empfunden wurde. Schönborn jedoch, der zu der ersten Generation derer gehörte, die Koberstein ganz ausdrücklich die Seinigen nannte, war gegen die Gefahren, die in solchem Verhältnisse lagen, durch die schon fest begründete Vielseitigkeit seiner Interessen und durch den Pflichteifer, mit dem er den an ihn herantretenden Anforderungen nach allen Seiten zu genügen bemüht war, hinlänglich geschützt und erfuhr so an sich nur den Segen der mächtigen Anregungen, die von dem nur um etwa sechs Jahre älteren Lehrer auf ihn übergingen. Der Zauber der Jugendlichkeit macht sich auch in dem Lehrerberufe mächtig geltend, und es ist eine nicht selten sich wiederholende Erfahrung, daß von bedeutenden Lehrern nicht in den Jahren ihrer vollen Reife die größten Wirkungen ausgehen, sondern in den Zeiten, da sie noch selbst im Werden sind und in rastlosem Fortschreiten begriffen den in der Stufe seiner Entwickelung nicht allzu weit von ihnen abstehenden Geist des heranreifenden Schülers auf der Bahn der Forschung und der Erkenntniß sich nachziehen. Dieser Satz findet seine volle Anwendung auf Schönborn's Verhältniß zu Koberstein, dessen geistige Wärme und Erregtheit in jenen Jahren dadurch noch eine gesteigerte war, daß er das Glück hatte, mit seiner Wissenschaft zugleich jung zu sein. Ein Jahr vor seinem Eintritt in Pforte war der erste Band von Grimm's deutscher Grammatik erschienen und damit zu einer Wissenschaft der deutschen Philologie eigentlich erst der Grund gelegt worden. So trat Koberstein als begeisterter Führer zu ganz neuen wissenschaftlichen Regionen in Pforte auf, wo das bei der bis dahin herrschenden exclussiv classischen Richtung der Erziehung um des Gegensatzes willen um so mächtiger wirken mußte. Neben Homer und Virgil eroberte er dem Nibelungenliede seinen Platz und begründete den Cultus Goethe's an einer Stätte, von der bis dahin mit Ausnahme etwa Klopstock's, des in Pforte selbst gebildeten „Lehrlings der Griechen" die deutsche Literatur geflissentlich fern gehalten war. Es war keine kleine Neuerung, als im Mai 1821 förmlich bekannt gemacht wurde, daß es den Schülern der Prima und der beiden Secunden frei stehe, Sonntags Nachmittag von 2 bis 5 und täglich von 6 bis 7 und von 9 bis 10 Abends deutsche Classiker zu lesen, in Stunden, in denen bis dahin nur Griechisch, Lateinisch und Mathematik getrieben werden durfte. Und nicht nur das Vaterländische brach sich durch Koberstein Bahn in Pforte; er trieb mit einem auserwählten Kreise von Schülern, zu dem Schönborn gehörte, auch Italienisch; er las mit ihnen

Tasso und Dante, und setzte für alles, was er trieb und unternahm, seine ganze Persönlichkeit in einer Weise ein, die für die, die ihn nur aus seinen Schriften kennen, etwas sehr Ueberraschendes haben muß. Koberstein's „Grundriß" characterisirt sich durch das größtmögliche Maß von Objectivität in der Darstellung. Fast mit Aengstlichkeit vermeidet er es in seinen Urtheilen Vorliebe und Abneigung oder eine bestimmte Geschmacksrichtung hervortreten zu lassen. Der treue, nach allen Seiten gleichmäßig bethätigte Gelehrtenfleiß ist es, der den Werth des Buches ausmacht und durch den es sich zu einem fast erschöpfenden, seinen Dienst nicht versagenden Repertorium der deutschen Literatur gestaltet hat. Wer aber nach diesem Character des Buches den Mann in seinem persönlichen Auftreten und Einwirken beurtheilen wollte, der würde ganz fehlgreifen. Vielmehr trat im Verkehr vor Allem eine große Energie des subjectiven Empfindens, eine fast schroffe und rücksichtslose Schärfe des Urtheils, eine gewisse Einseitigkeit des Geschmackes hervor, — Eigenschaften, durch die sich Manche von ihm abgestoßen fühlen konnten, die aber diejenigen, welche sich ihm einmal hingegeben hatten, um so fester an ihn ketteten, wie ja denn Bestimmtheit und rücksichtslose Energie im Auftreten und Urtheilen, auch wenn sie nicht so berechtigt ist wie in diesem Falle, schon für sich allein der Jugend mehr als alles Andere zu imponiren pflegt. — So geschah es, daß die jungen Freunde, die Koberstein um sich schaarte, mit ihm in die innigste Gemeinschaft des Empfindens, Denkens und Strebens traten. Das in der Seele des jugendlichen Lehrers sich unwiderstehlich geltend machende Bedürfniß nach Mittheilung machte die Schranken fast ganz fallen, die sonst Lehrer und Schüler von einander zu scheiden pflegen, und er trug kein Bedenken die „Seinigen" Theil nehmen zu lassen an der Seligkeit des Bräutigams wie an den Freuden und Sorgen des Autors, der sich eben damals mit seiner Erstlingsarbeit, der Schrift über den Wartburgkrieg, vor das Publikum wagte.

Wer den Werth kennt, den Schönborn selbst noch im späteren Alter diesen Einwirkungen Koberstein's beimaß, und die Wärme, mit der er sich, wenn sich die Gelegenheit fand, in diesen Erinnerungen erging, der wird nicht sagen, daß wir zu lange dabei verweilt haben. Es ist keine Frage, daß dieser Verkehr das dominirende Verhältniß in dem letzten Abschnitte seines Schullebens war. — Daß er gleichwohl dadurch nicht einseitig wurde, ist oben schon hervorgehoben worden. Davor war er ebenso durch seine Natur und den durch die Erziehung des Vaters in ihm groß gezogenen Trieb nach allseitiger Ausbildung geschützt, wie durch das, was ihm das Pförtner Leben sonst bot und von ihm forderte. — Wie ernst er es mit seinen übrigen Studien nahm, und welches Gewicht er auf die Zufriedenheit aller seiner Lehrer legte, und vor allem, wie

strenge Anforderungen er an sich selbst stellte, dafür legen seine Briefe in die Heimat vielfach Zeugniß ab. So schreibt er einmal dem Vater (21. October 1821): „Im Lateinischen wünschte ich meinen Styl noch zu vervollkommnen; zwar war Ilgen mit meinem Dokimastikon im Examen sehr zufrieden, aber ich selbst weiß am besten, daß Andere doch noch besser schreiben.“ Dabei bot ihm Pforte die schönste Gelegenheit sich auch praktisch auf seinen künftigen Lebenslauf vorzubereiten. Daß er sich der ihm durch die eigenthümliche Organisation der Schule zugewiesenen „Unteren“, seiner jüngeren Mitschüler, in Erziehung und Unterweisung getreulich annahm, ist selbstverständlich. War er doch schon im Vaterhause zu einer ähnlichen Uebung seiner Kräfte gewöhnt und angeleitet worden. Aber er ertheilte auch Privatunterricht in Pförtner Familien. Und doch blieb ihm bei all' dieser ernsten und angestrengten Thätigkeit auch für die heiteren Seiten des Lebens noch Sinn und Zeit. Zunächst boten ihm die Ferien die Möglichkeit zu Ausflügen über die schöne Umgebung der Schule hinaus. Er durchwanderte Thüringen und den Harz, und seit er das Nibelungenlied kannte, erschienen ihm, wie er dem Vater schreibt, die deutschen Landschaften weit ehrwürdiger und lieblicher, als früher. — Aber auch in Pforte selbst war der Lebensgenuß nicht ausgeschlossen. Die Musik vor Allem trieb Schönborn mit dem Eifer und der Gründlichkeit eines Studiums. In der Wohnung seines Tutors, des Professor Wolff, stand ihm ein Clavier zu täglichem Gebrauch zur Verfügung. Im Singen war er so tüchtig, daß ihm Michaeli 1819 das Amt des Präcentors übertragen wurde, welches ihm die Verpflichtung auflegte bei den täglichen gemeinschaftlichen Schulandachten den Gesang anzustimmen, und daß er in einem Concert theils allein, theils in Quartetten mit Koberstein und zwei Mitschülern auftreten konnte, wobei denn namentlich der Vortrag des Körner'schen Schwertliedes großen Beifall erntete. War ihm die Musik ebenso sehr Gegenstand der Arbeit, wie des Genusses, so diente dem letzteren ausschließlich der Tanz. Er tanzte mit Lust, und das sonst so arbeitvolle und ernste Leben der Pforte bot doch auch dafür Raum und Gelegenheit. Wie sehr Schönborn für die Freuden edlerer Geselligkeit organisirt war, trat schon dort hervor. Er war nicht nur ein stets willkommener „Hausfreund“ in dem Hause seines Tutors, dem er in den letzten Jahren als Famulus noch näher trat, sondern suchte und fand auch sonst in den Familien, die der kleinen Gemeinde von Pforte angehörten, Anregung und Befriedigung für Herz und Geist. Besonders trat er in die vertrautesten Beziehungen zu dem Hause des Rendanten Teichmann. Dort waltete eine Frau, die mit dem herzlichsten Wohlwollen eine seltene Feinfühligkeit und eine nicht leicht irrende Sicherheit in der Beurtheilung

des Lebens und der Menschen verband, — Eigenschaften, in denen auch der gescheidteste Mann immer von dem angeborenen Takt edler Frauen übertroffen werden wird. Bei ihr konnte Schönborn sicher sein, wenn er fragte, zu erfahren, „was sich ziemt". Sie wurde die Vertraute seines Herzens, eine wahrhaft mütterliche Freundin. Hier bildete sich ein Verhältniß, welches lange über die Pförtner Jahre hinaus von beiden Theilen in treuester Anhänglichkeit gepflegt und weiter geführt wurde. Es würde ein wesentliches Stück in der Skizze jener Jahre fehlen, wenn nicht schließlich auch noch von Schönborn's Beziehungen zu seinen Mitschülern ein Wort gesagt würde. Ist doch gerade das eine der eigenthümlichsten und bedeutsamsten Seiten solcher geschlossenen Anstalten, daß sie ihre Zöglinge unter einander in die mannichfachsten und fruchtbarsten gegenseitigen Beziehungen bringen. Porta nutrix amicitiae, das war immer in Pforte ein beliebtes Thema für prosaische und poetische Ausführungen. Und auch auf Schönborn findet dieser Satz seine volle Anwendung. Zwar den jüngeren Schülern scheint er hauptsächlich den pflichteifrigen Oberen und Inspektor gezeigt zu haben. Er selbst schreibt in dieser Beziehung dem Vater: (21. October 1821) „Ich stehe in dem Rufe großer Strenge". Aber mit seinen Altersgenossen lebte er in dem innigsten Austausch der Gedanken und Gefühle und auch von diesen Jugendfreundschaften hat so manche die Jahre der Schulgemeinschaft lange überdauert. Und es waren die verschiedensten Naturen und unter ihnen nicht wenige recht bedeutende, mit denen Schönborn so enge Verbindungen geknüpft hatte. So gehörten unter Anderen zu seinen näheren Freunden Otto Krug, nachher Ministerialrath in Dresden, Mac Lean, der Ministerial-Director in Berlin, die Brüder Manteuffel (darunter der frühere Ministerpräsident), Oßwald, der noch in der Nähe von Pforte als Pastor lebt. Keiner aber war ihm so innig verbunden wie Theodor Pabst (ursprünglich Theologe, dann Schulmann und als Gymnasialdirector in Arnstadt gestorben). Dieser hatte mit Schönborn den täglichen Verkehr in dem Teichmann'schen Hause getheilt, dem er später durch die Verheirathung mit einer der Töchter noch näher trat. Als dann der gleichzeitige Abgang von Pforte die Freunde auseinander führte, — Pabst war Sachse; er studirte in Leipzig und wurde darauf zunächst Lehrer an dem Blochmann'schen Institut in Dresden, — da entspann sich der lebendigste Briefverkehr. Geschenke und fast schwärmerische Gefühlsergüsse wurden ausgetauscht: ein Verhältniß, welches an den Klopstock'schen Freundschaftscultus erinnert und sich zum Theil wirklich in Klopstock'schen Reminiscenzen bewegte, die in Pforte, der geistigen Pflanzstätte des Dichters, immer lebendiger geblieben sind als anderswo.

Wir meinen nun hinlänglich die geistige Atmosphäre geschildert zu

haben, in der Schönborn in den Jahren athmete, die ihm für das Leben das bestimmende Gepräge gegeben haben. Wie wohl er sich selbst in diesen Verhältnissen fühlte, geht am besten daraus hervor, daß er den Vater ausdrücklich bat ihn ein halbes Jahr länger als es nöthig gewesen wäre auf der Schule zu lassen. Der Vater stimmte zu, so daß Schönborn nicht, wie er gekonnt hätte, zu Ostern, sondern erst zu Michaelis 1822 das Abiturientenexamen machte, und mit so glänzendem Erfolge, daß er nicht nur nach der damals geltenden Abstufung der Zeugnisse Nr. 1 erhielt, sondern daß sogar der Rector Ilgen seinem Vater schrieb: (9. September 1822) „Carl gehört zu denjenigen Zöglingen, welche die größte Hoffnung erregen. Er wird für Sie eine reiche Quelle der reinsten und edelsten Vaterfreuden werden, und Pforte selbst wird Ursache haben sich über diesen Zögling zu freuen, da er ihr jetzt schon viel Ehre macht und noch mehr in der Zukunft machen wird"; — ein Lob, das aus Ilgen's Munde fast mehr sagen will, als aus jedem anderen. — Sehen wir nun, wie Schönborn die Erwartungen gerechtfertigt hat, mit denen er von Pforte entlassen wurde.

Die akademischen Jahre.

Nach einem kurzen Ferienaufenthalte im Vaterhause begab sich Schönborn nach Breslau um dort Philologie zu studiren, und wurde am 22. October 1822 immatriculirt. Der dortigen Universität hat er ohne Unterbrechung bis zu seiner am 20. Juni 1826 erfolgten Doctor-Promotion angehört, so daß er also die Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung ausschließlich der alma Viadrina verdankt. Es waren zunächst Heimats- und Familienverhältnisse sowie ökonomische Rücksichten, welche für die Wahl grade dieser Universität entschieden. Breslau gilt den Bewohnern der Provinz oder des „Großherzogthums" Posen, welches einer eigenen Hochschule entbehrt, noch heute in gewissem Sinne als ihre Provinzial-Universität. Dort fand Schönborn überdies von vorn herein Anhalt und Stütze in dem Hause seines Oheims, des Färbereibesitzers, nachher Rentiers George Gumpert, eines Bruders seiner Mutter, der ihm einen täglichen Mittagstisch gewährte, bis es Schönborn gelang sich andere Subsistenzmittel zu schaffen, deren er neben den 100 Thlr., die ihm der Vater jährlich zufließen ließ, auch bei der größten Anspruchslosigkeit bedurfte. Er hat sein ganzes Leben lang die Dankbarkeit bethätigt, die er gegen den wackeren Oheim und die Seinigen, in deren Mitte er so liebevoll aufgenommen war, im Herzen trug. Schönborn fand in Breslau seinen älteren Bruder August, der dort ebenso wie er selbst Philologie studirte und mit dem er nun eine gemeinschaftliche Wohnung bezog. Wenn es sonach überwiegend äußere Rücksichten waren,

die Breslau zu seinem Studienorte machten, so mußte doch die Wahl dieser Universität auch vom Standpunkte seiner wissenschaftlichen Förderung betrachtet als eine durchaus zweckmäßige erscheinen. Franz Passow und Christoph Schneider standen an der Spitze der classischen Studien, die deutsche Philologie vertrat F. A. v. d. Hagen, einer der Begründer dieser jungen Wissenschaft. Für die Geschichte hatte Wachler mit seiner imponirenden Persönlichkeit in der studirenden Jugend einen warmen Eifer entzündet. Für philosophische Anregungen boten sich Hinrichs, Braniß und vor allen der feurige Steffens dar. Schönborn war also von einem regen und mannigfachen geistigen Leben umgeben, und es trat die Aufgabe an ihn heran zu den verschiedensten wissenschaftlichen Richtungen und Persönlichkeiten, die auf ihn einzuwirken begannen, Stellung zu nehmen. Der Uebergang von der Schule zur Universität bietet für so lernbegierige und so vielseitig angelegte Naturen wie die Schönborn's seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. Er ist einerseits ein Schritt aus dem Engen in's Weite. Die Schule hat ihren Zögling in einen beschränkten, fest umgrenzten Kreis von Beschäftigungen gebannt. Sie hat ihm auf den verschiedenen Gebieten des Wissens, die überhaupt in ihren Bereich fallen, nicht sowohl die Sache selbst geboten, als vielmehr die Organe für ihr Verständniß in ihm auszubilden gesucht. Nun thut sich auf einmal das unendliche Reich der Wissenschaft vor den staunenden Blicken auf. Die verschiedensten Aussichten eröffnen sich, entgegengesetzte Pfade bieten sich dar. Das ist ja eben der Vorzug unserer deutschen Universitäten, daß sie den Geist einladen einzutauchen in das Meer des Allgemeinen und ihm durch die Nahrung, die sie ihm bieten, einen idealen Schwung verleihen, der durch das ganze folgende Leben nachwirkt. Aber wenn die Universität einerseits die allgemeine Bildung zum Abschluß bringt, für die die Schule den Grund gelegt hat, und die rechte Pflanzstätte der edelsten Humanität ist, dient sie auf der anderen Seite zugleich als Fachschule für die höheren Lebensberufe und fordert somit von dem Geiste, dem sie Ausblicke in's Unendliche gewährt, Beschränkung auf ganz bestimmte Aufgaben. Es scheint fast, als ob sie das Reich der Ideale dem Jünger der Wissenschaft nur erschließen wollte, um ihn, ehe er sich darin noch heimisch gemacht hat, abzurufen zur Verfolgung sehr endlicher und praktischer Lebensziele. — Mancher begabte Jüngling ist an diesem Widerspruche geistig zu Grunde gegangen, — ein Schicksal, vor dem den Brotstudenten freilich seine eigene Beschränktheit und Geistlosigkeit bewahrt. Wenn Schönborn auch hier das Richtige traf und von der Universität ebenso sehr eine seltene Fülle allgemeiner Bildung wie eine ungewöhnlich gediegene Ausstattung für seinen Beruf mit in's Leben nahm, wenn

ihm das in multis versari, in uno habitare im vollen Maße gelang, so verdankte er dies ebenso sehr der Tüchtigkeit und Klarheit seiner eigenen Natur, wie dem Umgang und Rathe trefflicher Lehrer und Freunde, an die er sich bereitwillig anschloß, ohne darum seine Selbständigkeit aufzugeben. Als er die Universität bezog, war es noch unentschieden, in welcher Region der philologisch-historischen Wissenschaften er den Schwerpunkt seines geistigen Seins finden würde. Koberstein's Einwirkung, die in der letzten Zeit seines Schullebens so mächtig gewesen war und die weit über die Grenzen desselben hinaus fortdauerte, schien ihn auf die germanistischen Studien, auf die deutsche Literatur hinzuweisen. Daß es der frühere Lehrer an Mahnungen und Anregungen in dieser Richtung nicht fehlen ließ, dafür diene als Beleg der folgende Auszug aus einem Briefe Koberstein's an Schönborn:

Pforte, d. 8. März 1823. . . . „Bericht über Pfortaische Angelegenheiten Ihnen abzustatten, erlassen Sie mir wohl: es ist hier noch immer beim Alten, das Gute gut, vielleicht etwas besser, das Schlechte schlecht. Philister giebt es hier noch immer, nicht blos unter den Schülern, ach nein; und Leute, die in den Froschpfuhl gehören, vielleicht noch mehr. Indeß man kommt am Ende zu einer unglaublichen Langmuth; was wäre das Leben ohne diese Negative, die freilich eben das sein möchte, was der Stickstoff in der Atmosphäre: unser Dasein würde ohne diese hemmenden, tödtenden Elemente zu schnell, wenn auch recht schön und prachtvoll glänzend, wie der Phosphor in Sauerstoffgas verbrennt, dahin schwinden. Drum mögen solche Leute immer da sein und sich ihres Daseins auch freuen; aber mehr als die bezeichnete Anerkennung erlangen sie von mir wenigstens nie."

Dann heißt es weiter mit Beziehung auf ein damals verbreitet gewesenes Gerücht über Goethe's Tod:

„Des Göttlichen Dahinscheiden war auch zu unseren Ohren gekommen; meinen Schmerz können Sie sich denken. Es war mir, als ob die Welt düster würde, als ob nun Deutschlands lichte Sonne untergegangen. O pfui über die faden Gleichnisse! es war mir, wie es jedem von meiner Gesinnung bei solch' einer Nachricht sein mußte. Glücklicher Weise hat sich die Trauerpost nicht bestätigt; noch lebt er, so viel wir wissen, und vielleicht erhält ihn uns die Vorsehung noch auf einige Zeit. Wie Vieles könnte man eher missen, als ihn, den Einzigen! Vergessen Sie ihn nicht, lieben und ehren Sie ihn nicht blos, vertrauen Sie ihm wie der Natur, wie der Geliebten: solche Wesen lassen uns, wenn sie ächter Art sind und sich ihnen auf eine würdige Weise hingegeben wird, nie ungetröstet und unerquickt von sich. Ich weiß es, was ich Goethe verdanke, was er mir gewesen, und gern wende ich Novalis Verse auf ihn an: „Was wär' ich

ohne dich gewesen"; versetzt mich diese dankbare Anerkennung des mir Gewährten doch in manche schön genossene Stunde zurück. Ich habe den Goethe nie mit mehr Andacht gelesen, als da ich meine Braut mit ihm bekannt machte. Wie es scheint, so habe ich von Ihnen nicht zu befürchten, daß Sie dem Meister ungetreu werden könnten; lieber vergessen Sie mich, als ihn; jenes würde mich nur schmerzen, dieses Ihnen von unsäglichem Schaden sein. — Wenn ich nun auch in dieser doppelten Hinsicht von Ihnen des Besten überzeugt bin, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen, mein Geliebter, eine Sorge zu bekennen, die ich in Betreff eines andern Punktes um Sie habe. Ihr lieber Brief enthält doch auch kein einziges Wörtchen von einem altdeutschen Gedichte: es scheint fast, Sie haben seit Ihrer Trennung von mir noch gar nicht wieder etwas Dergleichen vorgenommen. Ich tadle Sie nicht, sobald andere Rücksichten Sie von diesen Studien abgehalten, ich wünschte nur darüber von Ihnen Aufschluß, ob Sie diese Angelegenheit, für die ich mein ganzes Leben opfern möchte, so ganz bei Seite geschoben? Ich wünschte vor Allem, und darauf bleiben Sie mir die Antwort nicht schuldig, ob Sie nicht gewaltig zu dem Studium unserer Geschichte und Literatur hingezogen werden. Ist dies nicht der Fall, so verliere ich kein Wort mehr gegen Sie über diese Angelegenheit und wir bleiben dabei doch in dem alten Verhältnisse. Es taugt nicht, wenn man einen Andern für eine Sache einnehmen will, wozu ihn nicht schon bei der geringsten Anregung die ganze Seele zieht: ich habe davon an mir selbst merkwürdige Erfahrungen gemacht. Aber eben aus diesem Grunde spreche ich so offen mit Ihnen. Es sollte mich tief schmerzen, wenn Sie vielleicht einem edlen, ja vielleicht für den Deutschen dem edelsten und schönsten Triebe nicht Folge leisteten, weil Ihnen andere Menschen viel von der philologischen Glückseligkeit vorgeschwatzt. Fühlen Sie wirklich rechten Trieb, in dieses todte, gemüthlose, unchristliche Leben aufgenommen zu werden, so sei es. Bei Ihnen, denke ich, wird es nicht schwer halten, auch das Todte lebendig zu machen. Aber um des Himmels willen nur nicht dem Geschwätz der Alltagsmenschen gefolgt! Ich bitte Sie herzlich, setzen Sie Ihre Glückseligkeit nicht um Anderer Launen willen auf's Spiel, mögen es die Launen Ihres Freundes Koberstein oder jedes Anderen sein. Nur dem Willen Ihres Vaters geben Sie nach, sonst Niemandem; dies ist das Letzte, was ich Ihnen darüber sage, wenn Sie mich nicht selbst zu weiteren Erörterungen auffordern sollten."

Wir müssen es uns versagen, hier auch den übrigen Theil des Briefes mitzutheilen, in dem Koberstein von seiner Thätigkeit in Pforte, von seinem Verkehr mit den Schülern, von der Art, wie er sie zu seinem Lieblingsstudium heranzieht, ein lebendiges und anschauliches Bild giebt. Nur ein Passus aus dem zwei Tage später geschriebenen Schlusse soll nicht

unterdrückt werden, in dem die Gedanken des Anfanges wieder anklingen, und der in der frischen, poetischen, zuversichtlichen Stimmung, die sich in den Worten ausprägt, es recht begreiflich macht, wie Koberstein in jenen Jahren jugendlicher Lebenslust gleichgesinnte Seelen mit sich fortzureißen vermochte. „Heute bin ich einmal wieder recht frisch und froh. Draußen ist's gar schön. Blauer Himmel, milde Luft, ein Herz, was das Gute will, Gesundheit, die Einem dessen Erlangung möglich macht, was will man mehr? Gott gebe Ihnen heute eine gleiche Stimmung, und wenn Sie auch nicht Bräutigam sind, so werden Sie doch die Welt recht schön finden. Was gehen uns die Philister und Froschpfuhler an? Non ragionam di lor, ma guarda e passa."

Solcherlei Stimmungen und Mahnungen des geliebten Lehrers kam in Schönborn's eigenem Geiste ein gleichartiges warmes Interesse entgegen. Er schloß sich an v. d. Hagen an, dem Koberstein durch ihn sein eben vollendetes Erstlingswerk, das Buch über den Wartburgkrieg, sein Schmerzenskind, wie er es nannte, überreichen ließ. Mit welchem Eifer er sich den altdeutschen Studien ergab, dafür zeugt unter Anderem die Thatsache, daß er sich den größten Theil des noch wenig zugänglichen Epos: Tristan und Isolde abschrieb, mit dessen Herausgabe sein Lehrer v. d. Hagen eben damals beschäftigt war. Daß er auch in dem in Pforte begonnenen Goethe-Cultus nicht nachließ, sondern sich mehr und mehr in des Meisters Werke vertiefte, das geht aus dem brieflichen Verkehr mit seinen Freunden hervor, in dem diese Saite zu den am häufigsten angeschlagenen gehört. Wer aber ihm später nur einigermaßen näher getreten ist, der weiß, wie er sein Leben lang sich als ein Glied in dem engeren, über ganz Deutschland verbreiteten Kreise von Goethe-Verehrern und Goethe-Kennern fühlte und daß er auch bis zu einem gewissen Grade die Exclusivität und das abweisende oder doch kühle Verhalten gegenüber anderen Größen unserer neueren Literatur theilte, Stimmungen, die in jenem Kreise nicht selten sind. — Indessen, wie tief ihm auch diese Interessen gingen, — so vollständig nahmen sie doch nicht Beschlag von ihm, daß er sie zum Mittelpunkte seiner Studien und zu seinem eigentlichen Lebenszwecke gemacht hätte. Daß er nicht in ihnen, sondern vielmehr in der classischen Philologie seinen Schwerpunkt fand, dafür waren wohl hauptsächlich zwei Gründe entscheidend. Der eine war eine mehr allgemeine überwiegend praktische Rücksicht. Zwar sah Schönborn an dem Beispiele seines Freundes Koberstein, daß auch die germanistischen Studien recht wohl den Zugang zu einem Schulamte eröffnen konnten, indessen konnte es ihm doch nicht entgehen, daß den Mittelpunkt des Gymnasial-Unterrichts nach wie vor die classischen Sprachen und die classische Literatur einnehmen müßten, und so konnte denn für eine so entschieden auf das

praktische Wirken als Lehrer und Erzieher angelegte Natur wie die Schönborn's schon darum die Wahl nicht lange zweifelhaft sein. Dazu kam dann aber zweitens die persönliche Einwirkung der bedeutenden Männer, die in Breslau seine akademischen Lehrer wurden. Hier ist in erster Stelle Passow zu nennen, dem er selbst nächst den Eltern das Meiste zu verdanken versicherte. Eine Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung und Wirkung Passow's kann natürlich in den engen Grenzen dieser biographischen Skizze nicht versucht werden. Nur das sei hervorgehoben, — besonders da es über seinen Verdiensten als Lexikograph leicht vergessen werden könnte, — daß er fern von jeder sprachlichen und grammatischen Einseitigkeit und Pedanterie zu den Vertretern derjenigen Richtung in seiner Wissenschaft gehörte, die, Kunst und Leben des Alterthums in ihren Bereich ziehend, über der wissenschaftlichen Genauigkeit nicht den Geschmack in der Darstellung, über der Vergangenheit nicht die Beziehungen zur Gegenwart, über der Gelehrsamkeit nicht die Gesinnung vernachlässigt. Ein Schüler von Friedrich Jacobs in Gotha, dann Lehrer an dem Gymnasium in Weimar, wo die Nähe von Göthe und seinem Kreise mächtig auf ihn gewirkt hatte, stand er in der Reihe derjenigen Universitäts-Professoren, die fast mehr ausrichten durch den Adel ihrer Natur, durch ihre gesammte energische, ächt humane, belebende Persönlichkeit, als durch ihre gelehrten Verdienste und Unterweisungen. Die Alterthumswissenschaft, wie sie in ihm Gestalt gewonnen hatte, war weit verschieden von dem unfreundlichen Bilde, welches Koberstein in dem oben angeführten Briefe von ihr entworfen hatte, und es war für Schönborn's ganze Entwickelung von entscheidender Bedeutung, daß er einem solchen Manne gleich von dem Beginn seiner akademischen Studien an nahe treten durfte. Passow stand aber nicht allein, sondern bildete den Mittelpunkt eines gesinnungsverwandten Kreises, der namentlich durch die Turnstreitigkeiten zu engerem Zusammenschlusse geführt worden war. Mit Passow hatten sich namentlich sein Schwiegervater Wachler und sein philologischer Specialcollege Schneider für das Turnen lebendig interessirt, während in der Reihe der Gegner Steffens voranstand. Als am 17. Oktober 1818 der Turnplatz auf höheren Befehl geschlossen worden war, wirkten die Gegensätze der Gesinnung und Lebensführung, um die es sich in jenen Streitigkeiten gehandelt hatte, in den akademischen Kreisen noch lange fort, und Schönborn fand, als er die Universität bezog, die Wogen noch keineswegs geglättet. Seine Studien aber wiesen ihn ganz überwiegend auf den Kreis der oben genannten Turnfreunde hin, denen er auch durch persönlichen und häuslichen Verkehr nahe treten durfte. Bei Passow und Wachler hatte er wöchentlich einen Mittagstisch. Auch wurde er schon in den ersten Monaten von Passow und dem Theologen Gaß, der ihm eben-

falls Zutritt in seinem Hause und einen Mittagstisch gewährt hatte, aufgefordert, ihren eng befreundeten Söhnen Unterricht im Griechischen zu ertheilen. Das geschah zum Theil in dem Arbeitszimmer des Professor Passow, während dieser gegenwärtig war und an seinem Tische seinen eigenen Studien oblag. Die Aufgabe war um so schwieriger und interessanter, als die beiden Zöglinge, Knaben von neun Jahren, auf Passow's Vorschlag ohne jede Kenntniß des Lateinischen mit dem Griechischen den Anfang des fremdsprachlichen Unterrichts überhaupt machten, — ein pädagogisches Experiment, welches auch sonst hin und wieder empfohlen und versucht worden ist und welches damals um so näher lag, da in Folge des eben begonnenen Befreiungskampfes aller Augen auf Griechenland gerichtet waren und die Liebe zur griechischen Literatur auf jede Weise geweckt werden sollte. Schönborn hatte sich dieser seiner beiden ältesten Schüler nicht zu schämen. Der eine, Wilhelm A. Passow, wurde Gymnasiallehrer in Meiningen und dann Gymnasialdirector in Ratibor und zuletzt in Thorn († 1864); der andere, Wilhelm Gaß, der nachher Schönborn's Schwager wurde, wirkt als Professor der Theologie in Heidelberg. Es ist von Interesse, zu vernehmen, wie dieser letztere sich von seinem gegenwärtigen Standpunkte aus über jenes pädagogische Experiment äußert: „Der Versuch ist gelungen. Wir lasen nach wenigen Jahren Homer und Plato, und als der Unterricht später (Schönborn selbst setzte ihn bis zu seinem Abgange nach Guben fort) von Held (nachmals Rector in Schweidnitz) und Wenzel (nachher Rector in Oppeln) fortgesetzt wurde, wurde mir zugemuthet, mit vierzehn Jahren den Aeschylos zu verstehen. Als Tertianer in's Magdalenäum eintretend, wußte ich doppelt so viel als meine Mitschüler. Dennoch möchte ich diese Umkehrung der gewöhnlichen Ordnung keineswegs empfehlen. Das Lateinische ist mir, als ich damit begann, blutsauer geworden, es eignet sich besser zur Einführung in den classischen Unterricht." Besonders förderlich für den Fortgang seiner Studien wurde Schönborn's Eintritt in das philologische Seminar, welches von Passow und Schneider geleitet wurde. Nachdem er schon im ersten Semester fleißig hospitirt hatte, wurde er Ostern 1823 aufgenommen auf Grund der Bearbeitung einer von Passow gestellten Aufgabe über die Dialekte in den Chören des Sophokles. Die Arbeit fiel so befriedigend aus, daß Schneider davon Abstand nahm, ihm, wie es sonst gewöhnlich war, eine zweite Aufgabe zu stellen. Einen wie glücklichen Fortgang unter diesen Umständen seine Studien nahmen, das ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß er aus allen drei akademischen Preisbewerbungen, die während seiner Studienjahre stattfanden, als Sieger hervorging. Auch in einem Wettkampfe anderer Art trug er — und zwar durch das Urtheil seiner eigenen Commilitonen — den Preis

davon. Die Studenten beschlossen nämlich 1823 zu der Vermählung des damaligen Kronprinzen (nachher König Friedrich Wilhelm IV.) mit Elisabeth von Baiern dem hohen Paare ihre Glückwünsche in Gedichten darzubringen, und an der zu diesem Zwecke angeordneten allgemeinen Concurrenz betheiligte sich auf die Ermunterung Passow's Schönborn mit griechischen Versen, die er nach sorgfältigem Studium Homer's und in engstem Anschluß an den alten Dichter niederschrieb. Er hatte die Freude, daß die Studentenschaft sich neben einem deutschen Gedichte für dieses griechische entschied, worauf denn die beiden Gedichte in Folio splendide gedruckt und in vier auf weißem Atlas gedruckten, köstlich in Sammet gebundenen Exemplaren am Vermählungstage durch eine Deputation dem akademischen Senate überreicht wurden, der sie dann weiter an das gefeierte Paar sowie an die Könige von Preußen und Baiern gelangen ließ. Als dann im August 1824 die Neuvermählten selbst nach Breslau kamen und von der Studentenschaft durch einen Fackelzug begrüßt wurden, gehörte der Verfasser des griechischen Gratulationscarmens mit Fug und Recht zu der von dem prinzlichen Paare empfangenen Deputation der Universität. Wenn Schönborn, wie wir gezeigt haben, schnell genug in den philologischen Studien seine geistige Heimat gewann und es in ihnen schon auf der Universität zu vielfach anerkannten Leistungen brachte, so war er doch weit entfernt, darüber die anderen Gebiete des menschlichen Wissens zu vernachlässigen. Daß die von Koberstein empfangenen Anregungen sein ganzes Leben lang in ihm fortwirkten, ist schon gezeigt worden, und so ist denn die Vereinigung streng philologischer Fachbildung mit einer ausgebreiteten und tiefbegründeten Kenntniß der vaterländischen Literatur einer der bezeichnendsten Züge seiner ganzen geistigen Physiognomie gewesen. Aber auch nach anderen Seiten arbeitete er rastlos an der Erweiterung seines Gesichtskreises. Im Felde der Geschichte begnügte er sich nicht mit dem eifrigen Anhören der fesselnden Vorlesungen Wachler's, sondern er empfing von diesem in einem Privatissimum auch Anleitung zu selbständigen geschichtlichen Arbeiten. Für Philosophie hatte er ein reges Interesse. Er hörte bei Hinrichs und bei Steffens und hatte zu des Letzteren wöchentlichen Thee-Abenden regelmäßigen Zutritt. Mathematische Vorträge, namentlich über Differenzial- und Integralrechnung, hörte er bei Brandes. Und auch über den Kreis seiner Facultät griff sein Interesse hinaus. Er verkehrte viel mit dem juristischen Professor Schilling, und namentlich wurde ihm durch Gaß, bei dem er nicht nur Vorlesungen über Ethik und Dogmatik hörte, sondern in dessen Hause er auch besonders gern und viel aus und ein ging, die Theologie nahe gebracht. Daß die Vorlesungen von Gaß über Ethik einen wichtigen Beitrag zu seiner wissenschaftlichen Bildung und ganzen Lebensansicht ge-

liefert haben, hat er selbst in seiner Vita ausgesprochen. Schönborn's wissenschaftliche Entwickelung während seiner akademischen Jahre, die ihn zu jener universellen Bildung führte, welche ihn eben so sehr als Menschen zierte und auszeichnete, wie sie ihn zum Leiter einer großen Schule geschickt machte, dürfte in dem Vorstehenden hinlänglich charakterisirt sein. Doch soll auf sein sonstiges Leben und Treiben während jener Jahre noch ein Blick geworfen werden, ehe wir ihn in die Praxis seines pädagogischen Berufes begleiten. Daß seine äußere Lage eine recht beschränkte und knappe war, ist schon im Anfange dieses Abschnittes hervorgehoben worden. Für den Vater, der bei einem Amtseinkommen von 400 Rthlrn. für die Erziehung und Ausbildung so vieler Söhne zu sorgen hatte, war schon die Gewährung von 100 Rthlrn. jährlich an einen Einzelnen nicht ohne die äußerste Anstrengung möglich, und er würde auch so viel nicht vermocht haben ohne die treue und rastlose Hilfe seiner Gattin — er hatte sich während Carl's Aufenthalt in Pforte zum zweiten Male verheirathet —, die ihren Stiefkindern im vollen Sinne des Wortes eine zweite Mutter wurde und mit grenzenloser Liebe für sie thätig war. Wenn nun auch diese Summe in den Freitischen, die Schönborn bald erhielt, sowie in dem, was er durch Privatstunden erwarb, eine wesentliche Ergänzung gewann und auch in dem Zusammenwohnen mit seinem älteren Bruder August eine nicht unerhebliche Erleichterung lag, so mußte doch immerhin der ganze Zuschnitt des Lebens ein überaus einfacher und karger sein. Die Ausstattung des Zimmers, welches die Brüder gemeinschaftlich bewohnten, bestand in zwei Bettstellen, einem alten Tisch, zwei Stühlen von Holz, der eine mit ganzer, der andere mit zerbrochener Lehne — einem Repositorium und je einem Koffer für Wäsche, wozu als einziger Luxus ein alter von den Brüdern, die beide tüchtige Klavierspieler waren, käuflich erworbener Flügel kam. Eine Zeit lang, im Winter 1823—1824, nahmen die Brüder in dieses Zimmer auch noch einen dritten, jüngeren Bruder auf und bereiteten ihn in einem täglich fünf- bis sechsstündigen Unterrichte für die Aufnahme in Pforte vor. Wenn man sich in diese beschränkten Verhältnisse hineindenkt, so wird man es Carl Schönborn hoch anrechnen müssen, daß er eine äußerlich sehr glänzende Situation, die sich ihm gleich in der ersten Zeit seines Universitätslebens darbot, ohne Zaudern von der Hand wies, weil er darin ein Abirren von dem einmal gesteckten Lebensziele sah. Er sollte unter sehr günstigen Bedingungen in Berlin die Erziehung der beiden Söhne des kurz vorher in Paris verstorbenen preußischen Gesandten General-Lieutenant Grafen v. d. Goltz übernehmen. Indem er das Anerbieten ablehnte, schrieb er dem Vater im December 1822: „Auf jeden Fall wäre ich etwas Halbes, und dies könnte mich unglücklich machen" — eine Handlungsweise, die für seinen

tüchtigen, festen und klaren Sinn sehr bezeichnend ist und die die volle Billigung aller derer fand, auf deren Urtheil er Werth legte. Wenn er in diesem Falle gezeigt hat, daß er zu entsagen wußte, wo es sich um höhere Zwecke handelte, so dürfen wir uns darum übrigens sein Breslauer Leben bei allen Entbehrungen, die es ihm auferlegte, und bei aller Arbeitsamkeit nicht als ein freudloses und finsteres denken. Er zeigte auch in diesen Jahren, wie gut er Arbeit und Genuß zu verbinden verstand. Namentlich entbehrte er der Hauptwürze der Arbeit nicht, des vertrauten Umganges mit Freunden und Studiengenossen. Ohne die auf der Schule geknüpften Verbindungen aufzugeben, gewann er einen neuen Freundeskreis, dem neben den Theologen Ruprecht und Frosch von Commilitonen seiner Facultät namentlich Werner, Wimmer, Müller, Held, Pinzger angehörten, die alle später so wie er selbst an schlesischen Gymnasien zu Amt und Würden gekommen sind. Werner's Vater war Pastor in der Nähe von Trebnitz, und nicht selten wanderten die Freunde Sonnabends dorthin, um sich am Tanz zu ergötzen, an dem Schönborn schon in Pforte Freude gefunden hatte. Auch in Breslau selbst fehlte es ihm an ähnlichen Zerstreuungen nicht, und wenn er auch bei seinem ersten Auftreten als junger Student noch etwas Unbeholfenes und Eckiges hatte, so lernte er doch früh sich in den conventionellen Formen der feineren Gesellschaft mit Freiheit und Gewandtheit zu bewegen. Was aber den eigentlichen Sonnenschein seiner akademischen Jahre ausmachte, das war die erwachende Herzensneigung zu seiner nachherigen Gattin, der Tochter des Consistorialraths Gaß. Sie war der Magnet, der ihn immer wieder in dieses gastliche Haus zog, und so ist denn auch nach dieser Seite hin die Universitätszeit grundlegend für die ganze Zukunft Schönborn's geworden.

Guben und Schweidnitz.

Selten hat sich so schnell und unmittelbar die eigene Berufsthätigkeit an den Abschluß der Lehrjahre angeschlossen, wie es bei Schönborn der Fall war. Er hegte den lebhaften Wunsch nach Vollendung seiner Breslauer Studien in Berlin Hegel und Schleiermacher zu hören und kennen zu lernen. Doch mußte er auf diesen Gedanken verzichten, als er, während er noch mit den Vorbereitungen für die Doctor-Promotion beschäftigt war, auf Passow's Empfehlung von dem Gubener Magistrat zum Prorector des dortigen Gymnasiums gewählt wurde. Am 20. Juni 1826 wurde er nach bestens bestandener Prüfung und nach Vertheidigung seiner Dissertation de authentia declamationum, quae Gorgiae Leontini nomine exstant (Vratisl. 1826. 35 pag. 4°) zum Doctor der Philosophie – und zwar praemii causa gratis — promovirt, und da diese Promotion nach damals geltender Ordnung weitere Prüfungen

unnöthig machte, so reiste er schon am folgenden Tage nach Guben ab, um das dortige Prorectorat zu übernehmen. Am 23. Juni langte er in Guben an nnd übernahm sofort das ihm übertragene Amt, ohne die Bestätigung von Seiten der Aufsichtsbehörde abzuwarten, die indessen bald erfolgte. Er ging gern nach Guben, einer Stadt, zu der er mancherlei Beziehungen hatte. Hier hatten sein Vater und einer seiner Brüder ihre Schulbildung erhalten und beide hatten dort mancherlei Wohlthaten genossen, hier hatte sein Pförtner Tutor, Professor Wolff, 5 Jahre als Conrector gewirkt und hier seine Gattin heimgeführt, für die Schönborn eine kindliche Anhänglichkeit hatte. Hier war auch die Heimat seines Heym, seines ehemaligen „Obergesellen", dem er in herzlicher Liebe zugethan war. Er trat also in Verhältnisse und Umgebungen ein, die ihm durch die Schilderungen seiner nächsten Verwandten und Freunde vielfach nahe gebracht und vertraut waren, und er hat denn auch dort sehr glücklich gelebt und gewirkt. Aber gleichwohl war die Aufgabe nicht eben leicht, die hier auf die Schultern des 23jährigen Jünglings gelegt wurde, und es war eine ernste praktische Prüfung, in der er fast mehr noch die Energie seines Charakters als die Tüchtigkeit und den Umfang seines Wissens zu bewähren hatte. — Guben war mit der Nieder-Lausitz erst 1815 preußisch geworden und obgleich das dortige Gymnasium schon mancherlei Veränderungen und Umgestaltungen erfahren hatte, so war es doch noch immer nicht ganz auf den Fuß der preußischen Gymnasien organisirt. Es bestand anfangs nur aus drei, dann aus fünf Klassen, von denen die beiden oberen dreijährige Curse hatten. An der Spitze der Anstalt stand noch von der sächsischen Zeit her der Rector Richter, der seinen Schülern eine seltene Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beizubringen wußte, wie denn überhaupt der lateinische Unterricht bis auf Schönborn's Zeit eine fast ausschließliche Herrschaft behauptete. Dem neuen Prorector, der hauptsächlich in Prima und Secunda zu unterrichten hatte, fiel nun neben einem Theil des lateinischen Unterrichts hauptsächlich Griechisch, Geschichte und Religion zu, und in welchem Maße seine Kräfte angespannt wurden, zeigt das Gubener Programm von 1831, in welchem er mit 27 wöchentlichen Unterrichtsstunden aufgeführt ist. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn er bei aller Arbeitskraft in den Briefen an die Brüder doch von Zeit zu Zeit über die allzu große Last klagt. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, daß er in der kurzen Zeit seiner Gubener Wirksamkeit doch zu zwei gelehrten Arbeiten Zeit fand, die, eine Fortsetzung seiner unter Passow mit so gutem Erfolge begonnenen griechischen Studien, in den Gubener Programmen von 1827 und 1830 veröffentlicht sind: 1. Ueber die

Aechtheit der Verse 895 bis 906 in der Antigone des Sophokles. Breslau 1827. 16 S. 4°, und 2. Ueber das Verhältniß, in welchem Platons Menexenos zu dem Epitaphios des Lysias steht. Breslau 1830. 32 S. 4°. — Geselliger Verkehr, der ihn sichtlich an Freiheit des Betragens und Sicherheit des Auftretens zunehmen ließ, — am meisten war er mit einem Hauptmann von Proekh befreundet — Besuche der Brüder und des Vaters sowie Reisen in die Heimat, nach Breslau und nach Berlin und weiter brachten auch hier die unentbehrlichen Unterbrechungen der angestrengten Berufsthätigkeit, die übrigens schon Michaelis 1830 ihren Abschluß erhielt.

Das Gymnasium zu Schweidnitz war unter der langjährigen Leitung des Rectors Halbkart allmählich immer tiefer herabgekommen und zuletzt in den übelsten Ruf gerathen, so daß der Anstalt endlich durch die Aufsichtsbehörde sogar die Berechtigung zur Entlassung von Abiturienten entzogen worden war. Als daher Halbkart im März 1830 starb, galt es in seine Stelle einen Mann zu setzen, der die in Schweidnitz herrschende, sich in den gröbsten Excessen kundgebende Zuchtlosigkeit auszurotten und die Anstalt disciplinarisch und wissenschaftlich von Grund aus zu reorganisiren im Stande wäre. Die Aufgabe war eine sehr viel schwierigere, als wenn es sich darum gehandelt hätte einen ganz neuen Schulorganismus zu schaffen. Daß gerade Schönborn für diese schwerste aller pädagogischen Aufgaben ausersehen wurde, darin liegt der beste Beweis für seine glücklichen und ausgezeichneten Erfolge in Guben. Am 4. October 1830 trat er sein neues Amt als Director in Schweidnitz an, — ein gewaltiger Schritt vorwärts in seiner Laufbahn, dessen er sich um so mehr zu freuen Ursache hatte, als er ihn zugleich in anderer Beziehung an das Ziel seiner Wünsche brachte. Es ist bereits der zarten Bande gedacht worden, die ihn schon als Studenten an das Haus des Consistorialrath Gaß gefesselt hatten. Inzwischen war Cäcilie Gaß seine Braut geworden. Jetzt führte er sie, wenige Tage nach seiner Einführung in Schweidnitz, am 28. October 1830 als Gattin heim. Der Vater der Braut selbst vollzog in seinem Hause in Gegenwart vieler Freunde die Trauung. Es war die letzte Freude seines Lebens, denn damals schon sehr kränklich vermochte er wohl seine Kinder im November noch einmal in Schweidnitz zu besuchen, aber schon am 19. Februar 1831 ist er gestorben. Der Ehebund aber, den er eingesegnet hatte, gestaltete sich zu der innigsten, beglückendsten Lebensgemeinschaft, die sich denken läßt. Nie hat ein Mann Gattin und Kinder mit zarterer, hingebenderer Sorge gehegt und gepflegt als Schönborn, nie einer es besser als er verstanden das Glück eines harmonischen, schönen Familienlebens zu schaffen und zu genießen. Dieses innige Behagen an der eigenen Häuslichkeit aber

war ihm gerade in der Schweidnitzer Periode um so unentbehrlicher, als die amtliche Aufgabe, der er sich zu unterziehen hatte, natürlich Kämpfe und Widerwärtigkeiten aller Art brachte. Wir besitzen über Schönborn's Schweidnitzer Wirksamkeit, die ja nur drei und ein halbes Jahr dauerte, Aufzeichnungen von zweien seiner damaligen Schüler. Der eine, H. Palm in seiner Lebensskizze in den schlesischen Provinzialblättern (1870. Februar) schreibt pag. 6: „Die Zustände der Schule machen die Strenge begreiflich, mit welcher Schönborn auftreten zu müssen glaubte. Allerdings erschien diese seinen damaligen Schülern zuweilen übergroß, ja oft als Härte, dabei aber entging ihnen auch nicht, welch' gewaltiger Unterschied zwischen der Lehrweise des jungen Rectors und der fast aller anderen Lehrer stattfand; sie fühlten die mächtige Förderung, die sie in allen Beziehungen durch das große Lehrgeschick und das reiche Wissen des ersteren erfuhren, der seine hohen Anforderungen an ihren Fleiß vor Allem durch den größten eigenen Fleiß unterstützte, welchen er beim Unterrichte an den Tag legte und vermöge dessen er den schwersten Theil der Arbeit stets auf seine eigenen Schultern nahm. Bald war denn auch die Ordnung der Anstalt eine musterhafte. Freilich hatte ihr ein großer, wenn auch nicht guter Theil der Schüler der oberen Klassen den Rücken gekehrt, diese waren bedeutend gelichtet worden, und Zuzug aus der Fremde fand in den $3^1/_2$ Jahren, wo Schönborn das Rectorat dort versah, fast gar nicht statt. Der Verfasser erinnert sich, daß er bei seiner Uebersiedelung von einem anderen Gymnasium an das zu Schweidnitz geradezu Aufsehen unter der Schülerwelt erregte, da wohl das Gehen, nicht aber das Kommen unter ihr eine gewöhnliche Erscheinung war. Doch fand die neue Zucht bei den Behörden wie bei der Bürgerschaft die dankbarste Anerkennung. Nach Ablauf des ersten Jahres durften wieder Abiturienten entlassen werden, und in der Handhabung der Disciplin unterstützten die Einwohner der Stadt unaufgefordert den Rector so bereitwillig, daß er keiner der sonst wohl vorkommenden Mittel bedurfte, um zu erfahren, wann und wo seine Primaner gegen die Schulgesetze gesündigt hatten; wiederholt liefen davon freiwillige Anzeigen ein, da man allgemein die Nothwendigkeit der strafferen Zucht begriff."

Ein zweiter Zeuge ist Schönborn's eigener Schwager, Wilhelm Gaß, der mit seiner Mutter nach des Vaters Tode Ostern 1831 nach Schweidnitz gezogen war und nun noch $1^1/_2$ Jahre bis zum Abgange zur Universität der Prima des dortigen Gymnasiums angehörte und unter der unmittelbaren Leitung seines Schwagers stand. Er bemerkt bestätigend und ergänzend zu dem Palm'schen Berichte: „Es lag eben Alles im Argen, der Stand der Prima zu niedrig, die Lehrer theilweise unbrauchbar oder zu beliebig in ihrem Unterricht, obgleich auch einige tüchtige

Männer wie Brückner nicht fehlten. Es kam darauf an, durchzugreifen, was nicht ohne Widerstreben und Schmerz abging. Ich glaube, daß diese Jahre für Schönborn's persönliche und pädagogische Entwickelung entscheidend gewesen sind. Den autokratischen Standpunkt, den er sich als junger Mann von achtundzwanzig Jahren damals erkämpfen mußte, hat er nachher behauptet und niemals aufgegeben. Er handelte durchaus energisch, ich möchte sagen monarchisch; er drang damit durch, weil er mit dieser Strenge ein höchst einnehmendes persönliches Wesen gegen die Collegen und Behörden verband und weil der Erfolg für ihn sprach. Seinen dortigen Collegen war er ohne Ausnahme geistig überlegen. Die Schüler murrten, aber die besseren wurden gewonnen. Während er uns anstrengte, verschmähte er nicht, auch unserer Geschmacksbildung mitunter ein vergnügliches Opfer zu bringen, wie er denn in Prima einmal eine Tieck'sche Novelle vorgelesen und uns in die Schönheit der Goethe'schen Poesie eingeweiht hat. Es war eben nöthig, auch nach dieser Seite den Sinn zu wecken."

Wir haben diesen aus eigener lebendiger Erinnerung geschöpften Schilderungen kein Wort weiter hinzuzufügen und können es um so eher unterlassen, unsererseits die Verdienste zu preisen, die sich Schönborn um die Schweidnitzer Schule erworben hat, als auch hier wieder die beste Würdigung derselben in der Kürze seines dortigen Aufenthaltes selbst liegt, denn es lag sicherlich keine geringe Anerkennung darin, daß er schon Ostern 1834 von dem Breslauer Magistrat in die Hauptstadt der Provinz berufen wurde, um die Leitung eines der großen städtischen Gymnasien, der Schule zu St. Maria Magdelena, zu übernehmen. —

Breslau.

Von seiner Uebersiedelung nach Breslau an ist Schönborn's äußeres Leben bis zu seinem Ende glatt und einfach ohne weiteren Wechsel verlaufen. Er hat von Ostern 1834 — seine feierliche Einführung fand am 7. April statt — bis zu seiner tödtlichen Erkrankung Ostern 1869, also 35 Jahre lang, ohne Unterbrechung das Directorat des Magdalenäums verwaltet. Zwar haben Anfragen und Verhandlungen wegen eines neuen Stellenwechsels wiederholt stattgefunden. Namentlich wurden zweimal ihm andere Stellungen angetragen, zuerst im Herbst 1853 das Amt eines Provinzialschulrathes in der Provinz Posen, und dann einige Jahre später das Directorat des Stettiner Gymnasiums. Aber die erstere Stellung hatte für ihn nichts Lockendes. Obschon ihm der Gedanke aus dem praktischen Schulleben zu einer höheren Verwaltungsstelle überzugehen an und für sich keineswegs widerstrebte, so schien ihm doch auf der anderen Seite Posen ein zu wenig ausreichender Ersatz für Breslau.

„Das Klima von Posen", schreibt er darüber seinen Geschwistern, „ist wenig zu empfehlen, die Stadt und die Provinz noch weniger; ich kann nicht Polnisch, was ich für die Stelle sehr wünschenswerth halte... Mir scheint es genug zu sein, daß drei meiner Brüder der vaterländischen Provinz sich gewidmet haben." Da er sich nun überdies in seinem Einkommen für's erste merklich verschlechtert haben würde, so lehnte er ohne Bedenken ab, obgleich er sich dessen wohl bewußt war, daß er von dem Ministerium nun auf weitere Berücksichtigung wohl kaum hoffen dürfe. Ernsterer Erwägung werth schien ihm das Directorat in Stettin, dessen Einkünfte die seines Breslauer Amtes um ein sehr Erhebliches übertrafen. Indessen ließ er sich auch diesmal leicht festhalten, als die städtischen Behörden ihm durch eine namhafte Verbesserung seiner Stellung bethätigten, welchen Werth sie auf sein Verbleiben legten. So ist denn also Schönborn der Hauptstadt Schlesiens nicht wieder entfremdet worden, und man darf wohl sagen: er war hier so durchaus in seinem Elemente, er verwuchs so ganz mit dem Breslauer Leben, daß jede Verpflanzung in einen anderen Boden für ihn nicht ohne eine schmerzliche Einbuße an den besten Lebensgütern ausführbar gewesen wäre.

Breslau hat sich in unserem Jahrhundert mehr und mehr zu einem der bedeutendsten Centralpunkte deutschen Culturlebens gestaltet. Es ist in einem Sinn und Umfang, wie keine zweite unserer Provinzialhauptstädte, wirklich Kopf und Herz seiner Provinz, und zwar einer Provinz, die an Bevölkerungszahl allen anderen des preußischen Staates voransteht und an Reichthum und Mannigfaltigkeit des Lebens von keiner übertroffen wird. Landwirthschaft und Industrie sind in Schlesien in gleich großartiger Weise entwickelt; der Handel hat sich, wenn auch unter vielen Schwierigkeiten und Hemmungen, einen guten Theil seiner uralten Bedeutung zu bewahren gewußt. Zwischen Polen und den kaum halbdeutschen Nachbarprovinzen Oesterreichs eingekeilt, hat gerade Schlesien, selbst in langer Arbeit slavischer Uncultur abgerungen, ein gesteigertes und durch wohlthuende Wärme anmuthendes Nationalgefühl gewonnen. Nirgends sind von jeher religiöse, kirchliche, politische Tagesfragen eifriger und lebendiger als dort erörtert worden und es giebt in allen diesen Lebensgebieten keine in der Gegenwart vorhandene Richtung, die nicht auch in dieser Provinz ihre Anhänger und Vertreter hätte. All' dieses reiche, bunte Leben aber strömt in der großen Hauptstadt zusammen. In ihrem Kerne evangelisch, ja in früheren Jahrhunderten eine Burg des Protestantismus, ist sie zugleich der Sitz eines der reichsten und mächtigsten katholischen Bischöfe. Hier hat der hohe Adel des Landes seine Paläste, während das Bürgerthum in allen seinen Abstufungen von den großen Fabrik- und Handelsherren herab bis zu einem massenhaften und

beweglichen Proletariat in reichster Gliederung und Vertretung zur Erscheinung kommt. Civilbeamte und Militär aller Grade in großer Zahl, endlich ein Reichthum an höheren und niederen Schulen, an deren Spitze eine reich ausgestattete Universität steht — das Alles zusammen bildet ein bürgerliches Gemeinwesen von großartigen Dimensionen, und doch wieder nicht so groß, daß nicht die hervorragendsten Vertreter der verschiedenen Kreise und Richtungen sich kennen und in beständigem geistigen Contact miteinander stehen könnten. Rechnen wir zu dem Allen den beweglichen, genügsamen, zu ernster Arbeit wie zu heiterem Lebensgenuß gleich aufgelegten schlesischen Volkscharakter, so haben wir eine Vorstellung von einer geistigen Atmosphäre, in der es sich gut leben und athmen läßt, und ein ungefähres Bild der Umgebungen, in denen Schönborn mehr als ein Menschenalter zu wirken berufen war und mit so bedeutendem Erfolge gewirkt hat, daß er durch eine lange Reihe von Jahren einen sehr hervorragenden Platz in diesem Gemeinwesen eingenommen hat, an dem er denn auch mit warmer Liebe und mit einem klaren Bewußtsein seiner eigenthümlichen Vorzüge hing, ja dem er, — man darf es wohl so ausdrücken — mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl angehört hat.

Die Grundlage der bedeutenden Geltung, die Schönborn in Breslau gewann, bestand natürlich in den Verdiensten, die er sich um die seiner Leitung übergebene Schule erworben hat. Das Magdalenäum war seit Manso's Tode (1826) unter dem Rectorat Kluge's in seinen Leistungen wie in seiner Disciplin bedeutend zurückgegangen. Es fehlte gänzlich an einheitlicher Leitung und Zucht. Die Lehrer gingen ein Jeder seinen eigenen Weg. Kluge war ein liebenswürdiger, wohlwollender Mann. Es fehlte ihm weder an Kenntnissen noch an Darstellungsgabe. Er wußte über Cicero und Sophocles und über römische Literatur sehr anregend zu reden. Aber zum Director war er ganz untauglich, wohl nicht blos seines schwächlichen und kränklichen Körpers wegen, sondern weil ihm eben das donum regnandi, die unentbehrliche Energie des Geistes und Charakters durchaus fehlte. Schönborn mußte also auch hier wie in Schweidnitz mit einer von Grund aus reformirenden Thätigkeit beginnen, die sich ohne rücksichtslose Strenge nicht durchführen ließ. Während des ersten Jahres seiner Amtsführung wurden sechs Schüler von der Anstalt entfernt. Bei dem ersten unter ihm abgehaltenen Abiturienten-Examen (Mich. 1834) wurden von 19 Abiturienten nur 5 für reif erklärt, 5 traten vor dem Schlusse des Examens zurück, 9 fielen durch. Ein so durchgreifendes Verfahren stieß natürlich auf Widerstand und Mißbilligung aller Art, nicht nur bei den Schülern, die sich in ihrem Unmuth zu recht groben Excessen fortreißen ließen, sondern auch bei den älteren Lehrern und unter einem großen Theile des Publikums.

Auch in sehr urtheilsfähigen Kreisen, wie namentlich unter den ihm näher stehenden Lehrern der Universität erhoben sich Stimmen, die sein erstes Auftreten allzu rigoros und schroff fanden. Auch in der abnehmenden Frequenz der Schule machte sich zunächst diese Unzufriedenheit geltend, denn in den ersten Jahren übertraf die Zahl der abgegangenen Schüler die der aufgenommenen. Schönborn fand bei seinem Amtsantritt in den sieben Gymnasial- und zwei Elementarklassen im Ganzen 515 Schüler vor. Er schloß das erste Schuljahr mit 478, das zweite mit 473 Schülern, und so ging es abwärts bis zum Jahre 1839, welches 428 Schüler aufweist, von wo ab dann eine ebenso constante Zunahme beginnt, die bei Schönborn's Erkrankung Ostern 1869 schon bis zu der Ziffer von 1056 Schülern geführt hatte.

Schönborn's Weg in den ersten Breslauer Jahren war also dornenvoll genug. Aber mit der seinem Charakter eigenen unerschütterlichen Energie, die sich schon mehrfach in schwierigen Verhältnissen bewährt hatte, hat er sich auch hier durchgekämpft und hat es erreicht, daß Undank und Haß sich in Vertrauen und Liebe verwandelten. Das Magdalenen-Gymnasium aber hat er nach und nach zu einer solchen Blüthe gebracht, daß es unter den preußischen Gymnasien unbestritten eine der ersten Stellen einnahm. Es liegt uns fern, zum Maßstab dieser Blüthe den äußeren Umfang der Anstalt zu machen, deren Wachsthum sich ja überdies zum großen Theil auch aus der gleichzeitigen gewaltigen Zunahme der Stadt selbst erklärt, die ihre Bevölkerung in der Zeit von Schönborn's Amtsführung ungefähr verdoppelt hat und zum Mittelpunkte eines sich von Jahr zu Jahr vervollständigenden Eisenbahnnetzes geworden ist; aber den mit diesen Zeitverhältnissen zusammenhängenden Bedürfnissen wurde ja gleichzeitig durch die Gründung neuer Schulen, namentlich zweier Realschulen, entgegengekommen, und so beweist denn immerhin der Zudrang zum Magdalenen-Gymnasium, welches Vertrauens und welcher Geltung sich die Anstalt und ihr Leiter nicht nur in Breslau, sondern in der ganzen Provinz erfreuten. — Denn ein sehr großer Theil ihrer Schüler bestand aus Auswärtigen. Dazu kommt, daß es vorzugsweise die wohlhabenderen und gebildeteren Klassen der Bevölkerung waren, welche diesem Gymnasium ihre Söhne zuführten; der höhere Bürgerstand, die Beamten, zum Theil auch der Adel. Schönborn verdankte das besondere Vertrauen gerade dieser Kreise zum nicht geringen Theile auch der geselligen Stellung, die er sich durch seine allgemeine Bildung, seine angenehmen Umgangsformen und seine ganze gewinnende Persönlichkeit zu geben wußte. Aber wie das Vertrauen des Publikums in erster Linie doch selbstredend auf seinen pädagogischen Leistungen beruhte, so brachte andererseits die wachsende Schülerzahl immer neue An-

forderungen an seine Arbeitskraft und sein Organisationstalent mit sich. Die erste Neubildung, zu der er sich veranlaßt sah, war die Einrichtung von Parallelstunden für die am griechischen Unterrichte nicht betheiligten Schüler der mittleren Klassen, welche, als er nach Breslau kam, während der griechischen Stunden ganz unbeschäftigt waren und das Schulhaus verließen. Diese Einrichtung, die Michaelis 1835 in's Leben trat und durch die für die Bedürfnisse von 30 bis 50 Schülern zweckmäßig gesorgt war, bestand ungefähr 20 Jahre, bis Ostern 1854 die Parallelstunden für die Quartaner und Ostern 1855 die für die Tertianer und Secundaner beseitigt wurden. Die Zahl der Schulklassen selbst hatte in den ersten 20 Jahren von Schönborn's Amtsführung noch keine Vermehrung nöthig gemacht, so daß von den 6 Hauptklassen nur die Tertia getheilt war. Um so dringender trat diese Nöthigung von nun an hervor. Am 22. Mai 1854 wurde die Secunda, welche 74 Schüler zählte, in 2 Klassen geschieden, Ostern 1857 folgte die Theilung der Prima. — Inzwischen war aber in den übrigen Klassen eine solche Ueberfüllung eingetreten, daß im Jahre 1860 von Seiten des Ministeriums die Alternative gestellt wurde, entweder Parallel-Cötus einzurichten, oder die Aufnahme neuer Schüler in die überfüllten Klassen einstweilen ganz einzustellen. Auf Schönborn's Antrag entschieden sich die städtischen Behörden für das erstere, und so brachte denn das Jahr 1861 eine Erweiterung der Anstalt von solcher Bedeutung, daß sie fast der Gründung einer neuen Schule gleich kam. Es bestanden seitdem von Ober-Tertia abwärts alle Klassen in doppeltem Cötus. Im Jahre 1866 mußte auch die Unter-Secunda in 2 Cötus getheilt werden, so daß der Organismus des Gymnasiums selbst zuletzt aus 15 Klassen bestand, zu denen noch 6 Elementar-Klassen hinzukamen. Denn Schönborn hatte zu den 2 vorgefundenen Elementar-Klassen zunächst eine dritte Stufe hinzugefügt, und diese 3stufige Vorschule hatte dann, der Erweiterung des Gymnasiums entsprechend, auch eine Verdoppelung erfahren. In demselben Verhältniß wie die Schülerzahl und die Klassen wuchs selbstverständlich auch der Lehrer-Körper von 19 Köpfen auf 33. — Es ließe sich leicht der Umfang von Schönborn's Wirksamkeit durch Beibringung noch anderen statistischen Materials weiter nach dieser und jener Seite hin zur Anschauung bringen. Wir finden es aber unserer auf das persönliche Moment gerichteten Absicht entsprechender uns zur Charakteristik des Geistes zu wenden, mit dem er diesen gewaltigen Körper erfüllte, und der Mittel, durch die er ihn regierte und zusammenhielt. Der wäre ein schlechter Director, dessen ganze geistige Art und Richtung, vorausgesetzt, daß es ihm vergönnt ist, längere Zeit an derselben Schule zu wirken, nicht maßgebend und bestimmend für dieselbe würde. Aber gleichwohl dürfte nicht leicht eine größere An-

stalt gefunden werden, die so vollständig das geistige Gepräge von ihrem Oberhaupte empfangen hätte, wie das Magdalenen-Gymnasium unter Schönborn. Das erreichte er zunächst durch die Zusammensetzung des Lehrer-Collegiums. Seit der am 1. April 1853 eingetretenen Pensionirung des Professor Rüdiger blieb von allen denjenigen Lehrern, die Schönborn bei seinem Amtsantritt vorgefunden hatte, nur noch der Collaborator John, seit alten Zeiten Ordinarius der Sexta, in Function. Alle anderen Collegen, mit denen der Director seitdem zusammen arbeitete, waren unter ihm angestellt worden, und bei der Geltung, die seine Stimme für die städtischen Behörden hatte, erfolgte keine Berufung anders als im vollen Einverständniß mit ihm und auf seinen Vorschlag. So kam er denn mehr und mehr dahin, nur mit solchen Männern zusammen zu arbeiten, die er sich nach eigenem Ermessen und Gefallen ausgewählt hatte. — Es waren durchweg jüngere Männer, die er als Mitarbeiter heranzog; der größere Theil von ihnen begann die Berufspraxis überhaupt erst unter ihm. In der Wahl selbst verfuhr er mit der gewissenhaftesten Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule und mit einem so sicheren Blick für die Persönlichkeit, daß er nicht leicht fehl griff. So umgab er sich nach und nach mit einer Fülle jugendlich frischer Kräfte, mit einem Kreise von Lehrern, der fern von jeder Einförmigkeit in Bezug auf Naturell, Geistesart und Fachbildung die verschiedensten Elemente in sich schloß, der aber von seinem leitenden, ordnenden bestimmenden Geiste um so fester zusammengehalten wurde. Denn über die so gewonnenen Lehrkräfte verfügte er in autokratischer Weise. Er stellte einen jeden ohne Umstände an die Stelle, an der er ihn für das Ganze am Besten verwerthen zu können meinte, und nicht selten brachte der neue Lectionsplan in dieser Beziehung Ueberraschungen, freudige, wie es sich nun fügte, oder auch enttäuschende. Uebrigens trugen diese Entscheidungen niemals den Charakter der Willkür und Laune. Schönborn kannte sehr wohl die starken und schwachen Seiten, die Wünsche und Neigungen seiner Lehrer, und wo er es konnte, trug er ihnen um so lieber Rechnung, als es ihm nicht entging, daß im Allgemeinen ein Jeder da am Meisten ausrichten wird, wo er mit Lust und Liebe, nicht blos aus Pflichtgefühl thätig ist. Sein Verkehr mit den Lehrern hielt sich fern von aller Vertraulichkeit. Er blieb in einer gewissen Ferne, was ihn aber nicht hinderte, ihrem Wohl und Wehe, mit Einschluß auch ihrer Privat- und Familienverhältnisse, eine warme, echt menschliche und wo es darauf ankam, sehr wirksame Theilnahme zuzuwenden. Was durch seine Verwendung oder doch unter seiner eifrigen Mitwirkung während seiner Amtsführung für die Verbesserung der Gehaltsverhältnisse geschehen ist, ist sehr erheblich. Von einer ängstlichen, mißtrauischen Controle seiner

Lehrer wußte er nichts. Kein Director könnte von der ihm zustehenden Befugniß der Revision der Hefte, des Besuches der Unterrichtsstunden und ähnlichen Controlmaßregeln einen bescheideneren Gebrauch machen. Er vertraute der Gewissenhaftigkeit der Einzelnen und dem in dem Ganzen waltenden, von ihm selbst ausgehenden Geiste strenger Pflichterfüllung, der auch auf die Schwächeren und Lässigeren seine mächtige Wirkung nicht verfehlen konnte. Uebrigens hatte er eine so schnelle und sichere Beobachtungsgabe, daß er von dem, was in seiner Schule vorging, bei aller Zurückhaltung mehr wußte, als alle anderen Directoren durch das Aufbieten eines ganzen Apparates von Beaufsichtigungsmitteln jemals erfahren haben. Auch wo es sich um die erste Einführung von Anfängern in die Praxis handelte, beschränkte er sich auf die nothdürftigsten Winke und Anweisungen. Es konnte scheinen, als wenn er hierin für manche einer längeren und genaueren Ueberwachung bedürfende Naturen fast zu wenig that. Indessen zuletzt arbeitete sich doch ein Jeder, wenn auch vielleicht unter mancherlei Mißgriffen, durch und stand nachher, wenn die Schwierigkeiten überwunden waren, um so sicherer auf den eigenen Füßen. Daß das Magdalenäum unter Schönborn kein übles Seminarium von Schulmännern gewesen ist, geht auch aus der ansehnlichen Zahl solcher hervor, die von dort aus in höhere Stellen der Schulpraxis oder der Schulverwaltung übergegangen sind, und unter denen gewiß keiner ist, der nicht das, was er der Schulung am Magdalenäum verdankt, freudig anerkannt hätte.*) Conferenzen wurden regelmäßig alle 14 Tage gehalten, aber sie waren kurz und geschäftsmäßig. Fragen von allgemeinerer und principieller Bedeutung kamen nicht leicht zur Erörterung. Nur dadurch vermochte Schönborn die mit der wachsenden Größe der Anstalt immer zunehmende Arbeitslast zu bemeistern, daß er jede Weitläufigkeit vermied und mit einer zuweilen fast trocken zu nennenden Nüchternheit und Schlichtheit auf das praktisch Nöthige oder Mögliche losging. Ein Muster einfach zweckmäßiger Organisation war namentlich auch sein Verfahren bei den Versetzungen aus einer Klasse in die andere. Auf das Praktischste griffen hier die Stimmen der Klassenlehrer, die Vorschläge des Ordinarius und die Prüfung des Directors ineinander und auch den Schülern selbst war unter Umständen eine keinesweges immer erfolglose Initiative zugestanden. In der entscheidenden Conferenz lag dann das gesammte Material so übersichtlich geordnet und spruchreif

*) Wir nennen in dieser Reihe: Tzschirner, Director in Cottbus und Landsberg, dann gestorben als Provinzialschulrath in Berlin; Koenigk, Regierungsschulrath in Magdeburg; Sorof, Director in Putbus; Cauer, Director in Danzig; Friede, Director in Schweidnitz; Lierſemann, Director in Reichenbach; Lindner, Director in Hirschberg.

vor, daß die Verhandlungen in der Regel sehr schnell und ohne die leidenschaftliche Erregung, zu der anderwärts gerade solche Versetzungsfragen nur zu oft zu führen pflegen, zum Abschlusse gebracht werden konnten. Der Modus der Versetzungen war aber für das Magdalenen-Gymnasium von um so größerer Wichtigkeit, da bei der consequenten Durchführung des Systems der halbjährigen Curse sich das Verfahren zweimal in jedem Jahre wiederholte. Auf die halbjährigen Curse selbst legte Schönborn ein außerordentliches Gewicht, nicht nur im Interesse des schnelleren Fortkommens der Schüler, sondern auch aus anderen mit seinen Ansichten über die Lehrmethode selbst zusammenhängenden Gründen, die ihn bestimmten, seiner Einrichtung auch vor den jetzt vielfach an größeren Anstalten für die unteren Klassen eingeführten Wechsel-Cötus den Vorzug zu geben. Er hat für sein Verfahren auch auf einer der schlesischen Directoren-Conferenzen eine Lanze gebrochen. Weder dort noch anderswo hat es ihm an Widerspruch gefehlt. Wir unsererseits sind geneigt, unter den mannigfachen Momenten, die sich für und wider anführen lassen, denjenigen das größere Gewicht beizumessen, welche für die Schönborn'sche Einrichtung sprechen. Aber wie man auch über die viel bestrittene Sache denken mag, jedenfalls werden bei jeder Verhandlung darüber die Erfahrungen des Magdalenäums besonders schwer in's Gewicht fallen, wie denn auch bei den Berathungen der Posener Directoren auf der letzten Conferenz über diese Frage auf die Schönborn'schen Einrichtungen mehrfach recurrirt worden ist. —

Von Schaustellungen irgend einer Art konnte Schönborn seiner ganzen einfachen Natur nach kein Freund sein. Dem öffentlichen Oster-Examen hatte er daher eine Form gegeben, in der nichts auf den Effect oder auf die Unterhaltung des Publikums berechnet war, sondern Alles ausschließlich dem wirklichen Zwecke diente, den Zuhörern einen Einblick in das innere Getriebe der Anstalt und eine Anschauung von der Lehrweise der einzelnen Lehrer zu gewähren. Ein um so erfreulicherer Beweis war es für die Geltung des Gymnasiums, daß diesen Prüfungen sich bei aller ihrer Schmucklosigkeit eine sehr rege und lebendige Theilnahme des Publikums zuwandte. Außer ihnen boten sich noch zweimal jährlich regelmäßige Veranlassungen für die Schule zum Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, die Oster-Entlassung der Abiturienten und die Feier des königlichen Geburtstages. — Bei beiden Gelegenheiten hat es sich Schönborn auch in der größten Bedrängniß der Geschäfte niemals nehmen lassen selbst als Festredner das Gymnasium zu vertreten, und er that es mit solchem Erfolge, daß die Aula bei Weitem nicht alle die, die ihn zu hören begehrten, zu fassen vermochte. Seine Reden waren keine frei gesprochenen, sondern sorgfältig bis in's Einzelne ausgearbeitet, so daß sein

Manuscript ohne Weiteres für den Druck der folgenden Auswahl hat benutzt werden können. Einer weiteren Charakteristik bedürfen sie um so weniger, da ja eben diese Auswahl dazu bestimmt ist, von der Gedankenfülle und der ansprechenden Form derselben einen Begriff zu geben und somit durch sie der Denkart und dem Wirken des Mannes selbst ein Denkmal zu stiften. —

Wir haben versucht, in dem Vorstehenden Schönborn's Wirken als Director zu charakterisiren. Aber wie er selbst über dem Director nie den Lehrer vergessen oder hintenangesetzt hat, so würde unserem Bilde ein Hauptzug fehlen, wenn wir nicht an dieser Stelle seiner Lehrweise und seines unmittelbaren Einwirkens auf die Schüler in einigen Worten gedächten. — Schönborn hat sich nach der kurzen Gubener Wirksamkeit in seinem Unterricht durchaus auf die Prima, in Breslau seit der Theilung dieser Klasse sogar im Wesentlichen auf die Ober-Prima beschränkt, und auch die Zahl der Gegenstände, in denen er unterrichtet hat, war keine große. Geschichte und Geographie gab er auf, sobald ihm dafür anderweitig geeignete Kräfte zu Gebote standen. Die philosophische Propädeutik, die er in Breslau von vorn herein zu übernehmen genöthigt war, ist nach dem späteren Lehrplan unserer Gymnasien in den deutschen Unterricht mit aufgegangen, und so reducirte sich denn das Unterrichtsgebiet, in dem er als Lehrer wirkte, sehr bald auf Religion, Deutsch, den Haupttheil des lateinischen und einen Antheil am griechischen Unterrichte. An diesen Objecten hielt er nun aber auch mit solcher Entschiedenheit fest, daß er es bis zuletzt durchgesetzt hat, trotz der zunehmenden Jahre und der immer wachsenden Arbeitslast regelmäßig die deutschen und lateinischen Aufsätze von mehr als vierzig Primanern und alle halbe Jahre die entsprechenden Arbeiten von zwanzig und mehr Abiturienten zu corrigiren. Den Stundenplan pflegte er so einzurichten, daß er in der Regel die zwei ersten Stunden jedes Tages unter seinen Primanern, resp. Ober-Primanern, zubrachte. Sein Wirken unter ihnen, nach Zeit und Gegenständen concentrirt und getragen von einer durch Ernst und Festigkeit des Willens wie durch Klarheit und Schärfe des Gedankens imponirenden Persönlichkeit, war demnach von einer erstaunlichen Intensität. Vollständiger und durchgreifender als er konnte kein Director in seiner Prima herrschen. Selbst die innerlich widerstrebenden Elemente fügten sich seiner geistigen Ueberlegenheit. Die Mehrzahl aber ergab sich mit dankbarer Bereitwilligkeit in die Zucht des Gedankens, die die Frucht seiner Lehrweise war. Liebe zu erwecken, Begeisterung zu entzünden war ihm im Allgemeinen vielleicht weniger als manchem Andern gegeben. Dazu überwogen in seinem Verkehr mit den Schülern zu sehr die strengen, ja zum Theil herben Züge. Ich möchte als die Hauptelemente, aus denen die Empfin-

dungsweise der meisten Schüler gegen ihn gemischt war, vertrauende Hingabe und ehrfurchtsvolle Scheu bezeichnen. Endlich, er war seinen Schülern viel mehr, als sie für den Augenblick klar zu verstehen vermochten, und gehörte zu der Zahl der Lehrer, in deren volle Würdigung der Schüler erst in reiferen Jahren gewissermaßen hineinwächst. Ein dankbareres Andenken, als er, und unter einer größeren Zahl von Schülern haben sich sicherlich Wenige gestiftet. —

Die sittliche Grundlage seines Verhältnisses zu seinen Primanern bildete vornehmlich der Religionsunterricht, den er daher auch niemals anderen Händen überlassen wollte. Als Schüler von Gaß nahm Schönborn im Wesentlichen den Standpunkt Schleiermacher's ein. Was er ihm verdankte, war namentlich die Stetigkeit und Gründlichkeit der Gedankenverknüpfung. Seine Vorträge über christliche Glaubens- und Sittenlehre wandten sich zunächst an die verständige Auffassung und das Nachdenken der Schüler, und er muthete in dieser Beziehung dem jugendlichen Geiste anfangs vielleicht fast zu viel zu. Später wurde seine Darstellungsweise einfacher und faßlicher. Sie vereinigte auf's Glücklichste die wissenschaftliche Form mit einem hohen Grad religiöser Wärme und Innerlichkeit, und viele seiner Schüler bezeugen die nachhaltig bildende, erweckende und vertiefende Wirkung dieses Unterrichts. — Nicht minder bedeutend als sein Religionsunterricht war der deutsche. Seine reiche und gründliche Kenntniß unserer Literatur, sein feiner und geläuterter Geschmack, sein eben so sicheres wie maßvolles Urtheil machten ihn zu dem besten und zuverlässigsten Führer auf diesem Gebiete, dem sich die Schüler bei der Wahl ihrer Lectüre gern und willig anvertrauten. Die jetzt so viel erörterte Streitfrage, ob die Lectüre oder die Literaturgeschichte in den Mittelpunkt zu rücken sei, konnte für ihn keine Bedeutung haben, da er seiner ganzen Geistesart nach einem blos gedächtnißmäßigen Aufnehmen literarischer Kenntnisse eben so wenig einen großen Werth beizumessen vermochte, als er zweifeln konnte, daß den Schülern ein wirkliches Verständniß der kennenswerthen Erscheinungen der Literatur auf keinem andern als dem Wege historischer Betrachtung vermittelt werden könne. Er führte ihnen demnach, an den Faden der Geschichte gereiht, diejenigen Erscheinungen unserer Literatur vor, die er für geeignet hielt, den Geschmack, das Schönheitsgefühl, die Unterscheidungsgabe für die literarischen Gattungen zu wecken und zu bilden. Dabei pflegte er angelegentlich die Pietät, und zwar nicht blos für die Sterne erster Größe; er lehrte seine Schüler auch geringere und ältere Dichter und Schriftsteller ehren, in so fern sie für den Gang und die Weiterbildung des deutschen Literatur- und Geisteslebens wichtig geworden sind. Seine Meinung war, daß junge Leute zuerst empfänglich werden, das Gute und Verdienstliche dank-

bar anerkennen sollen, ehe sie sich selbst zu Kritikern aufwerfen. Die ältere Literatur nach dem Vorgange seines Lehrers Koberstein in der Ursprache zu behandeln, hat er selbst nie unternommen. Er war aber so wenig ein principieller Gegner dieses Verfahrens, daß er vielmehr, als die Theilung der Prima eine Erweiterung des Lehrplanes möglich machte, gern zu der Einführung dieser Studien in das Gymnasium die Hand bot, die ihm von seiner Jugend her lieb geblieben waren und an deren Fortgang er immer den lebhaftesten Antheil genommen hatte. Die Besorgniß mancher Schulmänner, daß durch diese Erweiterung des deutschen Lehrpensums die stilistische Ausbildung der Schüler zu kurz kommen könnte, theilte er nicht, ein Urtheil, welches um so mehr in's Gewicht fallen dürfte, je größere Bedeutung gerade er dem deutschen Aufsatz und allen den Uebungen beimaß, die mit ihm im Zusammenhang stehen. Palm hebt in seiner Lebensskizze mit vollem Rechte hervor, daß ihm bei allem seinen Unterrichte die Schärfung der Denkkraft und das Erzielen eines deutlichen, klaren Ausdrucks des Gedachten die Hauptsache war. Zu diesem Ziele giebt es aber keinen directeren Weg als durch den deutschen Aufsatz. Er war ihm das Hauptmittel, durch welches er die Schüler zum richtigen Denken mit einer so unwiderstehlichen Gewalt nöthigte, daß auch verworrene Köpfe bei ihm allmählich ihre Gedanken logisch zu ordnen und bündig auszudrücken lernten. Er erreichte das allerdings nur durch die unnachsichtige Strenge, mit der er schönrednerische Phrasen und gedankenlosen Schwulst geißelte und über alles Unklare und Schiefe den Stab brach. — Sein Verfahreu nach dieser Seite hin wird von seinem Schwager Gaß aus eigener Schülererfahrung folgendermaßen geschildert:

„In der Correctur der deutschen Aufsätze war er grausam. Von vielen wurde kaum eine Seite geschont. Leicht konnte der Schüler dadurch verzagt gemacht oder gereizt und erbittert werden. Dennoch weiß ich aus Erfahrung, wie gut Vielen, und gerade den Strebsamen, diese Cur bekommen ist. Ein Primaner soll ganz wissen, woran es ihm fehlt; er muß sich zusammenraffen, um etwas richtig Gedachtes in reiner Sprache zu liefern. Er soll seiner selbst und seiner Gedanken Herr werden. Dazu dient, daß ihm zuweilen ein deutscher Aufsatz mit voller Grausamkeit vor die Füße geworfen wird. Der Erfolg ist eine geistige und sittliche Bekehrung, die später nicht so leicht nachzuholen ist, und daß diese Wirkung nicht ausgeblieben ist, weiß ich von vielen seiner Schüler. Die Härte ist ihm nachher gedankt worden. Gleichwohl haben in dieser wie in anderen Beziehungen die Jahre mildernd gewirkt; er selbst gestand mir, wie viel glimpflicher er geworden und daß er jetzt seinen ersten durchaus richterlichen Maßstab nicht mehr als den ganz sachgemäßen und pädagogischen anerkenne. Ich beziehe dies auf eine gelindere Form in der Anwendung

seiner kritischen Grundsätze; denn darin ist er sich gleich geblieben, daß er mit den Aufsätzen auf die ganze Geistes- und Gemüthsverfassung der Schüler und auf ihre Selbsterkenntniß wirken wollte."

Wir haben unsererseits dieser Schilderung nur noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Sie betrifft die Wahl der Themata, die natürlich mit seiner Auffassung von der pädagogisch-didaktischen Bestimmung des Aufsatzes im genauesten Zusammenhange stand. Schönborn hat sich über das, was ihm in dieser Beziehung das Richtige schien, bei Gelegenheit der Breslauer Philologenversammlung selbst in einer von ihm aufgestellten und vertheidigten These ausgesprochen, die so lautet: „Als Aufgaben zu deutschen Aufsätzen in den obersten Klassen der Gymnasien sind Sentenzen aus Dichtern oder andere bedeutende Aussprüche viel mehr zu empfehlen, als die Würdigung historischer Charaktere oder gar als Reden, wie sie unter diesen oder jenen von der Geschichte erzählten Umständen gehalten sein könnten." Die Sentenzen schienen ihm, wie er in der Begründung dieses Satzes ausführte, dem Zwecke der deutschen Arbeit in den obersten Klassen am besten zu entsprechen, der kein anderer sei, als daß der Schüler sein eigenes Denken bewähren solle. Diesen Grundsätzen entsprach denn auch Schönborn's Praxis durchaus. Die Verzeichnisse der Themata in den Programmen des Magdalenen-Gymnasiums zeigen, in wie hohem Grade er, um mit den alten Rhetoren zu reden, dem genus philosophicum vor dem genus historicum den Vorzug gab. — Es bleibt noch ein kurzes Wort von der Behandlung des classischen Unterrichts zu sagen, der sich ja im Grunde auch wie der deutsche zwischen den beiden Polen des Verstehenlernens und des eigenen Producirens bewegt. Das letztere kommt freilich zu einer gewissen Freiheit und Selbständigkeit nur in dem lateinischen Aufsatze. Die fremde Sprache bedingte hier nothwendig eine wesentlich andere Behandlung, als bei der deutschen Production. Schönborn griff die Aufgaben hier, wie es kein verständiger Lehrer anders thun wird, hauptsächlich aus dem Gebiet der Geschichte, besonders der alten, und auch wenn er einmal die Behandlung einer Horazischen Sentenz verlangte, war es wohl mehr auf eine Illustration durch Beispiele als auf eine eigentliche gedankenmäßige Begründung abgesehen. Aber in so fern verfolgte er doch auch bei diesen lateinischen Schreibübungen dieselbe Absicht wie bei den deutschen, als es ihm ausschließlich auf Einfachheit, Klarheit und Correctheit des Ausdrucks ankam, nicht auf Schmuck und Schwung der Rede, auf color latinus, auf Ciceronianische Eleganz. Vielleicht kam bei dieser Behandlung des Gegenstandes das phraseologische Element, das, was dem Genius der lateinischen Sprache gebührt, etwas zu wenig zu seiner Geltung. Jedenfalls lag in diesen lateinischen Stilübungen nicht gerade die Stärke des Lehrers Schönborn. Um so bedeu-

tender und fruchtbarer war der Theil seines Unterrichts, der es mit der Einführung in die classische Literatur zu thun hatte. Er vereinigte hier auf das Glücklichste das Streben nach einem feineren, tieferen, geschmackvollen, eindringenden, geistig bildenden Verständniß der Schriftsteller mit einer scharfen und präcisen Wort- und Spracherklärung. Für den Standpunkt eines guten Primaners mag es wenige anziehendere Interpreten gegeben haben. Hier wirkte er darum so nachhaltig und in so hohem Grade bildend, weil die Schüler lernten, was es heißt: verstehen und durch Verständniß ein geistiges Eigenthum gewinnen. Besonders verstand er es meisterhaft, die verschlungenen oder versteckten Gedankenverbindungen der Dichter, eines Sophokles oder Horaz, klar zu legen. Im Horaz brachte er selbst die schwächsten seiner Abiturienten dahin, daß sie nicht nur im Examen ihre Vertrautheit mit dem Dichter in einer höchst wohlthuenden Weise bekundeten, sondern daß sie vor allen Dingen an den Sprüchen und Gedanken desselben einen unverlierbaren geistigen Schatz mit in's Leben nahmen.

Wir haben Schönborn in seinem Wirken als Director und als Lehrer zu charakterisiren versucht und ihn nach beiden Richtungen hin als eine im eminenten Sinne praktische Natur kennen gelernt. Damit hängt es nun auch zusammen, daß er zu schriftstellerischer Thätigkeit im Ganzen nur selten Zeit und Stimmung fand. Er empfing eben Anlaß und Stoff zum Schreiben auch durchaus von seiner Berufspraxis. Der Palm'schen Lebensskizze ist ein Verzeichniß seiner Schriften beigefügt. Mit Ausnahme der Herausgabe der Briefe von Friedr. v. Gentz an Christian Garve, einer Publikation, mit der er im Jahre 1857 die in Breslau zusammentretende Philologenversammlung begrüßte, zu deren Präsidium er gehörte, sind es durchweg Schulschriften. Zweimal hat er in Guben, einmal in Schweidnitz, sechsmal in Breslau die jährlichen Programme mit wissenschaftlichen Beilagen aus seiner Feder ausgestattet und außerdem in Breslau noch ein paarmal bei besonderen Veranlassungen Gratulationsschriften im Namen des Gymnasiums abgefaßt. Mit Ausnahme der beiden Gubener Programme, deren schon weiter oben gedacht worden ist, und des ersten Breslauer (Ostern 1835), welches die Beschreibung von zwei historischen Handschriften der Schweidnitzer Gymnasial-Bibliothek enthält, stehen alle diese Abhandlungen im genauesten Zusammenhange mit der Schule und enthalten zum größten Theile werthvolle, aus den Breslauer Bibliotheken und Archiven geschöpfte Beiträge zur Geschichte des Breslauer Schulwesens überhaupt und insbesondere des Magdalenen-Gymnasiums. (Beiträge zur Geschichte der Schule und des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena in Breslau. IV Theile. 1843, 1844, 1848, 1857. Sie enthalten die Geschichte der Schule von ihrer Gründung 1266 bis

zu ihrer Erhebung zum Gymnasium 1643). Auch die Abhandlung zur Verständigung über Goethe's Faust (Prgr. v. 1838) ist unmittelbar aus dem Schulleben hervorgewachsen. Ihr Werth liegt eben in ihrem pädagogischen Charakter, indem sie eine instructive Probe giebt von der Art, wie Schönborn seine Primaner in das Verständniß der schwierigeren Werke unserer Literatur einzuführen pflegte.

Wenn Schönborn sonach zu größeren und umfassenderen literarischen Productionen nicht gekommen ist und auch wohl kaum den inneren Beruf gefühlt hat, so ließ er es sich dafür um so mehr angelegen sein, auf dem Gebiete der Wissenschaften im weitesten Umfange sich zu orientiren und auf dem Laufenden zu erhalten. Für dieses Streben kam ihm die gesammte geistige Atmosphäre Breslaus in hohem Grade zu statten. Was die große Stadt an Bildungsstoffen und an Gelegenheiten zu gegenseitiger geistiger Förderung bot, daran betheiligte er sich mit Eifer und Lust. In der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gehörte er als General-Secretär dem Präsidium an und war mehrere Jahre hindurch auch Secretär der philologischen Section derselben, an deren Arbeiten er sich durch Vorträge, die an neue Erscheinungen oder Entdeckungen im Gebiete der Philologie anknüpften, regelmäßig betheiligte. Auch der Philomathie gehörte er an, einer freien Vereinigung hauptsächlich von Universitätsprofessoren und Docenten zu wissenschaftlicher und geselliger Unterhaltung, und wenn wir nicht sehr irren, so war er es, der bei der letzten ihrer Zusammenkünfte im Frühling des Jahres 1848 durch Mittheilung einer eigenen Bearbeitung des „Weinschwelg" (aus der Grimm's Altd. Wäldern III. 13—28) die Kosten der Unterhaltung trug. Der harmlose und anregende Verein hat die Stürme jenes Jahres nicht überdauert, aber Schönborn hat auch ohne ihn den geistigen Connex mit den akademischen Kreisen immer zu pflegen und aufrecht zu erhalten gewußt. In ihnen, denen ja auch seine Gattin entstammte, suchte er nicht nur hauptsächlich seinen geselligen Verkehr, sondern er war auch mit nicht wenigen Männern der Wissenschaft durch das engere Band wahrer Freundschaft verknüpft. Welche reiche geistige Befruchtung ihm aus dem vertrauten Umgange mit Männern wie Stenzler, Haase, Röpell, Göppert, Wattenbach, Ritschl, Theod. Mommsen, zufließen mußte, zu denen andere außerhalb der gelehrten Welt stehende, wie Frank, Mosewius, Ebers, Rehdiger in Striese hinzutraten, wird Keinem entgehen; aber nur wem selbst der Zutritt vergönnt war zu jenen Zirkeln, denen auch der Antheil edler, hochbegabter Frauen nicht fehlte, wird ihren Werth und ihre geistig und sittlich veredelnde Kraft ganz und voll zu würdigen wissen. Für Schönborn, der mit den verschiedenartigsten Naturen auszukommen und ihnen ihr Bestes abzuge-

winnen wußte, war dieser Verkehr das Lebenselement, in dem er am leichtesten und freiesten athmete, in dem er aufathmete von den Lasten und Beschwerden des Amtes; er war ihm zugleich die Quelle, aus der ihm Anregung zu eigener angestrengter Thätigkeit floß. Denn er nahm es mit den Ansprüchen allgemeiner Bildung, die er an sich selbst stellte, viel zu ernst, als daß er sich mit dem hätte begnügen sollen, was auf dem eben geschilderten Wege wie von selbst an ihn kam. Die auf möglichst harmonischer Ausbildung aller Seelenkräfte beruhende echte Humanität, die er, wie sie seinen Zöglingen gegenüber sein Erziehungsideal war, vor allen Dingen für sich selbst erstrebte, war ihm nicht eine Frucht, die man im behaglichen Lebensgenusse pflückt, — und wäre es auch der verfeinertste und veredelste, — sondern ein Besitzthum, welches nur durch den „Ernst, den keine Mühe bleichet," sich erarbeiten läßt. Und zu dieser Arbeit hat er in einem Umfange, der bei der Masse seiner Berufsgeschäfte in Erstaunen setzt, Zeit und Kraft gefunden. Am fernsten lagen ihm unter den Wissenschaften, die in den Bereich der allgemeinen Bildung fallen, die Naturwissenschaften. Hier begnügte er sich mit einer äußerlichen Kenntnißnahme von den neuesten Fortschritten und Entdeckungen. Nur der Pflanzenkunde wandte er ein wärmeres Interesse zu. Auf der anderen Seite war er auch für philosophische Speculation im Allgemeinen wenig organisirt und ausgerüstet. Indessen durften in seiner Bibliothek die schönen Gesammtausgaben unserer neueren Philosophen nicht fehlen und er wußte sich eine übersichtliche Kenntniß ihrer Systeme sehr wohl anzueignen. Ein specielleres Interesse hatte er für Fries und Herbart. Seine eigene Denkweise führte ihn auf eine psychologisch und empirisch gegründete Erkenntnißlehre hin. Im Allgemeinen aber war es weniger seine Sache, über das Wesen und die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens zu philosophiren, als seine eigene Erkenntnißkraft in frischer und mannigfacher Anwendung auszubilden und zu erproben. Nicht umsonst hat er Goethe verehrt, geliebt und verstanden, dessen gesundem Realismus er sich innerlich vielfach verwandt fühlte, und dessen Wort, daß Theilnahme und Freude an den Dingen das einzige Reale sei, ihm aus der Seele gesprochen war. Unter den Wissensgebieten nun, denen er diese verständnißvolle Theilnahme zuwandte, stehen natürlich Philologie und Pädagogik obenan, in deren Bereich wohl nicht leicht eine irgend erhebliche Erscheinung ihm entging, so wenig er auch, was die Pädagogik betrifft, für seine eigene Person ein Freund theoretischer Erörterungen war. Auch der theologischen Literatur wandte er eine fortgesetzte und sehr eindringende Aufmerksamkeit zu. Das kirchliche Interesse lag ihm, dem Predigersohne, gewissermaßen im Blut, und wenn er gelegentlich einmal

gegen seinen Schwager, den Mann vom Fache, klagt, daß sein theologisches Wissen nicht planmäßig genug erworben und zu unzusammenhängend sei, so zeigt das eben nur, wie hohe Anforderungen er an sich selbst stellte. Sein theologisch-kirchlicher Standpunkt war, ohne daß er mit seinen Ueberzeugungen gerade an die Oeffentlichkeit trat, ein sehr bestimmt und deutlich ausgeprägter. Er hat die Schule Schleiermacher's und bei allem Respect vor dem Positiven und Geltenden die Abneigung gegen die von Hengstenberg und seinem Anhang vertretene Richtung niemals verleugnet. Allerdings hat sich Schönborn in späteren Lebensjahren dem kirchlichen Lehrsystem entschiedener als früher angeschlossen. Wenn aber in der Lebensskizze von Palm, S. 11, sein Standpunkt als der „streng confessionelle" und „durchaus kirchliche" bezeichnet wird, so kann nach der Versicherung von Gaß dieses Prädicat nur unter einem doppelten Vorbehalt auf ihn Anwendung finden. „Im confessionellen Sinne," bemerkt dieser, „ist Schönborn niemals orthodox gewesen, sondern indem er der Union aufrichtig und selbständig anhing, hat er Allem, was ihn in eine confessionell lutherische Stellung hätte drängen können, beharrlich widerstanden. Sodann aber hat er sich auch jederzeit eine unbefangene und kritisch geläuterte Anschauung der heiligen Schrift zu bewahren gewußt. Wie er überhaupt die theologische Literatur stets aufmerksam und mit eigenem Urtheil verfolgte, so namentlich die historisch-biblischen und exegetischen Untersuchungen der neueren und neuesten Zeit. Mit dem Gange und Stande der biblischen Kritik war er wohl bekannt, und er wollte ein treuer Bekenner des Heilandes sein, ohne sich über die Menschlichkeiten zu täuschen, welche die protestantische Wissenschaft in der Entstehung des Neuen Testaments nachgewiesen hat."

Anders als zu den kirchlichen stand er zu den politischen Interessen, die ihm von Hause aus ferner lagen und ihm erst allmählich eine wärmere Theilnahme abgewannen. Zwar war er schon als Student ein eifriger Zeitungsleser gewesen und hatte gern seinen Mittagstisch abgekürzt, um eine halbe Stunde für Perini zu gewinnen, und so hat er denn auch nachher immer die politischen Entwickelungen aufmerksam verfolgt und wo sich ihm Gelegenheit bot, auch gern durch persönliche Anknüpfungen seinen Blick nach dieser Seite geschärft, wie er dann während einer Carlsbader Badekur täglich mit Simson verkehrte. Aber er stand diesen Dingen doch mehr als Beobachter und Zuschauer gegenüber. Ein Politiker, ein politischer Charakter war er nicht und wollte er nicht sein. Um so mehr war er Patriot. Welchen Begriff er von dem Werthe und der Bestimmung Preußens hatte und in welchen Gesinnungen er in dieser Beziehung die Jugend erzog, dafür legen die nachstehenden Reden das beste Zeugniß

ab. Sie zeigen auch in ihrer Aufeinanderfolge, wie Schönborn mit der Zeit fortgegangen ist und daß er auf dem besten Wege war sich wie so viele Andere aus einem Preußen in einen Bürger des deutschen Reiches umzubilden. Wer die von freudiger Energie und Zuversicht erfüllten Worte liest, in denen er die Erfolge des Jahres 1866 gefeiert hat (Rede vom 22. März 1867) und die, mit denen er einen Blick in die glücklichste Zukunft des Vaterlandes eröffnet (Rede vom 22. März 1868), der wird sich einer tiefen Wehmuth darüber nicht erwehren können, daß dieser beredte Mund verstummt war, als es gegolten hätte, die Herrlichkeit unserer neuesten Entwickelung zu preisen und den Schülern ein Verständniß für ihre Bedeutung zu eröffnen.

Schönborn's Vaterlandsgefühl gewann eine eigene Innigkeit und Lebendigkeit durch seine größtentheils auf eigener Anschauung beruhende genaue Kenntniß des Landes. Wie er schon als Schüler der Pforte in den Ferien Thüringen und den Harz durchwandert hatte, so blieb er sein ganzes Leben lang ein warmer Freund des Reisens, und die großen Sommerferien wurden, soweit nicht sein Gesundheitszustand oder der seiner Gattin einen Badeaufenthalt nöthig machte, in der Regel zu größeren Reisen angewendet, durch die er alle irgend interessanten Punkte Deutschlands nach und nach kennen lernte. Viele Gegenden und Städte hat er wiederholt besucht. Und diese Reisen waren ihm nicht etwa eine bloße Zerstreuung, sondern ein wesentliches, durch nichts Anderes ersetzbares Bildungsmittel. Sie wurden sorgfältig vorbereitet und mit Bedacht in's Werk gesetzt. Karten mußten während der Fahrt stets zur Hand sein. Auch in der Art des Reisens war Schönborn frei von jeder Einseitigkeit. Er wandte gleiches Interesse und ein gleiches Verständniß den Schönheiten der Natur und dem Charakteristischen der Landschaft zu, wie dem Leben und den Kunstschätzen der bedeutenden Städte. — Ueber die Grenzen des Vaterlandes ist er nicht weit hinausgekommen, obschon er die Schweiz und Ober-Italien, sowie Kopenhagen und Belgien besucht hat. Aber auch wohin er nie den Fuß gesetzt hatte, wußte er Bescheid; denn er hatte für örtliche und geographische Verhältnisse im weitesten Umfange Sinn und Neigung. Bedeutende Reisewerke, wie z. B. die Bahrt'schen Reisen in Afrika, las er mit regem Eifer und unter beständiger Vergleichung der Karte. — Das Interesse an dem geographischen Stoffe wurde hier noch überboten durch die mitfühlende und bewundernde Theilnahme für die in kühnen Unternehmungen und schweren Leiden sich bewährende menschliche Geistes- und Willenskraft. Denn wie er als Pädagoge die Menschenseele als das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit zu betrachten hatte, so kam er auch in seinen sonstigen Interessen, so vielfältig sie auch waren, am liebsten und zuletzt doch immer auf die

Bethätigungen und Schöpfungen des Menschengeistes als auf den eigentlichen Gegenstand seines Studiums zurück. Unter diesen Schöpfungen aber sind die freiesten und edelsten die der schönen Künste. Es würde in der Charakteristik Schönborn's eine wesentliche Lücke bleiben, wenn nicht auch sein Verhältniß zu diesem Gebiete noch zur Erörterung käme.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, daß nichts ihm in höherem Grade Herzensangelegenheit war, als die Kunst im weitesten Sinne. So fern auch seiner eigenen Natur, in der das verständige Element durchaus die Vorherrschaft hatte, der geniale Instinkt des Künstlers lag, ein so tiefinnerliches Gefühl und Verständniß hatte er doch für die Werke der Kunst, in deren Studium er sich mit so ernster Ausdauer versenkte, daß er es zu einer unübertrefflichen Feinheit und Sicherheit des Urtheils und des Geschmacks brachte. Was ihm, dem Erklärer des Homer und Sophokles, dem Goethefreunde, die Dichtkunst war, braucht kaum gesagt zu werden. Nur daran sei erinnert, wie er fern von aller schulmeisterlichen Pedanterie und dem Tic des Classicismus auch für die poetischen Erzeugnisse der Gegenwart einen offenen Sinn hatte, der ihn befähigte, selbst einer so durch und durch modernen und unclassischen Erscheinung wie der Heine's gerecht zu werden. Unter den lebenden Dichtern war ihm Geibel, dem er in persönlicher Begegnung nahe getreten war, am vertrautesten. Er liebte an ihm die edle, gediegene, an den classischen Mustern gebildete Einfachheit der Form. Mit dem durchaus Unschönen und Geschmacklosen dagegen, wie z. B. mit Scherenberg's patriotischen Gedichten, konnte er sich nicht befreunden und ärgerte sich an den öffentlichen tendentiösen Lobeserhebungen, die solchen Erscheinungen zu Theil wurden. — Für Musik war er gut begabt und in der Ausübung dieser Kunst schon im Vaterhause und dann in Schulpforte tüchtig geübt und geschult. So vorbereitet hat er sich an dem musikalischen Leben Breslaus in hervorragender Weise betheiligt. Im engsten freundschaftlichen Anschlusse an Mosewius wurde er eine Hauptstütze der von diesem mit eben so viel Eifer wie Verständniß gepflegten ernsten und classischen Richtung. In die Sing-Akademie, die der eigentliche Sitz dieser Kunstübung war, trat er schon wenige Monate nach seiner Uebersiedelung nach Breslau — 27. September 1834 — ein, und schon zu Anfang des Jahres 1836, nach Braniß' Austritt, wurde er Vorsteher derselben und ist das bis zu seinem Tode geblieben, obwohl nach den Statuten des Vereins alle drei Jahre von neuem gewählt wird. In dieser Stellung hat er sich um das Institut die größten Verdienste erworben und hat sogar nach dem Tode von Mosewius — September 1858 — ein ganzes Jahr lang das Geschäftliche bis auf die eigentlich musikalische Leitung, die einem Fachmanne zufiel, allein verwaltet.

In den letzten zehn Jahren seines Lebens konnte er allerdings aus Mangel an Zeit den wöchentlichen Uebungen nur noch selten beiwohnen, aber bei den Proben zu den Aufführungen und bei den Aufführungen selbst fehlte er auch in dieser Zeit fast nie. Was er der Akademie war, hat diese selbst durch die würdige Todtenfeier bethätigt, die ihm nach seinem Hinscheiden am 27. September 1869 veranstaltet wurde, und in der die Motette von Bach: Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit, und das Requiem von Mozart gesungen worden sind. Auch an den anderen von Mosewius gegründeten musikalischen Vereinen, an dem musikalischen Zirkel und der Liedertafel, nahm er regen Antheil. In gediegenen Concerten fehlte er ungern; an musikalischen Privat Gesellschaften hatte er vielfach Antheil und so gelangte er nach und nach zu einer so umfassenden Bekanntschaft mit der geistlichen wie mit der Kammer- und geselligen Musik, daß er mit vollem Rechte auf allen diesen Gebieten in Breslau für eine Autorität gelten konnte. Das Verständniß für bildende Kunst lag ihm wohl von Hause aus ferner. In seiner Heimat hatte er keine Eindrücke empfangen, die den Sinn dafür hätten wecken können. Dieser hat sich daher erst später und wohl nicht vor der Breslauer Periode entwickelt, fand aber dann eine so reiche und mannigfache Nahrung und gewann für sein ganzes geistiges Leben eine so große Bedeutung, daß es schwer sein möchte zu entscheiden, ob ihm in seinen späteren Lebensjahren die Musik oder die bildende Kunst mehr war. Er gelangte nach und nach durch Lectüre und eigene Anschauung dahin, daß er das Gebiet der Archäologie und Kunstgeschichte mit einer beneidenswerthen Sicherheit übersah und bei der Betrachtuug von Gemälden und Werken der Plastik ein nicht leicht irrendes Urtheil zeigte. Dieselbe feine und verständnißvolle Beobachtung erstreckte sich auch auf Bauwerke, zumal auf den Kirchenbau. In die Anschauung des Inneren der Nürnberger Lorenzkirche konnte er Stunden lang sich in wahrer Andacht versenken. Ueberhaupt waren es seine Reisen und der zum Theil oft wiederholte Besuch von Städten wie Berlin, Dresden, Weimar, Nürnberg, München, Wien, sowie die Anschauung der Kunstschätze Belgiens und Ober-Italiens, — Florenz und Rom zu sehen, blieb ein frommer Wunsch — wodurch er diese Seite seiner Bildung besonders pflegte und nährte. Indessen fehlte es ihm auch in Breslau selbst nicht an Anregungen verwandter Art. Das Magdalenen-Gymnasium war im Besitz einer sehr werthvollen Sammlung Dürer'scher Kupferstiche und Holzschnitte, die jetzt in der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Den Werth dieser Schätze, die seiner Obhut anvertraut waren, selbst vollkommen zu würdigen und Anderen zum Verständniß und zur Anschauung zu bringen, betrachtete er als eine Ehrenpflicht. Auch sonst fehlte es in

Breslau nicht an reichen und trefflichen Sammlungen, die ihm zugänglich waren, wie denn namentlich der Medicinalrath Ebers, Schönborn's Freund und Hausarzt, sich freute, an ihm für seine Besitzthümer einen stets theilnehmenden und kundigen Beschauer zu finden. So war denn Schönborn in jeder Weise hinreichend vorgebildet, als er im Jahre 1857 Vorsitzender des Schlesischen Kunstvereins wurde, dem er als Mitglied schon seit 1841 angehörte — eine Stellung, in der er reiche Gelegenheit fand, in Breslau und Schlesien den Sinn für die bildenden Künste zu pflegen und einheimische Künstler zu fördern und anzuregen.

Es ist das Bild eines ungemein reichen und vielseitigen Schaffens und Wirkens, welches sich auf den vorstehenden Blättern vor uns ausgebreitet hat; und doch sind auch damit noch nicht alle Richtungen und Sphären seiner Thätigkeit erschöpft. Namentlich dürfen wir drei mit seinem eigentlichen Lebensberufe in mehr oder weniger nahem Zusammenhange stehende Nebenämter nicht unerwähnt lassen, denen er — voll Eifer und Hingebung auch hier, wie in allen Dingen, die er angriff — einen nicht geringen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte gewidmet hat. Erstens war er längere Zeit Mitglied, einige Jahre hindurch auch Director der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission, der die Prüfungen der Candidaten des höheren Schulamtes und die Revisionen der Abiturienten-Arbeiten von sämmtlichen Gymnasien und Realschulen Schlesiens und Posens obliegen. Er hatte theils in der lateinischen und griechischen Sprache, theils im Deutschen und in der Philosophie zu examiniren und die entsprechenden Arbeiten zu revidiren. Noch unausgesetzter nahm ihn ferner die Thätigkeit als Mitglied, dann als Vorsitzender der städtischen Schulen-Deputation in Anspruch. Vermöge dieses Amtes hatte er alle Fragen, die das sehr ausgedehnte städtische Schulwesen Breslaus, namentlich auch das Elementarschulwesen, betreffen, zu begutachten, allgemeine Organisationsfragen ebenso wie die Personalien. Namentlich war sein Antheil an der Besetzung der mehr als hundert städtischen Lehrerstellen eine zeitraubende und dornenvolle Aufgabe. Doch bot ihm gerade diese Stellung Gelegenheit, seinen praktischen Blick, seinen sichern Takt, seine Umsicht und Sachkenntniß in der erfolgreichsten Weise zu bethätigen. Erst seit dem Jahre 1863 besitzt Breslau einen städtischen Schulrath als technisches Mitglied des Magistrats-Collegiums, und es ist nicht zu viel behauptet, daß Schönborn bis zu diesem Zeitpunkte durch eine lange Reihe von Jahren die wesentlichsten Functionen eines solchen auf sich genommen und auf die Entwickelung des gesammten Breslauer Schulwesens sicherlich nicht zu dessen Schaden einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat. — Auf eine engere Sphäre beschränkt, aber um so in die Augen fallender und greifbarer waren endlich seine Verdienste um die schlesische Blinden-Unterrichts-

anstalt. Er trat sehr bald nach seiner Berufung nach Breslau in den Verwaltungsrath dieses Instituts ein und hat fast volle fünfundzwanzig Jahre das Directorat desselben geführt. Die Anstalt hat unter seiner Leitung einen gewaltigen Aufschwung genommen, von dem die alljährlich erschienenen Verwaltungsberichte, namentlich aber die zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier derselben im Jahre 1868 im Namen des Verwaltungsrathes abgefaßte Schrift Zeugniß ablegen, — einen Aufschwung, in dem Schönborn eine schöne Frucht der einsichtigen Liebe sehen durfte, die er ihr zuwandte. Denn während er einerseits auch hier den Blick in's Weite gerichtet hielt und sich nichts entgehen ließ, was in Deutschland im Felde des Blinden-Unterrichts geleistet und an Hilfsmitteln für denselben geschaffen wurde, — war ihm andererseits der Verkehr mit „seinen" Blinden eine ganz persönliche und Herzensangelegenheit. Erst in den letzten Jahren stellte er die regelmäßigen wöchentlichen Besuche in der Anstalt ein, aber die Stellung ganz aufzugeben, konnte er sich trotz vielfacher Mahnungen der Seinigen, die eine Erleichterung der Arbeitslast für ihn nothwendig erachteten, nicht entschließen. Er wollte auch in diesem Wirken, das er recht eigentlich als ein christliches Liebeswerk auffaßte, treu bis an's Ende erfunden werden. Erst seine letzte Erkrankung hat dieser wie jeder Thätigkeit des rastlos arbeitenden Mannes ein Ende gemacht.

Wir sind am Ziele unserer Skizze, der wir kaum wagen einen zusammenfassenden Schluß anzufügen, denn wer wollte es unternehmen, in wenigen Worten die Summe eines so reichen und mannigfaltigen Wirkens zu ziehen? Und doch möchten wir an dieser Stelle einige allgemeine Bemerkungen nicht unterdrücken. Schönborn verdankte wie nur je einer das, was er geworden ist, sich selbst. — Aus beschränkten, ja dürftigen Verhältnissen, aus dem Dunkel einer kleinen, halb polnischen Provinzialstadt hat er sich zu der Stellung heraufgearbeitet, die wir in dem letzten Abschnitte zu schildern versucht haben. Auch wo er auf seinem Lebenswege Gunst und Förderung von bedeutenden und einflußreichen Lehrern und Freunden erfahren hat, war es eben lediglich sein eigener Werth, dem er diese Verbindungen verdankte. Fragen wir nun aber, welches denn eigentlich die Eigenschaften waren, durch die er so viel erreicht hat, so finden wir den eigenthümlichen Vorzug seiner Natur am meisten in dem seltenen Gleichgewicht, in welchem die Ausbildung seines Geistes und die Entfaltung seines Charakters standen. Von einem unermüdlichen Streben nach Erweiterung seines geistigen Horizontes erfüllt, verlor er doch darüber nicht die Entschlossenheit zum praktischen Eingreifen in das Leben, sondern wurde, indem er mit der fortdauernden Thatkraft eine

immer umfassendere Einsicht verband, dafür nur um so geschickter. Wenn daher Goethe im Wilhelm Meister gewiß mit vollem Rechte sagt: „Es sind nur Wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt"; so werden wir Schönborn's Vorzug eben darin finden dürfen, daß er zu diesen Wenigen gehörte, die den Sinn und die That verbanden. Eine einfache Natur war er demnach nicht, sondern sein Wesen war ein zusammengesetztes und eben darum in hohem Grade entwickelungsfähiges. Obgleich er durch die Umstände dahin geführt wurde, schon in sehr jugendlichem Alter äußerlich fertig in die Welt hinaus zu treten, so ist er doch von den ersten Gubener Jahren an bis zu dem Höhepunkte seines Wirkens und Lebens in Breslau nach Geist und Charakter ein wesentlich Anderer geworden. Wie sich seine Kenntnisse und Interessen im Laufe dieser Jahre unendlich bereichert, erweitert und vertieft und ihn so immer näher an das Ideal harmonischer Geistesbildung herangeführt haben, das ihm vorschwebte, — so hat in dieser langen praktischen Wirksamkeit auch sein Charakter an Ebenmaß und Harmonie fort und fort gewonnen. Denn von Hause aus hat man diese Harmonie an ihm mehrfach vermißt und in seinem Charakter ein Gemisch von Härte und nachgiebiger Fügsamkeit gefunden. Die unerbittliche Strenge, die er in seinem Berufe herauskehrte, konnte in einem gewissen Widerspruch zu stehen scheinen mit seinen gefälligen und entgegenkommenden Umgangsformen und mit der Fähigkeit, sich im Weltverkehr Personen und Verhältnissen zu accommodiren. Aber was in diesen beiden Seiten seines Wesens contrastirendes lag, das glich sich unter dem veredelnden Einflusse der reiferen Lebensjahre mehr und mehr aus. Seine pädagogischen Härten milderten sich zusehends, während er nach der anderen Seite hin an gleichmäßiger Haltung, an Treue und Kraft des Gemüthes, an selbständiger Festigkeit der ganzen Erscheinung zunahm.

Wenn sonach Schönborn's gesammtes Wesen in seiner letzten Lebensperiode den Stempel innerer Befriedigung trug und tragen konnte, so hatte er nicht minder Ursache mit der Gestaltung seiner äußeren Verhältnisse zufrieden zu sein. Nach einer beschränkten Jugend hat er sich früh in einer auskömmlichen, nachher in einer sehr günstigen Lage befunden. Sein Einkommen, welches durch Pensionäre — freilich nicht ohne große Beschwerden und Unbequemlichkeiten — erheblich gesteigert wurde, bot ihm und den Seinen die Mittel zu einer behaglichen, durch mancherlei edle Lebensgenüsse verschönerten Existenz. Sein Haushalt war einfach, aber gastfrei. Wo es sich um Ehrenausgaben, um Förderung gemeinnütziger Zwecke, um unverschuldete Noth und Bedrängniß irgend einer Art handelte, war er in geräuschloser Weise in hohem Grade

freigebig, und diese ihm zur anderen Natur gewordene edle Freigebigkeit, die Möglichkeit, Andere von dem, was ihm zufloß, mit genießen zu lassen, machte einen wichtigen Theil seines Lebensglückes aus. Zu diesem Wohlstande gesellte sich ein reiches Maß der Ehre und Anerkennung von Seiten seiner Mitbürger, wofür die vorstehende Darstellung eine große Zahl thatsächlicher Beweise liefert. Der König zeichnete ihn durch den rothen Adlerorden vierter (1852) und dritter Klasse (1861) aus. Wenn er seiner ganzen Natur nach dieses Element der allgemeinen Geltung und Würdigung seines Werthes nur schwer würde haben entbehren können, so schätzte er doch unter den Lebensgütern ein anderes noch sehr viel höher: die Freundschaft eines engeren Kreises gleichgestimmter, in Bildung, Denkart und der gesammten Lebensführung ihm verwandter Menschen. Wie viel Freude und Förderung ihm dieser freundschaftliche Verkehr bot, ist oben hervorgehoben worden. Aber er vergalt das reichlich durch die liebevollste Theilnahme und das feinfühlendste Verständniß für die Verlegenheiten und das Ungemach, die Sorgen und Schmerzen derer, die ihm nahe standen oder sich vertrauensvoll näherten. So ist er, Wohlwollen und Einsicht in der seltensten Weise verbindend, Männern und Frauen vielfach der treueste Freund und Berather, der liebevollste Tröster geworden, -- Anderen ein um so festerer Halt, je besser er es vermochte, in Augenblicken eigener Rührung oder Erschütterung die Gewalt der Empfindung zu beherrschen und sich männlich zu fassen. Wie ihm sein Familienleben eine Quelle des schönsten Lebensglückes war, und wie tief er dieses Glück empfand, ist schon in einem früheren Abschnitte angedeutet worden. Freilich ist ihm in dieser Hinsicht auch Kummer und Schmerz nicht erspart geblieben. Die zarte Gesundheit, der nicht selten leidende Körperzustand seiner innig geliebten Gattin ist ihm ein Gegenstand beständiger Sorge gewesen. Von seinen beiden Söhnen wurde ihm der eine im zarten Knabenalter wieder genommen. Um so größere Freude erlebte er an der Entwickelung des anderen. Er hat ihn noch als hochgeachteten Arzt in Berlin wirken sehen. Die letzte glänzende Wendung seines Geschickes zu erleben war dem Vater freilich nicht mehr vergönnt.*)

Wenn nun nach dem Allen Schönborn freilich kein Schooßkind des Glückes war, und wenn auch für ihn das Horazische:

nihil est ab omni
parte beatum

seine volle Geltung behält, so werden wir es hier doch aussprechen dürfen:

*) Dr. Carl Schönborn ist neuerdings in dem Alter von nicht viel mehr als dreißig Jahren in Folge der Geltung, die er in Berlin sich erworben hat, als ordentlicher Professor der Chirurgie an die Universität Königsberg berufen worden.

Ihm ist in einem Dasein voll Mühe und Arbeit doch auch ein reiches Maß der besten und edelsten Lebensgüter beschieden gewesen, und wenn es auch wahr bleibt, was wir an die Spitze dieses Abschnittes gestellt haben, daß er selbst in der Hauptsache seines Glückes Schmied war, — so war gerade er doch von jeder Ueberhebung fern und der erste, in dankbar frommem Sinne anzuerkennen, wie viel er der Güte Gottes verdanke. Vielleicht ist dieses Gefühl niemals in ihm lebendiger gewesen, als in den Octobertagen des Jahres 1855, als er kurz nacheinander sein fünfundzwanzigjähriges Rectorjubiläum und seine silberne Hochzeit beging und als beide Feste, die Collegen und Freunde in herzlicher Theilnahme mit ihm feierten, ihm all' das Gute, wovon er umgeben war, so recht zum Bewußtsein brachten, wie die Briefe, die er damals an die fernen Lieben schrieb, in rührender Weise bezeugen. Auch darin durfte er eine gnädige Fügung der Vorsehung erkennen, daß ihm das drückende Gefühl der Abnahme seiner Kräfte und das Elend langen Siechthums erspart geblieben ist. Wenn auch an seinem durch frühe Abhärtung gestählten Körper die Jahre nicht spurlos vorübergehen konnten, so hat er doch in voller Manneskraft bis Ostern 1869 sein mit jedem Jahre beschwerlicher gewordenes Amt verwaltet. Da, ehe er noch die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, brach während der Osterferien, die er in Berlin zubrachte, ein Herzleiden mit jäher Gewalt hervor. Er erholte sich zwar vorübergehend, konnte aber sein Amt nicht wieder übernehmen. In Landeck, wo er Erfrischung und Genesung suchte, ist er am 8. August 1869, von der liebenden Pflege der Gattin und des Sohnes umgeben, einem erneuten Krankheitsanfall erlegen. Wenige Monate darauf hat das Magdalenen-Gymnasium seinen Einzug gehalten in die neuen stattlichen Räume, deren Herstellung eine Hauptsorge seiner letzten Jahre gewesen war. Ihm war es nicht beschieden in ihnen zu wirken. Dankbare Schüler haben die Aula mit dem wohlgetroffenen lebensgroßen Bilde ihres verehrten Lehrers geschmückt, dessen Andenken überdies recht im Sinne des Verstorbenen durch eine seinen Namen tragende Stiftung zum Besten der Wittwen und Waisen der Lehrer der Anstalt geehrt worden ist.

I. Gymnasialreden.

Antrittsrede bei Uebernahme des Rectorats am Magdalenäum zu Breslau, am 7. April 1834.

Praesides scholarum amplissimi,
viri perillustres, summe venerandi, auditores omnium ordinum spectatissimi, juvenes ornatissimi, dilectissimi.

Novandi studio homines hoc tempore multo magis esse incensos, quam proavorum aetate, nemo fere, qui rerum cognitionem habet, negaverit. Regum familias expulsas, foedera disrupta, societates, quibus populi per decem saecula conjuncti fuerant, solutas, nationum leges sanctissimas firmissimasque pessime esse violatas, quis est, qui non meminerit! Neque publicae tantum res mutantur, privatae non minus. In quarum legum diuturnitate maxime positam esse salutem publicam patres sunt opinati, eae nunc abrogantur; rationes inter singulos civium ordines si non omnibus at plurimis maxime comprobatae nunc paucissimis tantum placent, ita ut quod proavis jucundissimum fuerit, idem nepotibus molestissimum, quod illis certissimum, his incertissimum esse videatur.

Quod rerum immutandarum studium ne nostris quidem civibus inauditum rex noster clementissimus sapientissimus virique, quorum tutelae ille salutem publicam commisit, ita moderantur, ut hoc quoque nomine, sicut permultis aliis, felicissimi simus praedicandi, praesertim cum rex jam inde ab ineunte saeculo, quae minus apta viderentur sensim jusserit corrigi, ita ut, quas leges a vicinis populis maxime expeti et flagitari videmus, eae jam diu ab optimo rege nobis sint concessae. Attamen multi viri iique haud imperiti quem hae res finem sint habiturae, satis anxie quaerunt, cum firmissima salutis publicae praesidia concidisse, nova nondum excogitata esse videantur; qua de causa omni opera id agendum esse putant, ut nova civitati parentur auxilia. Quae cura ne nimia

fiat, neve animos deprimat, diligenter est prospiciendum; et cum recentia adjumenta, quamquam satis prudenter excogitata, diuturno usu sint probanda, illi quoque non erunt vituperandi, qui vetera et jam probata praesidia nondum cuncta concidisse ostendere conantur. Itaque, cum his praesidiis gymnasia nostra adnumeranda esse censerem, hanc mihi ad dicendum sumsi materiam, cum nihil aut huic diei aut muneri meo suscipiendo aptius et convenientius facere posse viderer.

Quam rem gravissimam brevi oratione exponenti ut benignas praebeatis aures, et cum, quae vestra est pietas erga gymnasia, in quibus estis eruditi, mihi non sit timendum, ne nimio quodam studio incensus justo majores ipsis tribuere videar laudes, si minores quam par est, tribuero neque sermone hujus loci magnificentia digno fuero usus, ut benigni et indulgentes sitis judices mei et insolentia loci et tanti consessus splendore commoti, a vobis, viri illustrissimi summe reverendi etiam atque etiam peto.

Secundum naturam esse vivendum, multi praeceperunt viri sapientes, neque haec verba non sunt recta, dummodo recte intelligantur. Non enim significant, unicuique id facere licere, quod ipsius genio placuerit, sed leges a natura ipsa quasi vel expressas vel insitas sequi et colere. Omnium autem rerum haec est conditio, ut quidquid sit imperfectum, perfectioni sit obnoxium quasi et subjectum. Saxa plantis sunt usui, plantae obnoxiae sunt animalibus, inferioris generis animalia superioribus, omnia denique animalia hominibus serviunt. Ut igitur secundum naturam vivamus, inter homines quoque haec lex sancta sit, ut, qui aliis sint cultiores et sapientiores, reliquis imperent; quam naturae legem jam vetustissimi populi saluberrimam esse judicarunt. Ita enim regna exstiterunt et civitates, ut regionis incolae illis se submitterent, quos inter se esse sapientissimos optimosque cognovissent; et hac lege observata respublicae omni tempore maxime florebant.

Tanto magis eorum est accusanda insania, qui nostra memoria tam gravem legem non semel transcendere, sed plane ignorare et tollere student, vetantes, ne qui ingenio et animi viribus moribusque sint excellentissimi, quique optime rerum statum cognoverint, reliquos regant, imperantes, ut qui corporis viribus, qui robore et lateribus omnes vicerint, quoniam eorum maximus sit numerus, summam rerum teneant. Quae quanta damna pariat agendi ratio, quantas ruinas, quicunque se nescire affirmaverit, animum advertat in Galliam, jam inde ab eo tempore, ubi lex illa sanctissima primum est violata, perpetuis fere bellis sive intestinis et civilibus laceratam sive externis perturbatam eoque perductam, ut quomodo pax et salus publica sint

restituendae, ne viri quidem rerum peritissimi perspicere videantur. Quae cum ita sint, civitates eruditissimis sapientissimisque viris affluentes, qui munera explere et reliquos ad optima quaeque valeant perducere, fore felicissimas est consentaneum.

Si recte est disputatum, gymnasia ad salutem publicam maxima adferre adjumenta ejusque praesidia esse nominanda, ita erit probandum, ut in his scholis illam parari sapientiam doceamus, qua ornatos viros optime civitatibus consulentes videmus.

Sapientem autem virum reique publicae utilissimum equidem appellaverim, cujus voluntas bona est et consilia honesta, qui rerum est peritissimus judex, quique res ex animi sententia gerere et perficere scit; quam sapientiam in gymnasiis doceri tripartita oratione exponere conabor.

Quam difficile sit efficere, ut hominum voluntas sit bona, neminem vestrum, auditores illustrissimi, summe reverendi fugit. Vi adigere homines, ut rem quandam quamvis inviti faciant, saepe est facillimum; haud paucos, ut res intelligant et cognoscant, quasi coactos videmus; ut certa consilia capiant, ut sentiant, velint, cupiant, quae alii illos sentire et cupere voluerint, preces, admonitiones, minas adhibere licet; si noluerint, cogi nequeunt. Qua igitur ratione voluntas et consilia corrigantur et emendentur?

Cum „omne munus bonum et omne donum perfectum superne descendit a patre luminum“, deo auctore voluntas quoque emendatur; deum igitur cognoscant ad eumque ducantur homines oportet, ut boni fiant. Deum autem non longe abesse ab unoquoque nostrum Paulus Apostolus Athenis dixit, haec haud dubie significans, eum et ex rerum caelestium et terrestrium contemplatione et ex mirae rerum humanarum vicissitudinis consideratione cognosci. Neque quo modo ad deum perveniamus, incerti haeremus: Christus enim ipse dixit, se esse viam, veritatem et vitam, neminem ad patrem venire nisi per se. Christum igitur sequi debemus; ut autem Christi simus discipuli, ecclesiae socii simus necesse est, ut sancti spiritus nos in omnem veritatem ducturi simus participes.

Animadvertite, quaeso, quanta cura quantoque studio in gymnasiis id agatur, ut pueri juvenesque deum voluntatemque ejus agnoscentes et ipsi bonam habeant voluntatem piaque capiant consilia. Inde ab eo tempore, ubi primum disciplinae nostrae sunt traditi pueri, saxorum, plantarum, animalium, omnino r e r u m naturam ut intelligant, erudiuntur, ut dei sapientiam admirantes suspiciant. Et quod discipulos adhortamur et incitamus ad memoriam rerum gravissimarum omni tempore gestarum tenendam non fit, ut factorum

longam seriem percenseant, vel ut regum et imperatorum nomina cognita habeant, sed ut deum mundum gubernantem cognoscant et venerentur. Neque minore cum cura docentur juvenes, Christum generis humani esse assertorem ecclesiaeque auctorem et regem. Christi doctrinam non semel tradunt praeceptores, sed ad audientium intellectum se accommodantes et ad judicium descendentes, quae a discipulis perceptum iri speraverint ea exponunt, difficiliora argumenta primae classi relinquentes. Cum denique homines et inprimis pueri et juvenes ita sint inconstantes et debiles, ut saepe et priorem errandi consuetudinem revocent et quae jam didicerunt eorum memoriam deponant, nec in docendo nec in hortando defatigantur magistri, sed quam possunt adhibent operam ad juvenum animos corrigendos et emendandos, ad vitam et mores formandos.

Recte igitur statueritis, si juvenes vel hac usi disciplina haud raro mali et improbi fiant, hanc non gymnasiorum esse culpam, in quibus illi, penes quos scholarum est cura, in hanc rem summum studium et indefessam operam impendi voluerunt.

Sed ut plurimi cives sanctissima sint mente, integerrimo animo optimaque voluntate, tamen nisi videant et sciant, qua ratione civitates sint regendae, res publicae gerendae, quae leges dandae et quomodo administrandae, qua denique ratione magistratibus fungendum, qua munera explenda, neque florebunt civitates, neque felices erunt cives. Itaque, ut gymnasia salutis publicae praesidia esse probemus, hanc quoque sapientiae partem, si ita dicere licet, in illis doceri, erit demonstrandum.

Antea autem eorum a me rationem haberi jure vestro jubere videmini, qui illam rerum peritiam in gymnasiis non tantum non parari, verum etiam impediri clamitant. Quis unquam, ita non sine studio vociferantur, in gymnasio didicit, non dicimus urbem regere, gravi praeesse magistratui, aegrotum curare, litem dijudicare, domum exstruere, sed vulgares vitae quotidianae res curare et in hominum usu et consuetudine esse? neque mirum; qui enim a viris, quorum doctrinam et honorem suo quidem loco relinquimus, qui vero vitae usum et consuetudines in litterarum umbraculis satis opacis alte absconditi nunquam attigerint, quae ad vitam spectant, discere potuerunt? Contra tantas criminationes gymnasia ita defendi nequeunt, ut ibi cognitionum illarum fundamenta jaci et strui dicamus, et sicut domus sine fundamento aedificari nequeat, ita illos tantum publicas et privatas res gerendi peritos fieri, qui litterarum elementa in gymnasiis didicerint. Id enim ipsum vituperandum et vitio temporum factum esse affirmant, ut gymnasia illorum quoque nutrices sint necesse

sit. Itaque si non omnium at plurimorum rationem ita esse instituendam, ut missis graecis et latinis quae ad vitae usum sint necessaria, sola doceantur.

Nolite timere, ne litem jam per plus quam quinquaginta annos actam hac data occasione retractem, vobisque sim molestus. Longum enim est, locum illum illustrare et arduum, nisi librum scripseris, — et non necessarium, cum ipsi amplissimi scholarum Vratislaviensium praesides quid sit statuendum unanimo omnium virorum consensu, qui ipsi doctrinam illam attigerunt, his ipsis diebus publicis litteris praescripserint; unde quae dicenda videantur, paucis absolvere licet verbis.

Si eadem semper atque immutabilis rerum publicarum et privatarum esset conditio, et si vita ad certas regulas conformari et cogi posset, si antiquissimarum civitatum simplicissimae institutiones omnibus saeculis strenue possent servari, illi artium liberalium litterarumque optimarum contemptores non male viderentur praecipere, ut quae ad certum vitae genus agendum maxime fuissent cognoscenda, haec juvenes in gymnasiis ediscerent, et ad unam suscipiendam provinciam condocefierent, ita ut qui juris periti essent futuri, juvenes quam plurimas leges memoriae mandatas adhibere, in jus vocare, reos et accusare et defendere docerentur, qui munera publica essent administraturi, ad rationes et conficiendas et accipiendas et dispungendas instituerentur.

Et quales homines ita excultos futuros esse est verisimile? dissimillimi erunt sane Graecis et Romanis, sed et Anglis, Italis, Germanis, Borussis, simillimi veteribus Aegyptiis, cum Pharaones regnarent, Sinensibus, Javanensibus. Cum vero non illa nostrarum civitatum sit conditio, cum diversis temporibus diversis modis sint regendae, cum novae sint leges ferendae, cum vita nostra semper recens et nova novas quoque agendi rationes efflagitet, illum ad res graves ac difficiles multo fore paratiorem magisque idoneum scimus, qui multifariam excoluerit ingenium, qui non una via incedere, sed aptissimam eligere, qui quae quoque tempore civitati fuerint saluberrima, ea invenire et undique depromere didicerit. Ut tales viri fiant, juvenes erudiuntur in gymnasiis a praeceptoribus, utrum medici an theologi, philosophi an juris periti sint futuri plane non respicientibus, sed omnibus opibus elaborantibus et enitentibus, ut flexibile fiat ingenium, ut omnes mentis vires excitentur, alantur, augeantur, ita ut in quacunque vitae conditione fuerint, apta ab ineptis, justa ab injustis discernant, difficillima dijudicent et expediant, honestissima eligant, turpia et inhonesta fugiant et propellant.

Neque non discunt multas res, quae usui et utilitati sunt unicuique homini. An fortasse inutilis fuerit rerum a potentissimis et gravissimis populis gestarum cognitio, linguarum usus, mathematicarum disciplinarum notitia? an inutilia didicit, qui quomodo res sint exponendae, probandae, refutandae intelligit, qui illis imbutus est studiis, quae senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, ut Ciceronis utar verbis? Num haec rerum nostrarum est conditio, ut his auxiliis hocque perfugio possimus supersedere?

Cum igitur gymnasiorum sit, tales exhibere viros, quales optime consulturos esse rebus publicis vidimus, utcunque earum fuerit sors, gymnasia salutis publicae firmissima esse praesidia, recte videmur affirmasse.

At enim vero non consiliis tantum, sed actionibus, non verbis, sed factis, non excogitandarum, sed gerendarum rerum peritia opus est. Nisi igitur in gymnasiis juvenes agere didicerint, salutis illa quidem publicae esse praesidia, sed satis infirma, erit dicendum.

Videamus, quid hac in re praestent scholae nostrae. Nolo multis exagitare, quod pueri et juvenes ad dicendum et scribendum, ad res exponendas, illustrandas, refutandas, judicandas instituuntur; alia enim argumenta sunt in promtu. Salus publica in eo nititur, ut cives et libenter legibus a magistratibus datis obediant, et quae ipsis sunt exequenda officia, iis fungantur strenue et diligenter. Cum igitur homines et obtemperationi legibus habendae et officiis bene servandis velint assuefieri, et quae pueri et juvenes ita in pectus animumque infixerunt, ut quasi sponte sua agerent, ea reliquo quoque vitae tempore religiosissime servare soleant: ut viri et obedientes sint et strenui et boni et fortes, pueri erunt formandi. Quod fit in gymnasiis, effigiem quasi civitatis bene institutae praebentibus. Sicut enim populus magistratibus est subjectus, ita discipuli praeceptorum voluntati debent obtemperare; sicut cives ab iis qui praesunt, ita discipuli a magistris ex legibus juste et severe administratis reguntur. Quae inter populum et magistratus intercedit necessitudo, ita ut utrisque constet civitas, eadem inter docentes et discentes, arctissima vitae communione inter se junctos. Quodsi pueri certum ordinem servare, legibus libenter obtemperare, officiis suo tempore et pro viribus fungi docentur, hos bonos futuros esse cives admodum est verisimile. Qui enim pueri et juvenes justitiam exercitam, malos coercitos et frenatos, leges observatas nec unquam impune violatas viderint, tanto justitiae et ordinis studio erunt commoti, ut cum bene habuerint cognitum, res publicas sine legibus stare non posse, et ipsi leges

datas observent et ab aliis curent tenendas, et qui pertinaces restiterint, eos cohiberi et puniri jubeant. Qui juvenes, quanta ex strenua officiorum functione ipsis redundaverint commoda intellexerint, cives officio fungentur, aliosque ut idem faciant commovebunt. Qui injucunda communis utilitatis gratia ferre consueverint, publica quoque incommoda facili et libenti animo ferent; qui pueri praeceptorum curae confisi erunt, magistratibus non minus confident; qui denique quae ab aliis sibi fieri voluerint, eadem illis quoque esse praestanda perspexerint, viri eundum servabunt morem.

Quae cum ita sint, vos viri illustres, amplissimi, mecum consensuros esse persuasum habeo, in gymnasiis non singula tantum praecepta dari cognitionesque multas tradi, verum etiam juvenes ad vitae usum parari et formari, scholasque, quibus plurimi eorum nutriantur et educentur, e quorum consilio et auxilio salus publica maxime pendeat, non tantum salutis adjumentis, sed certissimis et firmissimis praesidiis esse adnumerandas.

Tam honorifico nomine eo digniora esse videntur, quo majorem gloriae illius partem sibi solis vindicant gymnasia. Quamquam enim litterarum Universitates et ipsa sunt gymnasia, suamque exhibent vim in juvenum animis formandis, tamen minora efficere videntur. Et primum quidem, quoniam, nisi juvenum ingenia jam antea in gymnasiis fuerint exculta, paene frustra lectionum in academiis habendarum erunt auditores. Accedit, quod, quamquam in litterarum universitatibus permulta docentur liberali homine dignissima, omnesque ingenii vires excitantia, tamen cum haud pauci, quod sane est dolendum, iis tantum interesse soleant lectionibus, quae ad vitae futurae usum pertinere videantur, juvenes in academiis, nisi antea ad humanitatem formata fuerint ingenia, multas quidem accipient cognitiones, sed neque eam ingenii celeritatem et sollertiam neque id judicii acumen, quae ad munera bene persequenda maxima esse necessaria sentimus. Denique si voluntatem in academiis non minus conformari concederemus, quam in gymnasiis, quod non est concedendum, ad agendi rerumque gerendarum facultatem et dexteritatem, si seminariorum exceperis sodales, neminem in academiis institui, negari nequit.

Recte igitur tam insignis laudis maximam partem vindicamus gymnasiis, quae quanta possint usu denique nobis edocti esse videmur. In patria quoque audiuntur querelae, neque desunt, quae corrigi possint. Mercaturam valde esse impeditam, queruntur mercatores, frumenta justo minore pretio vendi, agricolae, qui muneribus funguntur, se quasi oppressos esse laborum ingenti mole, acerba pen-

denda esse vectigalia et tributa, paene omnes affirmant. Sed utut haec sunt, num in hoc amplissimo consessu unus est, qui in alia regione, non dico Germaniae, sed Europae totiusve orbis terrarum versari malit? Quodsi eandem sententiam ab omnibus fere rerum peritis et in hac urbe et in tota Borussia viventibus uno ore repeti audimus, vix omnibus soli tantum desiderium esse insitum crediderimus, ut ubi sint nati, eadem in terra sepulti esse velint. Uno vero et sincero patriae florentis amore commoti ita sentiunt.

Tantum patriae florem et honorem primum quidem gratissima mente acceptos referimus regi nostro clementissimo, benignissimo, quem deus salvum faciat; sed ne regi quidem, ut patriam oppressam ad hoc honoris et felicitatis fastigium tolleret et eveheret contigisset, nisi civium habuisset copiam ad ipsius consilia exsequenda, qui quamquam in litterarum universitatibus totius Germaniae, quae quasi κειμήλια patriae sunt habenda nec unquam satis possunt foveri, sunt exculti, tamen, nisi in patriae gymnasiis fuissent educati et ad obedientiam et fidelitatem conformati, tantam nisi egregie fallor non adepti fuissent sapientiam.

Agitedum ex gymnasiis insigni liberalitate et studio ab omnibus, quorum curae sunt demandata, affectis, futuro quoque tempore viros esse progressuros speremus, qui quae nobis a patribus tradita sunt, non tantum servare, sed etiam augere sciant.

Quanta igitur laetitia me affectum esse decet, quem amplissimus urbis Vratislaviensis senatus hodie huic illustrissimo gymnasio praefecit regendo, si permagnum discipulorum numerum mihi commissorum mecum reputo. Verum non abest anxietas, ne etiamsi omnes meas adhibuerim vires, quae quam sint exiguae, ipse sentio, non contingat, ut, quam animo concepistis spem, expleam.

Quam sollicitudinem vestro adspectu, patres hujus urbis amplissimi, levari sentio. Quae enim vestra est sapientia, non me unum gymnasium posse efferre et evehere, sed alia quoque adjumenta adsint necesse esse perspectum habetis; et primum quidem ne desit adjumentum, vestrum enixe efflagito favorem. Nam cum urbis magnitudo, discipulorum copia, parentum denique mollities et vituperanda facilitas atque indulgentia, ita enim haud pauci filios solent habere, opus nostrum maximopere sint impeditura, quomodo tanta vincam impedimenta, nisi vestro fretus auxilio et favore? Qua de causa ne nimia quaedam exspectetis neve primis mensibus priusquam semina sint jacta messem facere cupiatis, ut quam liberalitatem hucusque gymnasiis vestris exhibuistis, eandem porro quoque Magdalenaeo praebere, quamque benevolentiam viro meritissimo, qui

ante me hoc munere est functus, significastis, ut mihi quoque pro benignitate vestra eandem conferre velitis, vehementer vos oro atque obsecro.

Vestrum quoque imploramus auxilium, qui frequentissima vestra praesentia, quam mihi quoque gratissima mente sim interpretaturus, si per vos liceat, publicum documentum daturi fuistis, quanti hoc gymnasium faciatis. Si enim parentes et filios vestros et omnes pueros juvenesque in vestrum conspectum venientes, ne modum excedant coërcere volueritis, si leges sive a scholarum curatoribus sive a praeceptoribus datas a juvenibus diligenter servandas curaveritis, si magistrorum honorem non dejeceritis, sed quem honorem ipsi verbis et factis illis habueritis ut idem a juvenibus quoque magistris habeatur effeceritis: maximum operi nostro adtuleritis auxilium.

Licet autem benignissimi et liberalissimi fuerint viri, quorum tutelae gymnasium est traditum, maximusque parentum eorumque, qui auctoritate valent, apud populum favor, tertium adsit adjumentum necesse est, ut bonam possim temporis futuri concipere spem, boni praeceptores.

Neque hi desunt. Eam enim, collegae spectatissimi maximeque venerandi, infaustis temporibus fidem eamque assiduitatem et constantiam praebuistis, ea vestra est doctrina vestrorumque morum integritas, ut cui praeceptorum coetui me libentius adjunxerim nesciam. Utinam me quoque, qui omne adhibebo studium, ut quod difficillimum habemus munus, id vobis reddam et facillimum et jucundissimum, amico exceperitis animo. Idem omnibus ab Amplissimo senatu traditum est officium, memores ergo simus, commune nostrum esse opus, neminemque quidquam, quod re vera utile sit et salutare, perfecturum, nisi reliquis adjuvantibus. Quam societatem ut perpetuam reddamus, in necessariis unitatem, in dubiis libertatem, in omnibus caritatem adhibuisse juvabit.

Jam ad vos se convertit oratio mea, juvenes, pueri carissimi. Nisi enim facile nobis praebueritis ingenium, magna, quam concepi spem, non tantum non impleta sed falsa erit. Utinam igitur semper memineritis, vos a parentibus ideo mitti in hunc locum, ut mores et ingenium excolatis et conformetis. Haec curate; quae vero nihil ad animi mentisque fecerint culturam, ea non vestrum sed aliorum esse putate. Quodsi ita egeritis, me vobis, quorum curae jam omne meum dicabo tempus, in quibus adjuvandis omne otium et operam consumam, mitem invenietis atque benignum; at quicunque effrenatas libidines sequi, leges violare, praeceptoribus non obedire maluerit, is me severum judicem atque inexorabilem deprehendet.

Sed ut faveat senatus, auxilientur parentes, ut fideles sint praeceptores, ut bene morati discipuli, haec omnia nihil valent deo non adjuvante. Te igitur obsecro et obtestor, deus pater optime maxime, ut mentem mihi aeques animumque confirmes mihique tam grave munus suscipienti adsis auxilio, ut in tuum honorem officio meo fungar filii tui vestigia secutus. Utinam nemo eorum, quos mihi tradideris, animae suae detrimentum capiat, utinam ut omnes ad te per filium tuum deducamus, sociis mihique contingat.

Rede zum Andenken an das 200jährige Bestehen des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau am 6. November 1843.

Hundert Jahre sind in der Geschichte eines Gymnasiums wie jeder Schule verhältnißmäßig ein viel längerer Zeitraum, als in der Geschichte eines Staats, einer Stadt oder selbst einer noch kleineren Gemeinde. Denn während sonst das Leben von drei Generationen hinreicht, um ein ganzes Jahrhundert zu umfassen, gehen in derselben Zeit fast zwanzig Geschlechter durch ein Gymnasium und empfangen in ihm eine mangelhafte oder fruchtbare Vorbildung für ein langes Leben. Vergebens wäre es dagegen einzuwenden, daß die Leistungen einer Schule wesentlich durch die in ihr wirkenden Lehrer bestimmt werden und daß, da diese sich doch in jener Zeit im Durchschnitt nur drei- bis viermal erneuern, hier kein anderes Verhältniß obwalte. Denn theils vermag in einer zusammengesetzten Maschine oft Ein Rad, je nachdem es mehr oder weniger paßt, den Gang von einem Theile oder von der ganzen Maschine zu beschleunigen, zurückzuhalten oder zu hemmen, theils ist die wirklich beifallswerthe Thätigkeit eines Lehrers oft auf eine kürzere Zeit beschränkt, als die Anstalt, welcher er angehört, dringend wünschen muß, theils endlich ist die Wirksamkeit aller Lehrer durchaus abhängig von der Anlage, der Gemüthsart, dem Grade der Bildung, ja von den häuslichen und den Familienverhältnissen der ihnen anvertrauten Jugend, und diese Bedingungen sind in wenigen Jahren oft sehr merklichem Wechsel unterworfen.

Da nun hundert Jahre eine so lange und an Veränderungen so reiche Zeit für ein Gymnasium sind, so ist es auch wohl um so mehr Pflicht, nach ihrem Verlaufe zurückzusehen auf das Erquickliche wie auf das Betrübende, was sie gebracht haben, um daraus Trost und Hoffnungen oder Warnungen zu gewinnen. Diese Ueberlegung aber ist eine

sehr umfangreiche und zugleich oft sehr schwierige, weil das innere Leben einer öffentlichen Lehranstalt nur aus Einzelnheiten zu erkennen ist, welche schon nach zwanzig Jahren nur selten noch eine Registratur aufbewahrt, wenn sie überhaupt je in ihr verzeichnet gewesen sind; denn die meisten fallen nach einigen Wochen oder Monaten der Vergessenheit anheim; viele sind, so weit bei ihnen die flüchtige Jugend handelnd erscheint, nur in den nächsten Stunden, nachdem sie eingetreten, ja viele selbst dann nicht mehr festzustellen; die wahre Bedeutung der meisten ist endlich von der Eigenthümlichkeit der Lehrer und Schüler und der in Rede stehenden Zeit und ihrem Verhältnisse zu einander abhängig. Eine Ueberlegung und Untersuchung dieser Art ist daher weder für diesen Ort noch für den heutigen Tag geeignet. Ja selbst wenn sie es wäre, müßte Bedenken getragen werden, sie heut' vor Ihnen, hochzuverehrende Anwesende, anzustellen, die Sie ersucht worden sind, einer Jubelfeier Ihre Gegenwart zu schenken, einem Feste der Freude, der dankbaren Erhebung, nicht der wehmüthigen Erinnerung an die Trostlosigkeit der Zustände, welchen eine der Haupterziehungs- und Bildungsanstalten dieser Stadt noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat verfallen können.

Verstatten Sie mir, nur so viel aus der Geschichte des Gymnasiums in den verflossenen hundert Jahren zu erwähnen, als unentbehrlich ist, um demselben die Berechtigung zum Jubel und zum Dank gegen Gott, gegen die erleuchteten Männer, denen das Wohl der Gymnasien in unserem Staate anvertraut gewesen ist, gegen die Väter, die Bürger und Einwohner dieser Stadt, gegen seine Lehrer und gegen seine Schüler zu sichern. Sollte es den Anschein gewinnen, als walte in dem zu Sagenden eine zu günstige Meinung für die Gegenwart vor, wenn auch ohne das Bestreben, die Vergangenheit dunkler zu sehen, als sie gewesen ist, so bitte ich geneigtest berücksichtigen zu wollen, daß damit ja das Bestehen mannigfacher Mängel trotz des vielen Guten, was wir haben, nicht geläugnet, auch nicht beschönigt werden soll, ja daß durch das Hervorheben der Fortschritte auch nothwendig die trotz derselben vorhandenen Blößen und Mängel hervortreten und eine schärfere Beurtheilung herausgefordert wird. Aber ich würde geglaubt haben, undankbar zu handeln gegen alle die, welche dem Gymnasium ihre Theilnahme, ihre Thätigkeit, ja ihr Leben in den letzten fünfzig Jahren gewidmet haben, wenn ich nicht an dem heutigen Tage laut ausspräche: das Gymnasium hat durch die Gnade und den Segen Gottes, dem wir heut' früh in dem benachbarten Gotteshause demüthig gedankt, dessen fernere Hülfe und Segen wir inbrünstig erfleht haben, vielen Grund, sich dieses Tages zu erfreuen und ihn als ein Jubelfest zu begehen. Ich darf dies wohl um so eher sagen, als ich damit nur fremdem Verdienste die gerechte Anerkennung zolle, und als ich die schwachen

Seiten der Anstalt eben so genau, ja genauer kennen muß als Andere, und ich mir auch die Schwierigkeit und fast die Unmöglichkeit, für so manches Mangelhafte Abhülfe zu gewinnen, nicht verbergen kann.

Wenn aufgezählt werden soll, was diese Bildungsanstalt an dem heutigen Tage besonders zu einem dankbaren freudigen Aufblick berechtige, so muß am Ende des zweiten Jahrhunderts wiederum ihr Bestehen als Gymnasium zunächst hervorgehoben werden. Die lateinische Schule, welche die Breslauer Rathmanne und die Gemeinde des ehrwürdigen benachbarten Gotteshauses im Jahre 1266 mitten in den für Deutschland so trüben Zeiten des Interregnums begründet hatten, war vor zweihundert Jahren unter den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges zum Gymnasium erhoben worden, indem die Rathmanne beabsichtigten, der Stadt eine zweite höhere Schule zu sichern und ihre Leistungen nicht wie bisher von dem ungewöhnlichen Talente dieses oder jenes Lehrers oder von einer Hingebung abhängig sein zu lassen, welche nach kurzer Zeit fast aufhören mußte. Aber im 18. Jahrhundert nahm man auf die Bedürfnisse der großen Mehrzahl der Schüler bei der Auswahl der Unterrichtsgegenstände und bei der Methode des Unterrichtes so wenig Rücksicht, daß es den Behörden und vielen Einwohnern vortheilhafter schien, 1766 nach dem Muster der unter Hecker in Berlin blühenden Realschule eine ähnliche Anstalt mit dem Magdalenen-Gymnasium zu verbinden. Obgleich man nun die namhaftesten Pädagogen um Rath frug, so geschahen doch in jeder Art die größten Mißgriffe. Denn in der ersten Klasse der neuen Anstalt wurden Thetik und Polemik und Moral-Philosophie, Alterthümer und Mythologie, angewandte Mathematik, namentlich auch bürgerliche und Kriegsbaukunst, Oekonomie und Kameral-Wissenschaften, Experimental-Physik, Botanik, Numismatik, Glasschleifen, Lateinisch, Französisch, Englisch, Italienisch, eine Zeit lang auch Anatomie, und daneben mit den zum Studiren Bestimmten auch noch Griechisch und Hebräisch getrieben und den Schülern wöchentlich vierzig öffentliche Stunden zugemuthet.*) Auch die Wahl der Lehrer, unter denen die zwei später nur zu bekannten Glaubensrichter Hillmer und Hermes waren, war sehr unglücklich; dazu fehlte es an allem Ineinandergreifen, an Eintracht, an Ordnung, an Zucht; und obgleich daneben noch ein eigenes Pensionat für Schüler dieser zweifachen Anstalt bestand und auswärtigen Eltern für sehr mäßige Kosten alle Sorge für ihre Söhne abzunehmen versprach, obgleich mancherlei Mittel angewendet wurden, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, so konnte doch das auf so wankendem Grunde aufgerichtete Gebäude nicht lange bestehen, und

*) S. Manso über die Verfassung des Magdalenäums seit dem Jahre 1710. Programm des Jahres 1810. S. 13 u. f.

die Schülerzahl sank nach und nach so sehr, daß 1790 wenig über neunzig vorhanden waren. Da gelang es zwar, den um das Magdalenäum unvergeßlich verdienten Manso nach Breslau zu ziehen, der 1790 als Prorector, 1793 als Rector angestellt wurde; aber als er auf die Nothwendigkeit hinwies, durch Anstellung einiger tüchtigen Lehrer der ganz gesunkenen Schule aufzuhelfen, erlaubte die verschuldete Schulkasse nicht, mehr als Einen und zwar für die fünfte Klasse zu berufen.

Wenn wir dieser Zeit heut' gedenken, sollten wir dies nicht thun mit dem Gefühle des lebhaftesten Dankes, der größten Freude, daß an die Stelle einer solchen unglückseligen Zwitteranstalt wiederum ein Gymnasium getreten ist, eingerichtet wie die anderen unseres Staates, bestimmt, wie sie, in den obersten Klassen Jünglinge zu bilden, welche dereinst die Pflege und Weiterführung der Wissenschaften übernehmen und die ideale Seite des Lebens vertreten, welche den Staat in seinen größeren Gemeinschaften leiten und verwalten, welche Recht sprechen, die Natur erforschen und das edelste Gut des Menschen, die Gesundheit, erhalten, welche Lehrer des Volkes in Kirchen und Schulen, ja selbst in den Schulen werden sollen, welche unter gleichem Namen mit besserem Erfolge an die Stelle der Realschulen des vorigen Jahrhunderts getreten sind? Sie erhöhen heute, hochzuverehrende Anwesende, durch Ihre gütige, dankbar anerkannte Gegenwart die Stiftungsfeier eines Gymnasiums, welches sein Dasein und das Wesentlichste seiner Einrichtung mittelbar der Reformation verdankt, der nie aufhörenden Protestation gegen Geistesdruck und Glaubenszwang. Wenn nun, wie Luther sagt, die Sprachen die Scheide sind, darinnen das Messer des Geistes, das Evangelium, stecket, wenn sie der Schrein sind, darinnen man dies Kleinod trägt, das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset, so geziemt uns ja wohl, es dankbar anzuerkennen, wenn wir am Ende eines Jahrhunderts in einer so großen Stadt, wie die Hauptstadt Schlesiens ist, eine Anstalt, welche im Laufe der Jahre in Gefahr war, die edle Bestimmung für die Pflege des Studiums der alten Sprachen zu verlieren, diesem Zwecke erhalten sehen. Wohl betrachten wir die Universitäten als die Burgen der geistigen Freiheit unseres deutschen Vaterlandes; aber vergebens wäre das Bemühen ihrer Lehrer, wenn nicht die Gymnasien den festen und weitreichenden Grund legten, auf welchem sie den Bau fortführen können.

Aber nicht nur dieser Grund veranlaßt zum Danke und zur Freude, sondern auch, daß die Verhältnisse des Magdalenen-Gymnasiums jetzt in so vielfacher Hinsicht viel günstiger sind, als vor hundert Jahren. Ich kann nicht umhin, zunächst auf den Vortheil hinzuweisen, daß der Staat jetzt auf die Schulen überhaupt, namentlich aber auf die Gymnasien einen viel größeren Einfluß ausübt als ehemals. Zwar ist der Unterricht in

gewisser Art die freieste aller Thätigkeiten; denn da sein Erfolg von der Individualität des Lehrers eben so abhängig ist, als von der Eigenthümlichkeit des Lehrlings, so gestaltet sich das Lehren und das Lernen in jedem Falle auf eine besondere Weise. Eben so gewiß ist in vieler Hinsicht der Lehrer Alles, und die beste Methode bleibt in der Hand eines untüchtigen Mannes unwirksam. Daher ist es zuverlässig ein höchst nachtheiliger Zwang, alle Lehrer an die knechtische Befolgung Eines Lehrbuches, Einer Methode zu fesseln; aber eben so wenig führt der entgegengesetzte Weg zu dem gewünschten Ziele. Das mechanische Lehren ist das Verderben des Unterrichts; allein dies entsteht eben so sicher aus jenem Extrem, als wenigstens bei vielen Lehrern aus diesem. Eine vorgefaßte günstige Meinung, eine Vorliebe zu einem Gegenstande oder zu einer Methode lassen selbst den wohlmeinenden Mann da Erfolg sehen, wo keiner ist; sie lassen einen sehr krummen Weg um so mehr als den geraden betrachten, als die unglaubliche Bildungsfähigkeit des menschlichen Geistes ihn in den Stand setzt, auch bei der schlechtesten und widersinnigsten Bestellung einige wenn auch kärgliche und schwache Blüthen zu treiben; mit Blüthen aber muß der Schulmann und besonders der Gymnasiallehrer überall zufrieden sein, er sieht Früchte nur von dem geringsten Theile seiner Schüler, und wo er sie zu sehen glaubt, da wird es immer noch für ihn sehr schwer sein zu erkennen, wie viele er seiner Pflege zuzuschreiben hat. Wenn ihn aber der Erfolg von der Verderblichkeit oder der Mangelhaftigkeit einer gewissen Methode auf das Zuverlässigste überzeugt hat, dann sind auch gewiß oft die Jahre herangekommen, in welchen er, obwohl er immerwährend lernen soll, nur noch einzusehen vermag, wie er es hätte machen sollen, ohne die bessere Methode sich noch aneignen zu können. Dazu kömmt, daß das Gymnasium nur ein Mittelglied in einer Kette ist, welches oben mit der Universität, unten mit der Elementarschule, und an den Seiten mit Unterrichtsanstalten aller Art, besonders auch mit anderen Gymnasien, in Verbindung und in Wechselwirkung steht. Wie kann diese eine gedeihliche sein, wenn eine jede Gemeinde nur für das sorgen darf, was ihr oder wenigen ihrer Bürger bei vielleicht beschränktem Horizonte wünschenswerth erscheint? Es wäre irrig, zu glauben, daß eine Stadt wie diese ehrenwerthe, viel verdiente, auf ihre Freisinnigkeit stolze Hauptstadt des Landes Schlesien Irrthümer dieser Art nicht zu fürchten habe, weil sie den weitesten Horizont zu wählen im Stande sei. Sie hat dies wenigstens bisher nicht erreicht, wie die Geschichte ihres Schulwesens in den letzten hundert Jahren zeigt.

Die Mißgriffe aller Art, welche den kläglichen Zustand des Realgymnasiums in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschuldet haben, könnten vielleicht auf die Neuheit der Sache und auf die Rath-

losigkeit des Zeitalters geschoben werden. Erlauben Sie mir aber aus der letzten mir bekannten, sehr ausführlichen, vielfach tüchtigen Instruction für die Lehrer der beiden städtischen Gymnasien, welche von dem Magistrat dieser Stadt im Jahre 1736 erlassen worden ist, einzelne Punkte hervorzuheben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß nach ihr bis zum Jahre 1766 verfahren worden ist. Die Elementarschulen waren, wer wollte dies anders erwarten, hier wie überall bei Weitem nicht das, was sie heut' sind; es wurde daher von den in Sexta Aufzunehmenden wahrscheinlich nur Lesen und Schreiben deutscher Schrift gefordert und dieser Klasse aufgegeben, lateinisch correct lesen und schreiben, dann decliniren und die einfachen Verba conjugiren zu lernen, endlich eine beschränkte Zahl von Vocabeln dem Gedächtnisse einzuprägen; außerdem sollte sie außer den Evangelien und Sprüchen den ganzen Katechismus Luther's einschließlich der Haustafel ꝛc. auswendig lernen, wobei es die Lehrer „mit der allereinfältigsten Zergliederung der Fragen und Antworten dahin zu bringen suchen sollten, daß die Kinder es nicht ganz ohne einigen Verstand oder Andacht lernten". Wer wollte an diesen Bestimmungen mäkeln? Ueber dieser Klasse aber waren nur noch fünf andere. Daß die in Prima Eintretenden in der lateinischen Sprache weit genug sein mußten, versteht sich von selbst. Nur um der Schwächeren willen war es den Lehrern verstattet, bei schwierigeren Dingen ein und das andere mit wenig Worten deutsch zu wiederholen, sonst mußte durchaus lateinisch gesprochen werden. Von dem Unterrichte im Griechischen hatten die Primaner in den öffentlichen Stunden außer dem neuen Testamente nur wenig; man las mit ihnen vorzugsweise die moralischen Schriften Plutarch's. Aber der Religionsunterricht umfaßte die polemische, thetische und biblische Theologie. Auch die Unterweisung in der Beredsamkeit war viel umfassender als heutzutage. Ein ganz besonderer Werth wurde auf die Philosophie gelegt und in dieser Hinsicht den zwei betreffenden Lehrern zur größten Pflicht gemacht, ja binnen drittehalb Jahren Geschichte der Philosophie, Logik, Ontologie, Pneumatik, Ethik, Politik und Naturrecht zu beenden. Eben so viele Zeit war der Physik, namentlich der Astronomie, der Naturgeschichte der drei Reiche und der Anthropologie zugewiesen; daneben wurde reine und angewandte Mathematik wöchentlich in sechs Stunden gelehrt. Der Professor der Geschichte sollte die allgemeine Weltgeschichte öffentlich und in Privatstunden, welche allen Lehrern auf das Dringendste empfohlen wurden, da die öffentlichen Stunden dies Alles unmöglich umfassen konnten, Kirchengeschichte, Literaturgeschichte, Geschichte Deutschlands und Schlesiens vortragen. Es ist überflüssig, von den anderen Gegenständen zu sprechen.

Unsere Vorfahren konnten es nicht verschmerzen, daß ihr Plan, eine

Universität in Breslau zu errichten, gescheitert war, die alte Leopoldina konnte ihre Wünsche nicht erfüllen, und kraft der ihnen zustehenden Patronats- und Consistorialrechte lenkten die Rathmanne, einseitigem wenn auch wohlmeinendem Rathe nachgebend, ihre beiden Gymnasien in eine Bahn und auf ein Ziel hin, welches sie nie erreichen konnten und sollten. In der sechsten Klasse gaben sie den Elementarschülern noch elementare Nahrung und luden die Primaner, welche sich natürlich auch als akademische Bürger zu führen suchten, zu zwar reich, aber großentheils mit Schaueſſen besetzten Tafeln. Wahre wissenschaftliche Bildung konnte dadurch nimmermehr bewirkt werden, und es ist daher nur zu erklärlich, warum man im Jahre 1765 es für einen Vortheil ansah, wenigstens eine dieser beiden Anstalten den Bedürfnissen der Mehrzahl ihrer Schüler etwas mehr anzupassen.

Auch der einsichtige Manso gründete nach den mannigfaltigsten Erfahrungen, welche er in den ersten dreiundzwanzig Jahren seiner hiesigen Wirksamkeit gemacht hatte, im Jahre 1810 seine Hoffnung auf die „allgemeine Erwartung, man werde sich des öffentlichen Unterrichts in den preußischen Staaten von Neuem und ernstlicher als bisher annehmen"*); und so ist es auch gekommen. Vom Staate ist die neue Organisation, der bessere Elementarunterricht, die richtigere Begränzung der Gymnasialstudien, die Beschränkung der Unterrichtsgegenstände, die angemessenere Vertheilung des Stoffes, die Einführung belebenderer Methoden und besserer Lehrbücher, von ihm die Bildung der Lehrer ausgegangen, durch ihn sind die verschiedenen Unterrichtsanstalten in das richtige Verhältniß zu einander gebracht worden. Daß dies geschehen ist, das preisen wir und rühmen es an dem heutigen Jubelfeste mit dem lebhaftesten Danke gegen unsere erleuchtete Staatsverwaltung, gegen das mittelbar auch um dieses Gymnasium hochverdiente Ministerium Altenstein. Wohl sind auch Regierungen dem Irrthume ausgesetzt, und je größer ihre Macht ist, um so schwerer und nachhaltiger, um so gefährlicher irren sie. Aber sie sind bei einem Gegenstande, der so sehr in das Leben des ganzen Volkes eingreift, der zu gleicher Zeit vor aller Augen so klar daliegt, so lange sie das Urtheil vieler Sachverständigen zu befragen im Stande und geneigt sind, dieser Gefahr viel weniger unterworfen, als selbst die größte, die einsichtsvollste Commune. Daß unsere Staatsverwaltung im Ganzen selten geirrt hat, das bezeugt einstimmig Europa, dafür sprechen die verschiedenen Arten der Schulen in allen Gegenden unseres Vaterlandes. Wer aber die Besorgniß ernstlich hegen wollte, daß Preußens Staatsbehörden je ihren nachhaltigen Einfluß anwenden könnten, um statt einer

*) S. das Programm des Jahres 1810. S. 3.

freisinnigen Erziehung eine den Geist knechtende einzuführen, der vergäße, daß wir einem Reiche angehören, dessen Fürsten den geistigen Fortschritt, dem ihr Reich sein Leben und seine Größe verdankt, auf ihre Paniere geschrieben und zu ihrer und ihres Volkes Losung gemacht haben.

Aber wie steht es da um Breslaus alten wohlbegründeten Ruhm, für die Erziehung der Jugend mehr gesorgt zu haben, als die meisten Städte Deutschlands? Ist es seinem Berufe, ein Hort deutscher Cultur gegen den slavischen Osten zu sein, in den letzten fünfzig oder wenigstens in den letzten dreiunddreißig Jahren, denn seit so langer Zeit erst datirt sich das lebhaftere Eingreifen des Staates, ganz untreu geworden? hat es einen Schatz zu bewahren und zu erhalten aufgegeben, den es über fünfhundert Jahre gehütet hat? Hochzuverehrende Anwesende, es wäre mir nicht der ehrenvolle Auftrag geworden, Sie zu dem heutigen Feste ehrerbietigst einzuladen, wenn das Gymnasium nur so bestände, wie es trotz der Vorschriften, des Rathes, der oberen Leitung des Staates doch bestehen könnte. Eine Unterrichtsanstalt läßt sich nicht durch Befehle improvisiren, sie bedarf viele Jahre hindurch der Aufsicht, der Pflege, der Entwickelung, sie bedarf eines großen Aufwandes von Zeit, von Kraft, von Geld, von Mitteln aller Art; sie muß, soll sie zu einem neuen vollkommeneren Zustande geführt werden, vorsichtig oft mit jahrelanger Schonung den hergebrachten Verhältnissen angepaßt werden, bis die neuen Verhältnisse, denen sie dienen soll, sich gebildet haben. Das Magdalenen-Gymnasium könnte trotz der wohlmeinendsten Absichten des Staates ein ärmliches, kümmerliches Dasein fristen, oder gar ein Ort der Pein und der Noth für seine Lehrer, ein Ort der Qual für seine Schüler und ein Gräuel für die armen Eltern sein, welche ihm ihre Söhne anvertrauen müßten. Daß dem nicht so ist, dafür danken wir heute mit herzlicher Freude den Vätern, dem Magistrate und den Stadtverordneten Breslaus. Sie haben den Wunsch, den Rath, das Beispiel der Regierung verstanden, und indem sie erkannten, daß nur ausgesprochen wurde, was die Zeit, die nie still stehende, zu einer erfreulichen Entwickelung gebieterisch verlangte, haben sie das von den Staatsbehörden nur in allgemeinen Zügen Angedeutete, in jahrelang fortgesetztem, ruhigem Bestreben den hiesigen Verhältnissen anzupassen und in's Leben zu führen gewußt und sehr viele Bedürfnisse des Gymnasiums nicht mit kärglicher Hand befriedigt, sondern wie es der Hauptstadt einer der blühendsten Provinzen des preußischen Staates geziemte. Die Gymnasien setzen bei den in die untersten Klassen eintretenden Schülern Kenntnisse und Fertigkeiten voraus, welche in den Elementarschulen erworben sein müssen; je besser diese Schulen sind, um so leichter und sicherer schreiten die Knaben in jenen Anstalten fort. Wenige große Städte können sich rühmen, seit mehr als dreißig Jahren so

viel für diesen Zweig des Unterrichts gethan zu haben als Breslau, wenn auch noch gar Manches zu thun übrig bleibt. Die Gymnasien müssen aus jeder Elementarschule ihre Schüler aufnehmen, aber es ist wünschenswerth, daß womöglich schon der erste Unterricht mit Rücksicht auf die Bestimmung der Schüler, in das Gymnasium einzutreten, ertheilt werde, damit sie die dazu nöthige Reife nicht in zu späten Jahren erreichen. Die Väter dieser Stadt haben es vorgezogen, eine Vorbereitungsschule von drei Klassen in genaueste Verbindung mit dem Magdalenäum zu setzen. Das den Gymnasien gesteckte Ziel läßt sich in sechs, ja wohl in fünf Klassen erreichen; aber es ist vortheilhaft für die Ausbildung der Schüler, wenn, wie in dieser Anstalt, eine der mittleren Klassen in zwei Abtheilungen getrennt ist. Vielen Schülern ist die Unterweisung in den oberen Gymnasialklassen zu wünschen, aber da sie nie zu den Universitätsstudien überzugehen gedenken, sie auch durch die Erlernung einer neuen — der griechischen — Sprache in ihren Fortschritten aufgehalten werden, sie endlich den sonst erst in Prima ertheilten physikalischen Unterricht in einer ihrer Fassungskraft angemessenen Form und in größerer Ausdehnung schon früher zu empfangen wünschen müssen, so begehren ihre Angehörigen, das Gymnasium solle auch dieses Bedürfniß in möglichst umfassender Weise befriedigen. Die Väter dieser Stadt haben auch dafür Sorge getragen; sie haben auch nicht gekargt, als sie die Summen für die Lehrmittel dieses und der übrigen Unterrichtszweige zu bestimmen hatten. — Wohl läßt sich behaupten, daß bei der Biegsamkeit des menschlichen Geistes von dem Zustande, der Größe, der Helligkeit, der Heiterkeit der Räume, in welchen der Unterricht ertheilt wird, die Fortschritte der Lernenden nicht wesentlich abhängen. Auch die Gesundheit leidet von dem Gedrängtsitzen der beweglichen Knaben weniger, als viele zu besorgliche Gemüther fürchten. Aber es ziemt der Stadt Breslau im neunzehnten Jahrhunderte nicht, ihre Söhne zur Erhebung und Entwickelung des Geistes in Räume zu senden, welche in denselben das beengende Gefühl eines Gefängnisses gegenüber der freien schönen Natur und den wohnlichen Räumen der elterlichen Häuser erwecken, welche wenigstens eher abstoßen als anlocken und schwer den Gedanken aufkommen lassen, sie seien aus besonderer Vorsorge für das heranwachsende Geschlecht gebaut und eingerichtet. Dieses Gymnasium hat sich nie so vieler, nie so geräumiger, nie so wohlgelegener, nie so gesunder, so heller, so freundlicher Räume zu erfreuen gehabt als seit wenigen Monaten, — und wem danken wir auch dies? den Vätern dieser Stadt.

Aber vergebens werden Vorbereitungsschulen gegründet, vergebens die Lernenden in viele gesonderte Klassen vertheilt, umsonst Lehrmittel mit freigebiger Hand gewährt, umsonst, wie es in neuerer Zeit zuweilen ge=

schehen, palastähnliche Räume dem Unterrichte überwiesen, umsonst die wohlberechnetsten Instructionen gegeben und allseitig geprüfte Lehrpläne zum Grunde gelegt, wenn es an Männern fehlt, welche geneigt und befähigt sind, den Unterricht und die Erziehung der Jugend nach diesen Plänen zu leiten; welche den Reichthum an Kenntnissen, die Gabe der Mittheilung haben, ohne welche eine fruchtbare Unterweisung Anderer nicht zu denken ist; welche die Hingebung an ihr Amt und vor Allem die Liebe zu den ihnen anvertrauten Knaben und Jünglingen in unerschöpflichem Maße besitzen, ohne welche alles Wissen, ja alles Können des Lehrers unkräftig ist; welche endlich über die Nothwendigkeit einer wenn auch liebevollen doch ernsten Zucht, über die Mittel, sie auszuüben, über die Grundsätze, ohne welche ein Gymnasialunterricht nicht gedeihen kann, im Wesentlichen einverstanden, welche geneigt sind, sich den Zwecken des Ganzen unterzuordnen, welche einig, friedfertig und vor Allem kräftig genug sind, um das für recht Erkannte ohne Rücksicht auf Menschengunst und ohne Menschenfurcht, ohne Rücksicht, ob sie Anerkennung, ob sie Dank finden, auszuführen. Unter Allem, was dieses Gymnasium den Vätern dieser Stadt verdankt und worauf es seine Freude an dem heutigen Tage gründet, ist daher nichts höher anzuschlagen, als daß es ihrer Weisheit und Menschenkenntniß gelungen ist, zwar nicht immer (denn dies überschreitet das dem beschränkten Menschen gesteckte Maß), aber doch größtentheils in den letzten vierzig Jahren glückliche Wahlen zu treffen, und viele der Gewählten und Erprobten auch eine längere Reihe von Jahren der Anstalt zu erhalten.

Und welches sind die Früchte, die aus allen diesen Saaten hervorgegangen sind? Zunächst ein ehrenvolles Vertrauen der Einwohner dieser Stadt und vieler Auswärtigen, welches dem Magdalenäum nun seit mehr als dreißig Jahren*) in ziemlich gleichem Maße geblieben und nur in

*) Bei dem Herbstexamen des Jahres 1813 mußte die gewöhnliche öffentliche Redeübung ausgesetzt werden, weil der Krieg und Krankheiten dem Gymnasium diejenigen Schüler der obersten Klassen entzogen hatten, welche im Stande gewesen wären, mit selbst ausgearbeiteten Reden öffentlich aufzutreten, aber schon Ostern 1819 war die Zahl der Schüler bis auf 309 gestiegen; Michaelis 1824 wurden 384, Michaelis 1825 415, Ende des Jahres 1826, des letzten Jahres von Manso's Rectorat, 450 gezählt, wozu noch 34 Schüler der damaligen einzigen Elementarklasse kamen. Im Sommer 1830 besuchten 478 Schüler die Gymnasialklassen, 83 die beiden Elementarklassen; diese Zahlen hatten sich Ostern 1833 bis auf 390 Gymnasiasten und 82 Elementarschüler vermindert und im December desselben Jahres wieder bis auf 443 und 89 vermehrt. Am 10. December 1842 fanden sich 399 Gymnasiasten und in drei Elementarklassen 153 Knaben, am 6. November 1843 389 und 165. Unter den Schülern der Gymnasialklassen wurden Auswärtige gezählt: Michaelis 1824 102, Michaelis 1825 109, Ende 1826 123, Ostern 1830 88, Ostern 1833 70, Ostern 1843 81, am 6. November 79. Hierbei ist zu beachten, daß im Herbste 1836 die bald zahlreich besuchte höhere Bürgerschule eröffnet worden ist.

Einer Hinsicht sich in den letzten Jahrzehnten gesteigert hat. Während es nämlich sonst fast undenkbar war, daß ein Vater, der seine Söhne durch Privatunterricht für die mittleren Klassen vorbereiten lassen konnte, sie den untersten Ordnungen anvertraut hätte, haben wir jetzt die Freude, die Knaben von ihrem sechsten Jahre an diesen Räumen zueilen zu sehen. Wer sollte nicht auch dies als einen Fortschritt betrachten, wenn die Knaben schon so früh sich als gleichberechtigte aber auch als gleichverpflichtete Glieder einer größeren Gemeinschaft betrachten und mit vielen leben lernen, wie sie ja bestimmt sind mit vielen zu leben und unter vielen zu wirken? Wir rühmen uns dieses Vertrauens und begründen auch darauf unser Recht, uns des heutigen Tages zu freuen, wenn wir uns auch nicht verbergen, wie gefährlich dies Geschenk ist, indem es eben so sehr den Lehrer zwingt, seine Thätigkeit sehr zu theilen, als es die Kräfte der Lehrenden in einem viel zu wenig beachtetem Maße verzehrt.

Aber auch des Erfolges in ihren Schülern kann sich diese Schule an dem heutigen Tage dankbar rühmen. Sie erwarten, hochzuverehrende Anwesende, gewiß nicht viele und große Namen zu hören. Die großen Männer werden nicht auf den Gymnasien gezogen; sie gehen auf, wo sie Gott gesäet hat, sie entwickeln sich oft trotz der Schulen, die sie besucht haben; nicht auf sie sind die Gymnasien berechnet. Nun wäre es zwar nicht schwer, Ihnen unter den noch Lebenden eine große Zahl verdienter Lehrer an Kirchen, Schulen und Universitäten, glücklicher Aerzte, erfahrener und zuverlässiger Pfleger des Rechtes, gewandter und umsichtiger Männer in allen Zweigen der Verwaltung, geschäftserfahrener, glücklicher und einflußreicher Kaufleute u. s. w. namentlich aufzuführen, welche alle in diesen Räumen ihre Bildung empfangen haben, sind doch zwei der ersten und wichtigsten Stellen in der Verwaltung dieser Hauptstadt Schülern des Magdalenäums anvertraut, von denen der eine die Curatel desselben seit wenigen Tagen in seine zuverlässigen Hände genommen hat. Aber auch wenn darunter weniger allgemein bekannte Namen wären, das schönste Lob eines Gymnasiums sind nicht wenig ausgezeichnete, sondern viele redliche, ehrenwerthe, an ihrer Stelle, mag sie hoch oder niedrig sein, brauchbare Männer, welche sich glücklich fühlen in ihrer Lage und dankbar auf die Schule zurücksehen, in welcher sie ihre Ausbildung empfangen haben. Daß nun solcher Schüler Manso's und Kluge's, um die Vorsteher der Lehrercollegien nur zu nennen, eine sehr große Zahl in dieser Stadt, in dieser und anderen Provinzen unseres Staates leben, das darf ich als allgemein zugestanden ansehen; und dessen rühmt sich das Gymnasium mit Freuden an dem heutigen Tage.

Wenn nun dem Allen so ist, mit welchen Aussichten und mit welchen Hoffnungen tritt diese Anstalt ihr drittes Jahrhundert an? Nach mensch-

lichem Ermessen gehen wir einer neuen großartigen Entwickelung entgegen, wenn auch vielleicht weniger schnell als Viele hoffen, aber doch auch weniger langsam als dieselben fürchten. Die überraschenden Fortschritte der Naturwissenschaften und ihrer Anwendung, die innigeren Berührungen der verschiedenen Völker und Gegenden der Erde, der unglaublich beschleunigte Verkehr datiren erst seit so kurzer Zeit, daß es vermessen wäre, über die Art der Entwickelung Vermuthungen aufzustellen. Aber da, wie schon vor Jahrtausenden gesagt worden ist, alle Wissenschaften, welche sich auf die edlere menschliche Bildung beziehen, unter sich durch ein gemeinsames Band verbunden sind, so scheint mir auch gar kein Grund zu der Annahme oder zu der Befürchtung, daß eine und die andere der schon längerer Pflege sich erfreuenden Wissenschaften, zu welchen besonders die Gymnasien den Grund zu legen haben, aus dem Kreise der übrigen als müssig ausscheiden sollte, noch weniger ist daran zu denken, daß eine oder die andere ihren Kreislauf in den nächsten Jahrhunderten ganz vollenden und ihren Stoff aufzehren und völlig verarbeiten sollte. Ist dies nun im Allgemeinen nicht zu besorgen, so ist noch weniger Grund für Schlesien, welches erst seit wenigen Jahrzehnten wahrhaft hineingezogen wird in das Gesammtleben unseres Erdtheiles, eine Heimsuchung durch eine wissenschaftliche Dürre zu befürchten; in Schlesien selbst aber scheint nach menschlichem Ermessen wiederum keine Stadt gesicherter als die Hauptstadt, in welcher ja durch die Begründung der Universität seit einem Menschenalter ein Quell zu strömen begonnen hat, dessen erquickende und belebende Nähe auch den Gymnasien Breslaus mittelbar ganz besonders zu Gute kömmt und der durch seine Labung die Gefahren weit aufwiegt, welche er einzelnen weniger zuverlässigen Schülern der oberen Klassen bereitet. Gewiß also wird das Bedürfniß einer Gymnasialbildung in Breslau in den nächsten Zeiten unverringert bleiben. Noch zuverlässiger ist die Hoffnung, daß die höchsten Behörden unseres Staates unter den vielen Bildungsanstalten die Gymnasien nicht übersehen und sie bei aller dankbar anzuerkennenden Freiheit, welche ihnen mit Recht gestattet wird, doch nicht wieder sich selbst oder dem Zufall überlassen werden. Mit nicht geringerer Zuversicht ist Pflicht zu hoffen, daß diese Stadt und ihre Vorsteher und Vertreter auch in Zukunft die Sorge für die Jugend für eine ihrer ersten und theuersten halten und die Schulen und also auch diese pflegen werden, denen sie das Theuerste, was sie besitzen, ihre Kinder, anvertrauen.

Es wird erlaubt sein, bei diesen Vermuthungen und Aussichten den Blick bis weit hinein in das neue Jahrhundert schweifen zu lassen; anders verhält es sich, wenn die Rede auf die Lehrer, auf die Schüler, auf das Vertrauen der Gemeinde kömmt, Dinge, von denen der Flor dieser An-

stalt mindestens eben so sehr abhängt, als von den vorher erwähnten Bedingungen. Hier ziemt es das nächstliegende, die nächsten Jahre in's Auge zu fassen. Sollte es nun da vermessen sein, wenn ich die zuversichtlichste Hoffnung ausspreche, daß das Lehrercollegium, welchem vorzustehen meine Ehre, mein Glück und mein Stolz ist, mit mir unsere Kraft, die in dem milden Ernst unserer Zucht und in unserer Einigkeit beruht, wahren und erhalten und mehren, in dem eifrigen Ringen nach dem weit vor uns liegenden Ziele ausharren, in der Liebe und der Wachsamkeit beständig bleiben werde, damit uns womöglich, so lange uns Gott verleiht in seinem Garten zu pflanzen, Keiner verloren gehe von den Vielen, die uns anvertraut sind? Nein, nein, der Rückblick auf die letzten neun Jahre macht es mir zu einer theuren Pflicht, diese Hoffnung so fest und zuversichtlich zu hegen, wie irgend eine.

Wenn endlich unter dieser Voraussetzung auch kein Grund zu der Befürchtung vorhanden ist, daß sich das Vertrauen, welches diesem Gymnasium bisher zu Theil geworden, mehr mindern sollte, als es der zufällige Wechsel menschlicher Meinungen und Ansichten zu Zeiten mit sich bringt, wem könnte es zur Last fallen, wenn das neue Jahrhundert, das unter so günstigen Vorbedeutungen und Aussichten beginnt, bald hinter dem Schlusse des vergangenen zurückbliebe, als Euch, theure, geliebte Jünglinge und Knaben? Der Unterricht und die Erziehung sind eine Kunst, und darum eine um so schwerere, als der Stoff, aus dem der Künstler bilden soll, ein belebter ist, kein der Hand nachgebender Thon, kein dem Hammer und dem Meißel weichender Marmor. Wenn der Schüler dem Lehrer einen bewußten Widerstand entgegensetzt, so ist, so lange derselbe dauert, jede Bildung unmöglich. Darum ist der Geist der Unfolgsamkeit, des Trotzes, der Rohheit, wie der der Schlaffheit, der Halbheit, ein fast unübersteigliches Hinderniß für den Erzieher. Diese unsauberen Geister wohnen jetzt nicht in Euch; Eure Lehrer haben keine Veranlassung, die Klagen zu erneuern, welche vor hundert oder zweihundert Jahren laut ausgesprochen worden sind. Nicht, daß nicht Mancher unter Euch im jugendlichen Uebermuthe oder in tadelnswerthem Leichtsinn die Gesetze der Schule oft und zu oft überträte, wie könnte ich das läugnen? aber die große Mehrzahl von Euch mißbilligt diese Verirrungen, und das Gesetz wird ihrer leicht Herr. Sollte es möglich sein, daß Ihr Euch diesen Schatz und diese Ehre rauben, daß Ihr die Unsitte und den Unfleiß in Euren Klassen Gewalt gewinnen ließet? daß Euch nachgesagt werden müßte, Ihr hättet den guten Geist, den Ihr von Euren Vorgängern im Magdalenen-Gymnasium empfangen, nicht festzuhalten, nicht denen, die nach Euch kommen, zu überliefern gewußt? Sollte nach hundert Jahren, wenn von den dann Lebenden Rechnung gehalten werden wird über

die Leistungen dieses Gymnasiums, an dieser Stelle von Euch verkündet werden, daß durch Euch das Gymnasium gesunken, daß sich Eurer die Anstalt zu schämen habe? Nein, nein, das kann, das wird nicht sein. Die herzliche Theilnahme, welche Ihr in diesen Tagen an dieser Feier bewiesen habt, berechtigt mich mehr als je diese Befürchtungen von mir zu weisen. Gewiß, Ihr werdet das Euch anvertraute Gut nicht vermindert, sondern vermehrt, nicht beschränkt in seiner Geltung, sondern weiter verbreitet den nach Euch Kommenden übergeben.

Ist das unser Aller ernstlicher Vorsatz, dann laßt uns wohlgemuth und Gott vertrauend weiter in dem neuen Jahrhunderte vorschreiten, in den guten wie in den bösen Tagen auf ihn sehend und seine Hilfe, seinen Segen erflehend und hoffend, ohne den aller Menschen Werk, besonders aber das des Lehrers, eitel ist.

II. Reden
zur Entlassung der Abiturienten.

Entlassungsrede am 18. März 1837.

Ein Wort Schlabrendorf's.

Unter den Männern, welche, ohne je ein Amt zu bekleiden, sich in neuerer Zeit durch die Kraft ihres Geistes einen bedeutenden Einfluß auf die wichtigsten Angelegenheiten erworben haben, sind nur sehr wenige, welche mit dem Grafen Gustav von Schlabrendorf, geboren 22. März 1750 in Stettin, gestorben 21. August 1824 in Paris, verglichen werden können. Wohl wird dieser Mann den Meisten von Euch, geliebte Jünglinge, ganz unbekannt sein, aber wohl kaum die merkwürdige Weise, wie ihm in der französischen Revolution das Leben erhalten wurde. Durch seinen Umgang mit den hervorragendsten Männern, namentlich den Häuptern der Girondisten, wurde er den blutgierigen Jacobinern verdächtig, in das Gefängniß gesetzt, und nachdem er auch noch im Gefängnisse seinen zahllosen Mitgefangenen sich vielfach hilfreich erwiesen, so daß er von ihnen den Beinamen des Wohlthätigen erhielt, wurde eines Morgens auch sein Name unter denjenigen vorgelesen, welche zur Guillotine abgeführt werden sollten. Schlabrendorf, der dem Tode schon seit längerer Zeit entgegengesehen hatte, kleidete sich mit auch jetzt nicht von ihm weichender Seelenruhe an, suchte aber seine Fußbekleidung vergebens, so daß er endlich dem Kerkermeister den Vorschlag machte: ihn am folgenden Tage erst mitzunehmen, da er doch ohne Stiefeln nicht fortkönne. Das Anerbieten wurde eben so unbefangen angenommen, wie gethan. Der Henker zählte die Zahl der bestimmten Schlachtopfer nicht nach, und am andern Morgen fehlte natürlich Schlabrendorf's Name auf der Liste, der Kerkermeister hatte daher keine Veranlassung, den jetzt völlig Angekleideten aufzurufen; er erinnerte, menschlich denkend, auch an den folgenden Tagen nicht an das Versprechen; die Sache und der Gerettete wurden vergessen, und als Robespierre gestürzt war, eröffnete sich auch ihm das Gefängniß.

Dieser Schlabrendorf nun, zwar nicht in Schlesien geboren, aber erzogen und dieser Provinz sein ganzes langes Leben vorzugsweise zugethan, wahrscheinlich auf dem Elisabetanum oder auf diesem Gymnasium wenigstens einige Jahre gebildet, mit bewunderungswürdigen Geisteskräften ausgerüstet, hatte, durch sein großes Vermögen ganz unabhängig, durch mehrjährigen Aufenthalt in England und durch bleibendes Verweilen in Paris sich eine Staats- und Weltkenntniß erworben, daß er, in seiner Einfachheit auch dem Niedrigsten seiner Landsleute zugänglich, und wie vielen Hunderten hat er mit Aufopferung geholfen, auch von den hochstehendsten Staatsmännern aufgesucht und wie ein Orakel befragt wurde. So war sein Leben und Treiben so ganz abweichend von dem gewöhnlichen, daß ihn ein neuerer Schriftsteller nicht passender als mit dem dreifach paradoxen Ausspruch glaubte bezeichnen zu können: amtlos Staatsmann, heimatfremd Bürger, begütert arm. Aber so einflußreich dieser Mann auch war, so läßt sich doch bei der Betrachtung seines Lebens und seines Wirkens der Wunsch kaum unterdrücken, er möchte in geordneter Thätigkeit seinem Vaterlande gedient und nicht im Ausspinnen mannigfaltiger Entwürfe sein Leben hingebracht haben; dann würde, wenn es dem Menschen zusteht, darüber ein Urtheil zu fällen, die dankbare Nachwelt ihn nicht nur zu den hochherzigsten Menschenfreunden, sondern auch zu den größten und verdientesten Staatsmännern rechnen. So aber könnte, sollte sein Leben Gegenstand der Betrachtung an dem heutigen Tage sein, kaum vermieden werden, ihn in den meisten Stücken zur Nachahmung, in einigen aber auch zur Warnung aufzustellen.

Indeß nicht dies ist mein Zweck; ich gedachte des ehrwürdigen Mannes nur, weil ich einen wohlgemeinten Rath, den ich eben so wohl Ihnen, zu denen ich heut' zum letzten Male als Lehrer spreche, mit auf den weiten Weg geben, als auch an die Zurückbleibenden, mir noch länger Anvertrauten richten will, und den ich nicht besser auszusprechen weiß, als mit den kräftigen Worten Schlabrendorf's, der diesen Spruch zum Wahlspruch seines Lebens gemacht hatte: wolle fromm, denke frei, handle froh, trage frisch. Möchten Sie Alle auch diesem Wahlspruche folgen.

Es ist keiner unter denen, an die zunächst und zumeist mein Wort gerichtet ist, der nicht darauf Anspruch mache, dereinst als Leiter in einer oder der anderen Hinsicht, einer größeren oder kleineren Gemeinschaft vorzustehen, sei es nun, daß sie dahin streben, als Lehrer des Volks von der Kanzel oder vom Katheder zu wirken, oder als Rechtsverständige, oder als verwaltende Beamte dem Gesetze allgemeinere Geltung zu verschaffen, oder Vielen körperliche Gesundheit zu bewahren, und sie so zu ungestörter Berufsthätigkeit zu befähigen. Aber welchen Lebenszweck sich ein Jeder erwählt haben mag, Allen ist gesagt: wolle fromm, d. h.,

dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest noch thuest wider Gottes Gebot, und trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Oder kann wirklich ein Mensch so unabhängig, so mächtig werden, daß er der Gnade und der Hülfe Gottes entbehren könnte? Kann Jemand so viele menschliche Weisheit erreichen, daß er ein anderes Gesetz sich erwählen kann, um nach ihm zu handeln, als das, welches Christus uns gegeben hat? Nein, je einflußreicher der Einzelne wird, je mehr er an Erkenntniß zunimmt, um so mehr geziemt es ihm einzugestehen, daß der Menschen Wissen eitel ist, daß die Weisheit des Herrn unergründlich ist, daß von Gott jede vollkommene Gabe herrührt, daß er das Gedeihen geben muß, soll unser Werk wohlgerathen, daß Gott die Herzen derjenigen regieren muß, über die er dem Einzelnen Einfluß gestattet hat, wenn die gute Absicht erreicht werden soll; und wenn nur diejenige Erkenntniß der Welt eine wahrhaft fruchtbringende ist, welche uns auch tiefer in unser eigenes Herz einkehren läßt, wer könnte da so vermessen sein wollen, sich zu rühmen, er bedürfe der Gnade des barmherzigen Gottes nicht, obwohl er die Schwäche des menschlichen Gemüthes, die Wandelbarkeit seiner Entschlüsse, die Trüglichkeit, ja die Undankbarkeit der scheinbar besten Regungen mehr einsieht, wie viele seiner Mitmenschen? Wenn wir nun so des Herrn allewege bedürftig sind, um ein christliches Leben zu führen, wenn wir Alle tief fühlen, daß nur die Absicht unserer Handlungen ihnen Werth verleiht, und daß auch wenig mehr als sie von uns allein abhängt, so kann es wohl namentlich für Alle, welche sich dem Studium der Wissenschaften widmen und so dereinst ihren Nebenmenmenschen an Reife der Einsicht überlegen sein wollen, kein dringenderes Bedürfniß geben, als daß sie fromm wollen, d. h. mit allen ihren Gedanken, Worten und Werken den Gedanken an Gott vereinigen, daß sie alles ihr Richten und Treiben von diesem Gedanken erwärmen, beleben, weihen und heiligen lassen.

Den fromm Wollenden geziemt auch frei zu denken, aber nur ihnen. Zwar pflegt man zu sagen, dies sei ein Recht, auf das alle Menschen Anspruch machen, welches Alle ausüben könnten, und es ist wahr, es kann Keinem verwehrt werden, aber heilsam wird es nur denen sein, welche mit allen Regungen ihres Geistes den Gedanken an Gott zu verbinden sich nicht scheuen dürfen; allen Anderen ist es verderblich. Wenn der Gottlose das Buch der Geschichte aufschlägt, und seine ungezügelten Gedanken bei so vielen Schandthaten verweilen läßt, mit denen ihre Blätter befleckt sind, und nach allen Beispielen begierig hascht, in welchen das Böse über das Gute triumphirt zu haben scheint, wenn er einseitig grübelnd nach den Rechten forscht, welche er vermeintlich bei seiner Geburt

empfangen hat, aber die ihm zugleich auferlegten Pflichten übersieht, wenn er nur seinen Mangel betrachtet, aber nicht überlegt, daß der Mangel zum größten Theile seine Schuld ist, wenn er das Mangelhafte, welches von jeder bürgerlichen Gemeinschaft unzertrennlich ist, scharf in's Auge faßt, aber nicht bedenkt, ob er berufen und befähigt ist, nicht nur einzureißen, sondern auch aufzubauen, und wenn er nur von blindem Egoismus, oder von Rachsucht oder Dünkel getrieben mit Anderen seine Hand an das Bestehende legt, und über Tausende oder Einzelne Elend bringt, um nur selbst zu genießen, oder wenn er zweifelnd an dem Dasein einer göttlichen Weltregierung dem Bösen sich zukehrt, und das Gute bekämpft, geschehe es nun mit Worten oder mit der That, so fällt ein solcher Unglücklicher, weil er frei gedacht hat, ohne Gott und sein Gesetz dabei vor Augen zu haben. Schweigen will ich von den Bedauernswürdigen, welche der Phantasie freien Lauf lassend in dem Schmutz der Sünde an Körper und Geist untergehen; auch sie führt die Freiheit des Denkens unrettbar in das Verderben. Ein wie schönes Vorrecht ist es hingegen für die Frommen frei zu denken! Für sie ist in der Geschichte kein Blatt, auf dem sie nicht die Güte und die Gerechtigkeit des Herrn gepredigt fänden, für sie ist in der Natur kein Gegenstand, der sie nicht die Weisheit Gottes erkennen lehrte, für sie in den gesellschaftlichen Zuständen nichts, was sie nicht an ihre Pflicht erinnerte, und wenn sie an die Grenzen menschlicher Erkenntniß kommen, sie werden sich nicht verirren; sie erkennen an, daß ihnen nicht gegeben ist, Alles zu verstehen und zu erklären, denn die Wege des Herrn sind unergründlich. Ja, nicht nur eine Erquickung ist es für sie, sondern eine Pflicht frei zu denken. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden. Wer über die Mehrzahl seiner Mitmenschen emporragt, wer über Viele zu wachen hat, dem kommt es zu, die Gaben des Geistes für Viele zu brauchen. Von der Geschichte belehrt, daß nicht zu allen Zeiten dasselbe paßt, daß das Menschengeschlecht in ununterbrochener Entwicklung einem erkennbaren Ziele zueilt, soll er auffinden, was dieses Streben hemmt und wodurch es gefördert wird, was bestehen kann und was einer Abänderung bedarf, und er soll das nicht mehr Passende durch Passenderes ersetzen. Wer aber dies will, wer im späteren Leben keine todte Maschine sein, sondern, so lange ihm Gott zu wirken verstattet, selbstthätig und bewußt für das höchste Ziel menschlichen Strebens, die Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts thätig sein will, der muß den Geist beweglich erhalten, nie stille stehen, frei denkend die Wissenschaft, welche er erwählt hat, begleiten; aber wie könnte dies von demjenigen dereinst geschehen, der nicht mit allem Feuer jugendlicher Begeisterung dem wissenschaftlichen Leben sich zumal in den Jahren ganz hingiebt, wo er zu praktischer Thätigkeit noch nicht berufen ist?

Auch kann nur ein solcher helfen, der dritten Vorschrift Schlabrendorf's zu genügen, handle froh. Um sein Tagewerk froh zu betreiben, scheint mir nöthig zu sein, daß dem Handelnden ein edler Zweck vorschwebe, daß ihm die Mittel nicht fehlen, um ihn auszuführen, so weit sie von Menschen abhängig sind, und daß er diese Mittel passend anzuwenden wisse. Denn wo kann Heiterkeit in dem Gemüthe des Unglücklichen aufkommen, dessen Absichten bös sind? Seine heitere Miene kann nur Heuchelei sein, und nur von Uebertäubung des Gewissens herrühren. Aber auch wenn die Absicht edel ist, und er selbst sieht die Unmöglichkeit ein, sie auch nur theilweise zu erreichen, weil ihm die dazu nöthigen Mittel fehlen, wie sollte ein solcher nicht von Traurigkeit zu Boden gedrückt werden? Und sind auch die Mittel vorhanden, aber es fehlt die Fähigkeit sie anzuwenden, auch dann muß jeder Frohsinn fern sein; denn kann es wohl einen trostloseren Zustand geben, als das Gute wollen, die Kräfte zu seiner Ausführung zu haben, aber diese Kräfte aus Mangel an Einsicht nicht benutzen zu können? Keines von diesen dreien fehlt dem den Wissenschaften Lebenden, wenn er fromm ist und nicht als Unberufener sich in das Heiligthum der höheren Erkenntniß gedrängt hat. Sein Streben ist das Höchste: nicht den Köper will er fördern, sondern den Geist, sowohl den seinigen als den seiner Mitmenschen, zu seinem Urquell, zu Gott hinführen. Dazu bedarf er nächst dem reineren Gottesbewußtsein hervorstechendere Geistesgaben, als die Mehrzahl seiner Brüder, besitzt er sie nicht, oh so stehe er doch ja je eher je lieber ab, sich in einen Beruf zu drängen, zu dem er nicht bestimmt ist, und welcher ihm nur unsägliche Mühe und vielleicht kärglichen irdischen Gewinn, gewiß aber unzählig oft das bittere Bewußtsein erregen wird, seinen Lebenszweck verfehlt zu haben. Besitzt er aber die zu einem gedeihlichen wissenschaftlichen Studium unerläßliche Reife des Charakters und Schärfe des Verstandes, dann wird er über die Anwendung derselben nimmermehr verlegen sein, wenn er frei zu denken, seiner Autorität als der göttlichen zu folgen, überall selbst zu schauen, gründlich zu prüfen, Alles für geringer zu halten sich gewöhnt hat als die Wahrheit. Und ihm sollte es an Frohsinn gebrechen? Er könnte je zweifeln wollen an dem endlichen Gelingen seines Strebens, an dem Siege des Guten, an dem Siege der Wahrheit? Gewiß, es findet sich nirgends so viel Veranlassung froh zu handeln, als für den, der den Wissenschaften als treuer Jünger, nicht als feiger Miethling dient.

Dieser Frohsinn aber wird ihm auch allein Kraft gewähren, frisch zu tragen. Es kann unpassend erscheinen, diejenigen, welche an dem heutigen Tage zum letzten Male in diesen Räumen als Schüler sich aufhalten, und welche sich freuen, der ängstlichen Beaufsichtigung und Leitung wohlmeinender Lehrer endlich enthoben und für fähig erklärt

worden zu sein, selbständig dem Forschen in dem weiten Gebiet der Wissenschaften obzuliegen, Diejenigen, sage ich, darauf hinzuweisen, daß die neue Laufbahn nicht ohne manche Beschwerde sei, daß sie auch unter den günstigsten Umständen manche Last zu tragen auferlegen werde; und wohl könnte eine solche Erinnerung um so unpassender dünken, als das Leben es nicht unterläßt, einem Jeden früh genug bemerklich zu machen, daß er nicht nur zum Genuß, sondern, wie viele meinen, vielmehr zum Dulden berufen sei. Aber ich glaube, es ist des Mannes überhaupt und auch des Jünglings, der sich für fähig hält, den Wissenschaften obzuliegen, unwürdig, sich absichtlich nur von heitern Bildern, denen oft alle Realität fehlt, umgaukeln und umnebeln zu lassen. Nicht soll er aus Sorge um spätere schwere Zeiten das Leben nicht genießen; lassen Sie den edlen Reiz des Lebens in den Jahren Ihrer Jugend nicht ungenossen —; kosten Sie nicht blos, nein trinken Sie aus dem reinen Strome sittlicher Freude, der Ihnen noch ungetrübt fließt, mit vollen Zügen, aber verbergen Sie sich auch nicht, daß der Ernst und das Trübe des Lebens nicht ausbleiben kann. Wir halten von dem Eisen nichts, was nur einmal beim Schmelzen im Feuer gewesen ist; es steigt in unserem Werthe, je häufiger es durch die Flamme gereinigt und geläutert ist, und den Stahl, dem das reinigende Element nichts mehr anhaben kann, schätzen wir am höchsten. — Das ist ein Bild des menschlichen, namentlich des männlichen Lebens. Wer nicht geprüft ist, der weiß weder selbst, noch wissen es andere, ob er bewährt, fest, ob er ein Mann ist, um den sich Andere Schwächere sammeln können, um bei ihm Schutz, an ihm einen Haltepunkt zu finden. Darum müßte der Mann wünschen, durch das Leid des Lebens geläutert und gehoben zu werden; aber der Wunsch ist nicht nöthig, die Last des Lebens kommt gerade den wahrhaft wissenschaftlich Gebildeten früh genug. Ich spreche hier nicht von körperlicher Noth, ja nicht einmal von dem schmerzlichsten Mangel, dessen Gefühl uns die Krankheit giebt, sondern von den Lasten und Leiden, welche die Wissenschaft dem edlen Menschen auferlegt. — Je höher das Ziel ist, nach dem wir ringen, um so größer ist auch der Schmerz, wenn wir es nicht erreichen. Und wer kann sich rühmen, nicht es zu erreichen, sondern nur sich ihm bedeutend zu nähern? Wer fühlt sich nicht gehemmt durch die Gebrechlichkeit alles menschlichen Wesens, durch die Schwächlichkeit des Körpers, der seinen Dienst versagt, wenn der Geist sein am meisten bedarf, durch die Schwerfälligkeit des Geistes, der nur einen Weg der Ausführung eines gewissen Planes sieht, und gerade nur den, wo unabänderliche Verhältnisse, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen, durch das hartnäckige Widerstreben oft gerade diejenigen, für welche der wissenschaftlich Gebildete mit Aufopferung sorgen will, und um von den

Hindernissen ganz zu schweigen, welche wirklich böser Wille dem guten bereiten kann, wer fühlt nicht den Druck der eigenen sittlichen Gebrechlichkeit oft um so schwerer, je höher die Anerkennung steigt, die uns von Außen zu Theil wird. Diese Leiden, eben so sehr wie die körperlichen, räth uns Schlabrendorf, frisch, wohlgemuth, voll Vertrauen auf Gott zu tragen, nicht Raum zu geben entmuthigender Hoffnung, nicht zu weichen hartnäckigem Widerstreben, nicht zu unterliegen eigener Gebrechlichkeit. Und dieser Muth kömmt, glauben Sie es nur, am reichlichsten und am naturgemäßesten, wenn Sie thun, wie der weise Mann vorher gesagt hat: wenn Sie fromm wollen, frei denken, froh handeln. Wenn Sie fromm wollen, so werden Sie die schwerste Last, die Last der eigenen sittlichen Untüchtigkeit und die Last fremden böswilligen Widerstandes ertragen, wenn Sie frei denken, werden Sie helfen können, in den verwickeltsten Lagen einen Ausweg zu finden, ohne Ihren edlen Zweck aufgeben zu dürfen, wenn Sie froh handeln, so wird Ihre Kraft und Ihr Vertrauen mit dem Widerstande, den Sie finden, wachsen; und gewiß, um wen es so steht, der wird frisch tragen, was ihm auch Gott zuschickt, den wird das Böse nicht überwinden, sondern er wird das Böse überwinden mit Gutem.

Daß es Ihnen, geliebte Jünglinge, so gut werden möge, nie einem dieser Gebote untreu zu werden, das ist der Wunsch, mit dem Ihre Lehrer Sie entlassen. Seien Sie eingedenk, daß Sie gelehrt worden sind, Christum zu erkennen und bekennen, und zeigen Sie durch ein gottesfürchtiges, und Vielen heilbringendes Leben, daß Ihrer Lehrer Wort an Ihnen nicht vergebens gewesen ist.

Zur Entlassung Ostern 1840, ohne Datum.

Ein Mahnwort jung zu bleiben.

Sie sprechen es als ein Recht an, geliebte Jünglinge, die Sie im Begriffe sind, das Gymnasium zu verlassen, welches Sie längere oder kürzere Zeit, zum Theil ein Decennium gepflegt und erzogen hat, daß Ihnen in den letzten Minuten, die Sie als Schüler hier verweilen, außer den besten Wünschen Ihrer Lehrer, die Sie Ihr ganzes Leben hindurch begleiten werden, auch noch ein Wort des Rathes ausgesprochen und mitgegeben werde. Und mir ist dieses Recht eine theuere Verpflichtung. Wem sollte auch der wohlmeinende Lehrer lieber seinen Zuspruch ertheilen, als denen, mit denen er so lange verbunden, die er unter seinen Augen und nicht ohne seinen Einfluß die wichtigsten Jahre des jugendlichen Lebens hat verleben sehen, von denen er gewiß sein kann, wenigstens mit Zuversicht hoffen kann, daß sie, wie sie ihn zu hören bereit sind, so auch mehr als Freunde ihn zu verstehen im Stande sein werden. Wenn ich Sie nun Alle mehr oder weniger stark in der Fülle und Frische der Jugend von mir sehe und auch von Ihnen bestätigt finde, daß eine pflichtmäßige Anstrengung den Körper, der überhaupt die zum Studiren nothwendige Kraft und Stärke besitzt, nicht entkräftet, so kann mir wohl kein Wunsch, keine Bitte näher liegen, als daß Sie immer auch darauf bedacht sein mögen, sich diese Jugendfrische zu erhalten, daß Sie mit einem Worte j u n g b l e i b e n möchten.

Der Wunsch wäre freilich ein eitler, der Rath ein thörichter, wenn ich Ihnen zumuthen wollte, das Unmögliche zu leisten und jung am Körper zu bleiben. Das können Sie nicht, das sollen Sie auch nicht, denn trotz Ihrer Spannkraft würde Ihr jugendlicher Körper, wenn er nicht die Reife des Mannes erhielte, die Arbeiten und Beschwerden des Berufslebens nicht ertragen. Aber wird der Rath so gewendet, daß Sie

bedacht sein sollen, die naturgemäße Entwickelung Ihres Leibes weder zu hemmen, noch zu übertreiben, daß Sie nie vergessen sollen, daß Ihr Körper der Tempel Gottes ist, in dem und durch den Ihre unsterbliche Seele allein wirken kann, daß es zwar etwas Entsetzliches ist um eine kranke Seele in einem gesunden Leibe, daß aber eine gesunde Seele in einem durch eigene Schuld kranken und geschwächten Leibe kaum weniger schrecklich ist, ja daß die Seele nicht gesund sein kann, die an dem edlen Werkzeuge und Wohnhause auf irgend eine Art gefrevelt hat, und daß sie mit der zunehmenden Schwäche ihres Körpers auch unvermeidlich elend werden muß; wenn ich Ihnen aus diesem Grunde riethe, Ihrem leiblichen Sein auch immer eine ernste Aufmerksamkeit zu schenken, so wäre dieser Rath, jung zu bleiben, so lange es in Ihren Kräften steht, ein wohlmeinender zu nennen. Aber lassen Sie mir die Hoffnung und strafen Sie sie nie in Ihrem Leben als eine eitle, daß dieser Rath auch ein überflüssiger wäre. Ich kann und will nicht glauben, daß unter Ihnen Einer wäre, dem ich es in der feierlichen Stunde des Abschieds noch einzuprägen hätte, daß nicht nur seine Seele, sondern auch sein Leib ein ihm von Gott anvertrautes theures Gut ist, und daß es für den den Wissenschaften sich Widmenden keine größere Schande, keine tiefere Erniedrigung geben kann, als dieses Zieles uneingedenk sich blos körperlichen Genüssen und der niederen Sinnlichkeit auch nur für Stunden, geschweige für Tage, Wochen und Monate hinzugeben und unter das Thier hinabzusinken, das, so lange es nicht durch des Menschen Zucht seinem Instinkt entfremdet worden ist, hierin Maß zu halten versteht.

Ich rathe Ihnen vielmehr, geistig jung zu bleiben, und aus den Jahren, in denen Sie jetzt stehen, diese Frische, indem Sie sich dieselbe erhalten, mit hinüber zu nehmen in Ihr Mannes-, ja bis in das späteste Greisenalter. Es ist etwas Erquickliches, einen geistig jugendlichen Greis zu sehen, es gewährt ein geistig abgelebter Mann, der kaum die Höhe des Lebens erreicht hat, einen so traurigen, trostlosen Anblick, daß es wohl der Mühe verlohnt, auf die Gewinnung dieses Schatzes auch in Ihren Jahren schon bedacht zu sein, und zwar um so mehr, als Sie, wenn Sie um diese Blüthe Ihres Geistes einmal gekommen sind, vergebens sie wieder zu gewinnen suchen werden. Zugleich scheint ein solcher Rath um so mehr zeitgemäß zu sein, als sich wohl nicht leugnen läßt, daß in den letzten Decennien viele junge Männer früher alt geworden sind, als ihre Väter. Der Wunsch des Knaben, erwachsen zu sein, um die Universität zu beziehen, oder sonst unter den Erwachsenen mitgezählt zu werden, wird jetzt vielfältig dahin ausgedehnt, wenigstens die Universitätsjahre überstanden und die Theilnahme am bürgerlichen Leben errungen zu haben. Sonst waren die Jahre zwischen zwanzig und

fünfundzwanzig das beruhigende Ziel der Sehnsucht, jetzt ist das Verlangen vorherrschend, schon die Dreißig erreicht zu haben, um selbst Processe zu führen und zu schlichten, das Volk oder die Jugend zu lehren, Kranke zu heilen, den Staat zu verwalten; aber auch dieses Ziel ist weit davon entfernt in einem lockenden Schimmer, wie sonst die Universitätsjahre leuchteten, dazustehen. Diese Ansicht wahrt allem Anschein nach das Glück so wenig, als sie überhaupt kein erfreuliches Zeichen sein möchte.

Wenn ich Ihnen nun rathe, jung zu bleiben, so kann ich freilich nicht meinen, daß Sie die Flatterhaftigkeit und die Flüchtigkeit der Jugend, die sich oft nur schwer dahin bringen läßt, bei einer und derselben Sache ausharrend zu bleiben, die geneigt ist zu ernten, auch wo sie den Acker schlecht bestellt oder gar wenig besät und gepflegt hat, sich bewahren oder den jugendlichen Uebermuth, der meint, ihm könne nichts mißglücken und ihm dürfe nichts hemmend in den Weg treten, oder das unbegränzte Selbstvertrauen, welches das Meiste besser wissen oder durchaus alle Erfahrungen selbst machen will und nichts eher glaubt, als bis es durch Schaden belehrt worden ist, welches nichts für zu hoch hält, um nicht mit leichter Mühe erobert zu werden, welches an Alles, selbst an das Schwerste, den Staat zu regieren, seine Hand legen möchte, wenn es der Staat nur erlaubte, oder die Sorglosigkeit, die nur an den heutigen Tag denkt, unbekümmert um die kommenden, oder die Leidenschaftlichkeit, die theils dem einmal empfangenen Eindrucke blindlings folgt, theils alle Schranken, die ihr gesetzt werden, mißmüthig als unnöthige Beschränkungen ihrer allein unbeschränkt sein sollenden Freiheit betrachtet. Sie trauen mir eine solche Ansicht, die schnurstracks dem Ihnen sonst von mir entwickelten Gedankengange über das, was der Jugend gezieme, entgegensteht, nicht zu. Nein! Erhalten sollen Sie sich das schönste Erbtheil der Jugend, die Begeisterung. Sie zeigt sich aber in einer dreifachen Richtung, ganz besonders zunächst in der Abwehr, ja im Hasse gegen alles Gemeine und Unedle und in dem Glühen für alles Schöne, Edle, Große. Wie Goethe, wo er von den Elementen spricht, aus denen ein ächtes Lied sich nähren müsse, sagt: „Dann zuletzt ist unerläßlich, Daß der Dichter manches hasse; Was unleidlich ist und häßlich, Nicht wie Schönes leben lasse", so ist es unerläßlich, aber nicht zuletzt, sondern zuerst, daß auch wir Manches hassen, das heißt mit nie endender Entrüstung von uns weisen, was sittlich unleidlich ist und häßlich, was gemein und unedel ist. Und bei wem findet sich dieser Haß glühender als in dem unverdorbenen Jünglinge? Die Undankbarkeit des athenischen Volks gegen Miltiades und Aristides, die Schlechtigkeit des Cleon, die Verächtlichkeit der athenischen Bürger, die den Sokrates verurtheilen, die Käuflichkeit der Griechen durch Philipp, die Nichtswürdigkeit des greisen Marius, die ver-

meintliche Klugheit des Antonius, Geßler, Sigismund, Carl IX., Philipp II., Alba, sie alle finden ihre gewisseste Verurtheilung eben so im jugendlichen Gemüthe, als die schönste Anerkennung und Verherrlichung dem Leonidas, den Deciern, dem worthaltenden Regulus, dem standhaften Friedrich Barbarossa und Friedrich II., dem edlen Egmont zu Theil wird. Dem rechten Jünglinge ist Eigennutz eine Unwürdigkeit, Unmännlichkeit eine Entehrung, die Lüge eine Feigheit. Und was soll ich von seiner Begeisterung für die Werke der Dichter, so weit sie seiner Einsicht und Erfahrung zugänglich und verständlich sind, sagen? Dieses hingebende Entzücken bei allem Großen und Herrlichen, wo es sich im Leben, in der Kunst oder in der Wissenschaft zeigt, dieses edle Besitzthum Ihrer Jugend sollen Sie wahren und pflegen. Es soll zu allen Zeiten Ideale für Sie geben, Sie sollen mit dem Dichter, mit dem Philosophen, mit dem Naturkundigen in seiner Fülle schwelgen, und sich da Regionen bewahren, in denen die Aermlichkeit und Alltäglichkeit des Lebens Sie nicht erreicht, wo Sie wie stoische Könige herrschen, unbeeinträchtigt von der Noth der Zeiten. Nicht freuen sollen Sie sich, wenn Sie wahrzunehmen glauben, daß eine That, die Ihnen groß und uneigennützig erschien, doch nicht ganz frei von der Zuthat menschlicher Schwäche war, nicht mit Begierde durch Klügeleien aller Art das Ungewöhnliche in den Kreis des Alltäglichen herabziehen, sondern klagen, wenn Sie an einem großen Bilde der Geschichte oder des Lebens doch einen oder den andern Flecken wahrnehmen, vor Allem aber Ihr eigenes Herz, ich möchte sagen jungfräulich rein, Ihr Gewissen zart und scharf erhalten, wenn Sie geistig jung bleiben wollen. Diese Begeisterung, wenn sie keine erkünstelte ist, steht Jedem wohl an, wie alt er auch geworden sein mag.

Sodann zeigt sich die eigenthümliche Frische des edlen Jünglings in der Hingebung für den Beruf. Seinen Beruf hat der noch nicht gefunden, der, wenn es eben dies oder jenes Verhältniß so mit sich brächte, auch eben so gut etwas Anderes werden könnte, als was er vorläufig zu werden beschlossen hat. Wer um dieses oder jenes irdischen Vortheils willen sich einen Lebensweg gewählt hat, um ihn zu gehen, vielleicht gar darum, weil er so mit möglichster Bequemlichkeit am ehesten zu einem ihn leiblich nährenden Amte zu kommen hoffen kann, der kann vielleicht eine seinen Kräften angemessene Wahl getroffen haben, aber es wird ein Zufall sein, wenn er gewählt hat, wozu er berufen ist. Ihm wird freilich der vor ihm liegende Weg unermeßlich dünken, er wird jeden, auch den verbotenen Weg zu gehen kein Bedenken tragen, ihn wird jede Schwierigkeit schrecken und kein Trost erquicken als der, muthmaßlich dem Einerlei des amtlichen Lebens wieder um eine Stufe näher gekommen zu sein. Er wird, wenn er einst in seinem gewählten Stande thätig ist, überall

nur Lasten, Freuden nur in der hoffentlich ja auch nicht ausbleibenden Erholung von den immer als kaum zu bewältigen geschilderten Arbeiten finden. Ein solcher Mensch ist freilich schwer zu beklagen, aber auch anzuklagen. Er hat sich eine Wissenschaft gewählt, aber nicht, weil seine ganze geistige Natur ihn dazu drängte, sondern weil er Lust hatte zu den Aemtern, zu denen jene Wissenschaft den Zugang öffnete. Er darf sich daher nicht beschweren, wenn die Wissenschaft, der er sich nie hingab, auch ihm nicht ihre Schätze mittheilt, sondern ihn den mechanischen Arbeiten seines Amtes trostlos überläßt. Wer aber gewählt hat, wozu er berufen, der weiß, daß er nur in dieser Thätigkeit den Zweck seines Lebens erfüllen kann, in jeder andern ihn verfehlen müßte. Er kennt keine Schwierigkeiten, die ihm nicht Freuden brächten, ihm ist die Vorbereitung, wie die Wirksamkeit es einst sein wird, eine Erquickung. Er trägt nicht nur ohne Klagen, sondern mit Leichtigkeit die Beschwerden des Weges; ihm steht dieser Lebenszweck als nie zu verdunkelndes, strahlendes Ziel höher als alle anderen. Er begreift kaum, wie ein begabter Mensch in einem andern Streben seine Befriedigung finden könne. Möchte diese Begeisterung Ihrer Aller Besitzthum sein und bleiben. Sie können gewiß sein, damit sich die jugendliche Spannkraft bis in späte Jahre zu erhalten, die wohl Hindernisse, aber keine unübersteiglichen Schranken kennt, die wohl ermüden, aber nicht ermatten und erlahmen, die wohl von Arbeiten gedrückt, aber nicht verbogen werden kann, die überall ein geistiges Leben festzuhalten vermag und die, das Mechanische aller unserer Berufsarbeiten als eine nothwendige Folge unserer Körperlichkeit betrachtend, es wohl zu vereinfachen und zu mindern bedacht ist, aber nicht in Unmuth geräth oder nur mit höchstem Widerwillen und fast gezwungen sich diesem auch nothwendigen Theile unserer Aemter unterzieht.

Noch nach einer dritten Seite äußert sich die Begeisterung des Jünglings, nämlich in der Hoffnung. Der Jüngling hofft Alles, der Mann oft nicht viel, der Greis gewöhnlich nichts. Ich meine dies natürlich nicht von der Erwartnng, mit der wir der Erfüllung eines größeren oder kleineren Wunsches in unseren eigenen Angelegenheiten entgegen sehen. Wer wäre da so unglücklich, daß er nichts mehr hoffte? Auch wer dieses trostlose Gefühl oft nicht ohne eine gewisse Eitelkeit der Verzweifelung laut ausspricht, hofft doch noch, denn es endet des Menschen Streben und Hoffen nur mit seinem Tode. Ich meine die großen Hoffnungen, die keinem Menschen in seiner Jugend fehlen. Aus eines lebensmüden Greises Gedanken, der, fremd geworden in seiner Umgebung, ihre Bestrebungen nicht mehr verstand und dem in unbeschreiblicher Klarheit ohne Nebel und Wolken die eigene Jugendzeit in das Gedächtniß zurücktrat, ist die Idee eines goldenen Zeitalters entstanden; denn wie nach seinen Ansichten

der Welt Lauf immer wirrer geworden ist, je mehr er und das mit ihm aufgewachsene Geschlecht die Leitung der Dinge sich hat entfallen sehen, wie er selbst aus der goldenen Jugend in das silberne Jünglingsalter, in die eherne Männlichkeit, in das eiserne Greisenalter übergegangen ist, so muß es ja wohl auch dem Menschengeschlechte im Großen gegangen sein. Umgekehrt ist die Rechnung des Jünglings. Ihn beschäftigt nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft schließt ihre auch goldenen Pforten vor ihm auf. Es sind tausend vergebene Versuche vor ihm gemacht worden, gewisse Dunkelheiten der Wissenschaften aufzuhellen, der Mann glaubt zu begreifen, daß es unmöglich sei, in jene Gegenden Licht zu bringen, der Jüngling zweifelt nicht daran, daß auch diese Regionen zu durchmessen seien. Der Mann weiß, daß die schönsten Pläne zu jeder Staatsverfassung, die nur auf die edleren Menschen berechnet ist, unausführbar sind, weil der Stoff des Unedlen nicht zu bewältigen ist; der Jüngling sieht nicht ein, warum es doch nicht gelingen sollte, das Gemeine ganz zu überwinden. Der Jüngling hört die Klagen von Männern aus allen vier Facultäten, wie wenig ein Amt seinen Mann nähre, wie reich es an Sorgen, an Mühe, an Undank sei; aber er hofft, es werde ihm gelingen, sich nur Dank zu verdienen, die Untreue zu besiegen; die Sorgen und Mühen erscheinen ihm als Würze des Lebens. Unter den Männern giebt es nicht Wenige, welche durch trübe Erfahrungen dahin gebracht sind, zu glauben, daß von einer Verbesserung und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes wenig oder gar nicht die Rede sei, es sind zu allen Zeiten Gute und Böse gemischt gewesen, auf Perioden des Fortschritts folgen Rückschritte, die jenen an Umfang nichts nachgeben. Der Jüngling verwirft diese Ansicht, selbst wenn er sie noch nicht zu bekämpfen vermöchte; er will und kann sich die Hoffnung nicht nehmen lassen, daß unser Geschlecht zu etwas Höherem bestimmt sei, dem es sich, wenn auch nicht ohne Abweichungen von der geraden Linie, doch jedenfalls und sehr merklich nahe. — Diese Begeisterung der Hoffnung sollen Sie sich nicht rauben lassen, wenn Sie jung bleiben wollen, denn nichts stellt uns dem Greise so nahe, als wenn wir wie Sisyphus an einem Steine ohne Zweck zu wälzen glauben, wenn wir vor dem Beginn einer Handlung schon über ihre Aermlichkeit oder Vergeblichkeit im Klaren zu sein vermeinen. Könnte diese Gesinnung je allgemein werden, dann wäre die Erde eine Jammerthal, nicht der Schauplatz, auf dem sich die Größe, Herrlichkeit, Weisheit und Liebe Gottes täglich und stündlich offenbart. Ich möchte daher den Rath des Apostels l a ß d i c h n i c h t d a s B ö s e ü b e r w i n d e n, s o n d e r n ü b e r w i n d e d u d a s B ö s e m i t G u t e m, auch dahin auslegen, daß Sie sich von dem Felsen ihrer Hoffnung für sich und für das Ganze nicht vertreiben lassen sollen durch die Schreck=

bilder und die Leiden des Lebens, sondern daß Sie ungeknickt durch die Stürme des Lebens, wenn ihr Brausen, in dem Sie auch auf die Stimme Gottes lauschen sollen, daß sie Ihnen nicht ungehört und ungenutzt verhalle, wenn ihr Brausen, sage ich, vorüber ist, sich wieder sich demüthigend unter die Hand des Herrn erheben und die bösen Befürchtungen mit guten Hoffnungen überwinden sollen.

Das ist mein Rath, mein Wunsch für Sie alle. Er bezeichnet auch schon die Wege, die Sie zu einem solchen Ziele, auch dann noch jung zu sein, wenn Ihr Rücken unter der Last der Jahre gebeugt sein wird, gehen müssen. Sie sollen die Begeisterung für alles Große, vor Allem für das Sittliche bewahren. Nur so meiden Sie die Sünde, unter welcher verlockenden Form sie sich Ihnen auch zeigt, schärfen Sie Ihr Gewissen, stumpfen Sie es nicht ab. — Sie sollen die Dichtkunst lieb und werth halten; — entziehen Sie sich ihren Einflüssen nicht, daß Ihr Sinn nicht hart und unempfänglich werde; aber überreizen Sie sich auch nicht namentlich durch so viele Erzeugnisse der neuesten Literatur, die, so verlockend sie ist, um so gefährlicher ist, und nur dem empfohlen werden kann, dem unverwischbare Muster erhabener Poesie eingeprägt sind; überhaupt nähren Sie Ihre Phantasie nicht zu sehr. Keine Ihrer Seelenkräfte bietet Ihnen so viele Genüsse, aber keine wird Ihnen, wenn Sie sie nicht pflegen, auch so große Gefahren und so sicheres Verderben bringen als sie. — Sie sollen für Ihren Beruf Begeisterung bewahren. — Nun, wenn Sie nicht nach Ihrer wahren Neigung gewählt haben, ändern Sie jetzt noch Ihren Entschluß, ketten Sie sich nicht an eine Last, die schwerer drückt als der Block den an ihn geschmiedeten Gefangenen. Haben Sie aber einen Beruf, so geben Sie sich ihm auch mit voller Seele hin, weihen Sie sich der Wissenschaft, nicht dem durch sie zu erreichenden Amte, bestürmen Sie dieselbe mit Fragen und Anliegen mit allen ihren Kräften; sie wird Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben, wenn sie Ihnen auch bisweilen eine andere geben wird als Sie wünschten und hofften; sie wird Sie nie verlassen, wenn sie nicht von Ihnen vorher verlassen worden ist.

Werden Sie so für Ihren Beruf tüchtig, bleiben Ihre Seelen rein und unberührt von dem Schmutze der Sünde, dann sorgen Sie nicht um die Hoffnung. Diese wird Ihnen dann von selbst nicht fehlen. Wer sich selbst eines guten Strebens bewußt ist, der denkt auch von Anderen Gutes; der ist, wo ihm etwas mißlingt, geneigter die Schuld in sich als in Anderen zu suchen, und kann daher an einem endlichen Gelingen nicht zweifeln, wenn er die Sache besser beginnt. Wer der Wissenschaft lebt, der lernt auch auf Gottes Wege achten, und dem kann die Ueberzeugung nicht fehlen, daß unsere Arbeit, wenn sie die rechte ist, nicht vergebens ist.

Zur Entlassung am 8. April 1843.

Schwierigkeit und Ernst der juristischen und medicinischen Berufsart.

Der Unterricht, wie er auf den Gymnasien ertheilt wird, unterscheidet sich von dem auf Specialschulen nicht nur durch die Gegenstände, an welchen, und durch die Art, in welcher an ihnen die Kräfte der Zöglinge geübt werden, sondern auch dadurch, daß er selbst in den höchsten Klassen auf das Fach, dem sich die zur Universität übergehenden Schüler des Gymnasiums widmen wollen, nur eine sehr beschränkte Rücksicht nimmt. Nur das Hebräische ist um der künftigen Theologen und Pädagogen willen in den Kreis der Lehrgegenstände aufgenommen, alle übrigen Unterrichtszweige bereiten Alle gleichmäßig auf ihre akademischen Studien vor, unbekümmert zu welcher der vier Facultäten sie dereinst sich bekennen wollen. Es ist nicht dieses Ortes, die Gründe für dieses seit Jahrhunderten beobachtete Verfahren zu erörtern. Aber es möge mir von Ihnen, hochzuverehrende Anwesende, die Sie durch Ihre so zahlreiche Gegenwart dem Gymnasium einen so ehrenvollen Beweis Ihrer gütigen Theilnahme an seinen Bestrebungen geben, verstattet werden, bei dieser feierlichen Gelegenheit eine Ausnahme von dieser Sitte und diesem Verfahren der Gymnasialpädagogik zu machen.

Unter den elf Jünglingen, welche ich jetzt, nachdem sie die Abiturientenprüfung glücklich bestanden haben, zur Universität zu entlassen im Begriff bin, gedenken sich sieben der Rechtswissenschaft und der Staatsverwaltung im engeren Sinne, drei der Medicin zu widmen, und einer hat vorläufig noch die Naturwissenschaften im Allgemeinen als dasjenige Fachstudium bezeichnet, dem er seine Thätigkeit zuwenden will. Ihnen sollen die Worte, die ich zunächst zu sprechen habe, gewidmet sein. Es möge mir verstattet werden auf die fast von Ihnen Allen gewählten Fakultätsstudien Rücksicht zu nehmen.

Die Rechtswissenschaft und die Medicin pflegen beide als die weltlichen Zweige der auf den Universitäten gepflegten allgemeinen Wissenschaft betrachtet zu werden. Denn die Meisten der sogenannten Philosophen, diejenigen, welche dereinst Pädagogen werden wollen, haben von den den Theologen zukommenden Fächern sich so viel anzueignen, daß man nach der gewöhnlichen Ansicht nicht daran zweifeln darf, daß die Pädagogik auch in ihrer seit zwei Menschenaltern errungenen Selbständigkeit nur ein Nebenstamm des theologischen Hauptstammes ist, aus dem sie ja auch herausgewachsen ist. Auch theilen Pädagogik und Theologie den höchsten Zweck, und gewiß ist, daß beide ohne einander gar nicht bestehen können. Der eigentlichen Philosophen sind äußerst wenige; aber auch sie können ihre Abhängigkeit von der Theologie zwar verstecken, aber nicht abläugnen, und haben zum allergrößten Theile seit einem Jahrtausende ihren Triumph darin gesetzt und setzen müssen, wenigstens in den Ergebnissen mit der Theologie zusammenzutreffen. Anders ist es mit der Rechtswissenschaft und der Arzneikunde. Beide gestehen den Einfluß zu, den die christliche Theologie auf sie ausgeübt hat und noch ausübt, aber sie fühlen sich von ihr im Wesentlichen unabhängig. Es gab und kann im System des Rechtes, eine Ordnung der Verwaltung, eine Heilkunst geben ohne die Theologie, aber nicht ohne daß beide, Jurisprudenz und Medicin, an irgend einem Punkte der Welt zur Erscheinung und Ausübung kommen; sie sind bedingt durch eine bestimmte Gestaltung des Lebens, aus welcher sie ihre wesentlichsten Bedingungen und Bestimmungen entnommen, und welcher sie sich angeschlossen haben. Es ist möglich, alle Pflichten eines theologischen Amtes zu übernehmen, ohne daß man für dasselbe eine andere als eine theoretische Ausbildung empfangen hat; einen Kranken zu heilen, einen Proceß zu schlichten, eine Stadt zu verwalten wird kaum Jemand unternehmen, wenn er nicht außer der theoretischen auch eine praktische Anleitung erhalten, und nicht nur aus Büchern, sondern auch aus dem Leben Anschauung und Einsicht gewonnen hat. Deshalb werden beide, Medicin und Jurisprudenz, da sie ohne das Leben in seiner wechselnden Mannigfaltigkeit so gar nicht zu bestehen scheinen, nicht mit Unrecht als die weltlichen Zweige der Wissenschaft betrachtet.

Daher tritt denn auch das Leben mit seinen Genüssen und Lockungen an den angehenden Juristen und Mediciner um so näher und einladender heran, je mehr viele unter ihnen reichlicher als Theologen und Philologen mit den Gütern dieser Welt von vorsorglichen Eltern versehen zu werden pflegen und versehen werden müssen, da ja das Studium derselben für kostbarer gilt als das der auf Genügsamkeit auf dem Wege zum Amte, und in demselben angewiesenen Theologen und Pädagogen.

So erscheinen Medicin und Jurisprudenz ihren angehenden Jüngern jenen ernsten Schwestern gegenüber als heitere Facultätsstudien; und wer möchte die Jünger darum schelten! Das Leben verschont mit seinem Ernste ihre Schüler nicht nur nicht, sondern es verlangt von den Einen, daß sie fortdauernd das Elend der Krankheit lindern und heben, und dabei selbst heiter und wohlgemuth bleiben, den Andern muthet es zu, den größten Theil ihres Daseins mit Abwenden des Unrechts, mit Beilegung des Streites, also mit Wirkungen menschlicher Leidenschaft hinzubringen, aber selbst sich nie von der Leidenschaft beschleichen zu lassen. Wer sollte darum eine heitere Ansicht von diesen Wissenschaften trüben?

Ich will sie Ihnen, geliebte Jünglinge, nicht nehmen, nicht trüben, aber wenn sie Ihnen später nie getrübt werden soll, so sehe ich doch keinen andern Weg dazu, als den, daß Sie schon beim Beginn Ihrer akademischen Studien fest in's Auge fassen und im Auge behalten, wie ernst diese beiden scheinbar so weltlichen Zweige der Wissenschaften sind.

Betrachten Sie mit mir zunächst ihren Zweck. Er wird häufig so aufgefaßt, als hätte die Kunst zu regieren, die Heilkunst und die Rechtspflege nur die Störungen und Hemmungen, welche irgendwo in dem Organismus des einzelnen Menschen oder in einem größeren oder geringeren Theile der bürgerlichen Gemeinschaft sich zeigen, zu heben und auszugleichen. — Unter Ihnen sind hoffentlich nur sehr wenige, welche aus eigener Erfahrung oder durch langes Kranksein geliebter Angehöriger wissen, welcher Art der Feind ist, den der Arzt zu bekämpfen hat, wie heimtückisch, wie viele trügerische Gestalten er annimmt, wie schwer er in seine Schlupfwinkel zu verfolgen ist, ja wie er so viele Zufluchtsörter hat, daß die Weisheit des erfahrensten Arztes oft nur deshalb zu Schanden wird, weil er gar nicht weiß, wohin er seine Angriffe zu richten hat; — wie übermächtig und unüberwindlich er oft auftritt, um seinen schauerlichen Sieg in wenigen Stunden zu gewinnen. Aber das wissen Sie alle, wie Sie selbst bei leichterem Unwohlsein sich unfähig gefühlt haben, die leichten Ihnen bisher obliegenden Pflichten zu erfüllen, und das schließen sie daraus, daß ohne einen leidlich gesunden Körper es fast unmöglich sei zu thun, was uns obliegt, daß die besten Vorsätze, die tiefste Einsicht nichts vermögen, wenn der Körper, der sie ausführen soll, den Dienst versagt. Urtheilen Sie selbst: ist es nicht eine sehr ernste Sache, eine Kunst zu erlernen, die verheißt fast jede Störung in dem menschlichen Organismus, ohne welchen eine gedeihliche Wirksamkeit des Einzelnen kaum denkbar ist, zu heben oder doch wesentlich zu lindern?

Aber ich weiß nicht, ob die Kunst, die Störungen in dem Staatsleben und in den Privatrechtsverhältnissen zu heben, das Unrecht auszugleichen, nicht eine noch viel ernstere ist. Viele Tausende bedürfen bei

der Einfachheit ihrer Lebensweise und bei der Lebenskraft des menschlichen Körpers viele Jahre hindurch keinen Arzt, aber sie können den Richter, den Gesetzeskundigen, sie können Männer nicht entbehren, welche es unternehmen, jeder Hemmung des öffentlichen Lebens, jeder Beeinträchtigung des Rechtes abzuhelfen. Unsere Verhältnisse sind so zusammengesetzt, die Interessen der Einzelnen scheinbar so widerstreitend, daß auch der Friedfertigste auf das Lebhafteste zu wünschen genöthigt ist, gesetzeskundige Männer zur Hand zu haben, welche die oft schwer zu findende Linie bestimmen und jede Abweichung davon berichtigen; daß auch ihm eine Obrigkeit unentbehrlich ist, welche auf dem Wege der Verwaltung die Hemmungen und Störungen der Wechselwirkung aufhebt. Alle weltliche Ordnung, ohne welche sich auch das höhere geistige Leben gedeihlich zu entwickeln nicht vermag, besteht nur durch Abstellen der Ungerechtigkeit; ohne Gerechtigkeit zerfällt jede Verbindung; so beruhen auf ihr alle die zahllosen Vortheile, welche uns aus dem Leben in einem geordneten, gegliederten Staate zukommen. Und es sollte nicht ein im höchsten Grade ernstes Studium sein, diese Kunst, welche die Ungerechtigkeit abzustellen, die Störungen zu beseitigen lehrt, wo und wie drohend sie sich auch zeigen mögen, zu erlernen?

Aber man thut Unrecht, diese Wissenschaften nur von diesem Standpunkte zu betrachten, gleichsam ihre negative Seite allein auffassen zu wollen. Ihr Zweck ist nicht nur, den kranken Organismus herzustellen, sondern die Krankheit selbst fern zu halten. Der rechte Arzt will nicht nur heilen, wer in seinem Kreise erkrankt ist, sondern womöglich verhüten, daß Jemand krank werde. Kann er dies, so leistet er offenbar weit mehr, als der, welcher für jedes Uebel ein specifisches Heilmittel entdeckt hätte. So ist es der höhere Zweck der Männer, welchen die Wahrung des Rechts übertragen ist, den Sinn für Recht und Gerechtigkeit in ihren Kreisen so auszubilden, so zu leiten und zu bestimmen, daß gar kein Proceß entstehen, geschweige Jahre lang fortgeführt werden kann, sie sollen nicht nur wissen, was bisher Rechtens gewesen ist, sondern auch erkennen, was in Zukunft und wie lange es Rechtens wird sein müssen. Und von den verwaltenden Beamten fordert ja Jeder, nicht nur, daß so weit ihre Gewalt geht, jede Beeinträchtigung des Rechtes sogleich wieder abgestellt, sondern daß so bestimmte, so in den Verhältnissen begründete, allen Theilen und Verhältnissen so angemessene Verfügungen getroffen, die rechte Zeit und die rechten Männer zu ihrer Ausführung so gewählt werden, daß gar keine Störung erst möglich wird, daß kein Verzug in der naturgemäßen Entwicklung aller Verhältnisse eintreten kann. Sie, die Verwaltung, soll nicht nur die Vergangenheit kennen und die Gegenwart begriffen haben, sondern sie soll auch aus Vergangenheit und Ge-

genwart mit Gewißheit erschließen, wie sich die Zukunft nicht nur im Allgemeinen, sondern im Einzelnen gestalten wird, und darnach ihre Bestimmungen treffen. Sie werden mir gewiß zugeben, diese Kunst erlernen zu wollen, um sie später in vielleicht schwierigen Verhältnissen zu üben, ist etwas sehr Ernstes, etwas viel Ernsteres, als Sie wohl bisher geneigt gewesen sein mögen, zu denken.

Aber vielleicht werden diese schweren Wissenschaften auf einem so gewissen, viel erprobten Wege gelernt, daß, wer nur ernstlich will, gewiß ein Meister in ihnen wird? Wer getraut sich diese Fragen mit Ja zu beantworten? Der angehende Arzt lernt den Körper des Menschen freilich auf das Genaueste kennen, aber nur in dem Zustande, nachdem das Leben aus ihm entwichen ist; er lernt die verschiedenen bösen beobachteten Formen der Krankheit kennen, sieht vielleicht einen großen Theil der in seinem Volksstamm gewöhnlichen Krankheiten; er lernt, was die Theorie und Physik über Wirkung der Naturkräfte, was die Erfahrung über die Wirkung gewisser Mineralien, die Säfte gewisser Pflanzen und dergleichen lehrt, und dergleichen. Aber wer giebt ihm gewisse, nie trügende Kennzeichen zu erkennen, welche Form unter den fast unzähligen Krankheitsformen und in welchem Stadium er sie vor sich hat? welches von den verschiedenen Mitteln gerade der Säftemischung dieses Menschen angemessen ist? wer bewahrt ihn davor, daß die Krankheit, die er vor sich sieht, nicht selbst eine andere, bisher noch nicht, oder doch nicht in diesen Gegenden beobachtete Form angenommen hat, daß ein sonst fast specifisches Mittel bei diesem Kranken seine Wirkung nicht äußern wird? Die Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre, ja die der letzten dreizehn Jahre geben vielfache Beispiele an die Hand, daß dies Alles bisher sehr schwer, wenn überhaupt zu erlernen gewesen ist, daß selbst großes Talent sich bisher vergebens bemüht hat, in die geheime Werkstätte der Natur einzudringen. Noch ungünstiger stellt sich das Resultat, wenn wir fragen, auf welchem sicheren Wege die Wissenschaft der Diätetik zu erlernen ist, welche die Aerzte befähigen soll, in ihren Kreisen die Krankheit zu verhüten.

Und es steht nicht besser um den Weg, auf welchen junge Männer eingeführt werden in die Kunst den Staat zu regieren, und das Recht zu finden. Die Gesetzgebungen und Verfassungen der sogenannten welthistorischen oder Culturvölker alter und neuer Zeit sind, Dank den angestrengten Bemühungen europäischer Gelehrten, in den letzten vierzig Jahren zum großen Theile in einem Grade dargelegt worden, wie frühere Gelehrte es kaum für möglich gehalten haben. Aber ist deswegen das Rechtsgefühl gesicherter und größer, die Zahl der Processe geringer und einfacher geworden? Hat man vielleicht aufgefunden, wie, ich will nicht sagen, die bürgerlichen Verhältnisse, in jedem Staate am besten anzuord=

nen seien, aber was einem bestimmten Staate am meisten fromme? Die Erfahrungen der letzten Jahre müßten jeden enttäuschen, der sich dieser trügerischen Hoffnung hingegeben hätte. Vor wenigen Jahren wurde die Steuerverfassung Nordamerikas als ein Muster gepriesen, und jetzt ist dieses reiche Land durch dieselbe Steuerverfassung dem Banquerotte nahe. Vor fünfzehn Jahren galt die alte englische Verfassung als das Bollwerk von Albions Größe. Seitdem hat man die wichtigsten Veränderungen vorgenommen; die Macht Englands ist eine so große gewesen, aber ob diese Veränderungen wirklich zu seinem Heile gewesen, ob man stehen bleiben soll oder weitergehen, darüber haben die weisesten Männer jenes praktischen Volkes sich noch nicht einigen können. In unserem eigenen theuren Vaterlande betrachteten vor zehn Jahren Alle die Gewerbefreiheit und die Handelsfreiheit als das Palladium, der Entwickelung, und wie viele Stimmen werden jetzt dagegen laut?

Wir werden daraus mit Recht schließen, daß die in Rede stehenden Wissenschaften sehr schwer zu erlernen sein müssen, daß es eine sehr ernste Sache ist, sich ihnen zu ergeben, wenn sie nach so angestrengten Untersuchungen und Forschungen so viele Zweifel übrig lassen über die Wege, welche Aerzte, Staatsmänner, Rechtskundige zu gehen haben, um zu ihrem hohen Ziele zu gelangen. Auch kann es ja nicht anders sein. Diese weltlichen Zweige der allgemeinen Wissenschaft stehen nothwendig in so enger Verbindung und Wechselwirkung mit dem vielgestaltigen, namentlich in neuester Zeit so schnell sich entwickelnden und Alles umgestaltenden Leben, daß es unendlich schwer sein muß, unter den wechselnden Erscheinungen die auf Mit- und Nachwelt einflußreichen aufzufinden, die Möglichkeit zu bewahren, in wiefern sie sich menschlicher Leitung unterwerfen werden, und was auf diesem Wege gewonnen werden kann. — Und doch kann weder der Arzt, noch der Jurist, noch der Staatsmann sich damit beruhigen, daß es dem Menschen nun einmal nicht gegeben sei, in diese Tiefen einzudringen. Vielleicht ist es ihm wirklich nicht gegeben, obschon uns nach den Fortschritten des letzten Menschenalters eine so kleinmüthige Rede nicht geziemt; aber selbst wenn dies der Fall wäre, der Arzt, der Rechtskundige, der verwaltende Beamte muß im entscheidenden Momente handeln, wenn er auch fühlt, wie schwere Verantwortlichkeit auf ihm liegt. Wer wird dann am besten daran sein? Vielleicht stehen Allen wenigstens sehr umfassende, leicht zu ergreifende und anzuwendende Mittel zu Gebote, sie können sich vielleicht allseitiger Unterstützung erfreuen? — Am besten wird ohne Zweifel eingreifen, wer bei umfassenden Studien, bei gründlicher Kenntniß der Vergangenheit und der Gegenwart sich die größte Geistesfreiheit und Geistesfrische und eine

sittliche Kraft bewahrt hat, die ihn in den Stand setzt, Alles an die Ausführung des für Recht Erkannten zu setzen.

Ich sage, gründliche Studien werden im entscheidenden Momente von sehr großem Einflusse sein. Das Glück begünstigt oft einen früher unerfahrenen Arzt, einen kecken, mit den Verhältnissen und ihrer Entstehung unbekannten Beamten; sie wagen, und treffen das, was sich später als das Rechte zeigt. Wer wollte dem Manne einen Vorwurf machen, der, wenn alle menschliche Erfahrung ihn im Stiche läßt, fast seiner unbewußt, um doch etwas zu thun, irgend einen vom Glück begünstigten Entschluß faßt? Aber wer wird sich auch dem Arzte, dem Juristen anvertrauen, von dem er weiß, daß er nicht der Erfahrung und der Ueberlegung, sondern dem Zufall folgt? Keiner, der überhaupt noch eine Wahl hat. — Doch die gründlichsten Forschungen, das Aufspeichern der ähnlichen und unähnlichen Fälle genügt nicht, ja ist sogar sehr oft schädlich, wenn es an der Geistesfreiheit und Geistesfrische fehlt, die nöthig ist, um den zur Entscheidung kommenden Fall mit ruhigem Blick von allen Seiten zu betrachten und zu erwägen, ob hier wirklich ein neuer Weg zu suchen oder ob nicht einer der alten wohlbekannten schneller und sicherer zum Ziele führe. — Aber auch das Finden des rechten Weges durch umsichtiges Prüfen aller Umstände genügt nicht, wenn nicht die sittliche Kraft da ist, welche einen richtigen wenn auch gefährlichen Entschluß nicht nur faßt, sondern auch trotz aller Schwierigkeiten ausführt. Glauben Sie nur, im entscheidenden Momente sind Sie auf sich angewiesen, Sie haben nur auf sich zu rechnen, nicht auf Andere; und es gehört eine große sittliche Kraft dazu, einen gefährlich Erkrankten selbst und seine Umgebungen oft in wenigen Minuten oder Stunden dahin zu bestimmen, daß er einer gefahrdrohenden oder schmerzlichen Heilungsart sich unterwirft und dabei ausharrt, — es gehört sittliche Kraft dazu, sich nicht irre machen zu lassen durch Schwierigkeiten, die sich unerwartet in den Weg stellen, sie ruhig zu beseitigen und den Hauptpunkt im Auge zu behalten. So ist es in dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge. Aber die Forderung steigt, wenn ansteckende, dem Leben des Arztes selbst gefahrdrohende Epidemien zu bekämpfen, Medicinal-Gesetze zu geben und durchzuführen sind. Und nicht anders ist es mit dem Rechtskundigen und dem verwaltenden Beamten. Ich will nicht von der inneren Würde sprechen, welche oft nöthig ist; um überall die Sache, wie die Person im Auge zu behalten, um sich nicht wissentlich zur Partheilichkeit verleiten zu lassen. Aber eine Maßregel zu beschließen und auszuführen, weil es das Recht so verlangt, die Vielen Schaden bringt, von noch Mehreren Widerspruch und Widerstand, von Einzelnen offene Gewalt nach sich zieht, das verlangt viel größere sittliche Kraft, als Sie glauben mögen. Noch größere

Kraft ist erforderlich, um der gefährlichsten Verlockung zu widerstehen, ich meine die Verlockung, wegen Menschengunst und aus Menschenfurcht dem Rechte Gewalt anzuthun, oder wider bessere Ueberzeugung zu sprechen, um den Mächtigen der Erde zu gefallen. Glauben Sie doch nicht, daß solche Versuchungen, solche Lagen so selten vorkämen, daß die Meisten in vieljähriger Berufsthätigkeit sie nie kennen lernten. Noch weniger glauben Sie, daß es Ihnen dann an anderer Menschen Hilfe, wenigstens an der der Ihnen Untergebenen nicht fehlen würde. Der Arzt, die meisten Gerichtsbeamten haben keine Untergebenen, dem an der Verwaltung Theilnehmenden fehlen sie freilich nicht, aber wer von ihnen erwartet, was er selbst leisten muß, der ist gewiß verloren; auch ist es schimpflich, Hilfe in schwerer Zeit von Untergebenen anzunehmen, welche man ihnen selbst leisten müßte.

Wenn es nun Alles so ist, wenn die Fächer, denen Sie sich widmen wollen, einen so hohen, erhabenen Zweck haben, wenn zu ihnen ein so schwer zurückzulegender mühevoller Weg führt, wenn endlich ihre Ausübung noch so große Forderungen macht, so werden Sie mir zugeben müssen, daß es ein sehr ernstes Unternehmen ist, sich ihnen zu widmen. Sie alle sind befähigt, wenn auch in verschiedenem Maße, das Ihnen gesteckte hohe Ziel zu erreichen; das Gymnasium entläßt Sie Alle hinlänglich dazu vorbereitet, es wird von Ihnen, und nur von Ihnen abhängen, ob Sie sich einst eines so umfangreichen Wissens, einer angemessenen Geistesfrische und vor Allem der sittlichen Würde erfreuen werden, welche zu Ihrem wahren Glücke unentbehrlich ist.

Nun so gehen Sie mit Gott.

Vergessen Sie zu keiner Zeit während Ihrer Universitätsjahre, daß Sie zu größerer Wirksamkeit berufen sind, als viele Tausend ihrer Nebenmenschen. Die Aerzte gewinnen Zutritt in das Innerste der Familien, wie jetzt kein anderer Stand. Sie können noch einen anderen Trost bringen als den, der in der Mischung heilbringender Species besteht, aber freilich nur dann, wenn Sie selbst jenen Schatz, aus welchem Sie mittheilen sollen, sich erworben haben. Das Recht und seine Handhabung, die Regierung größerer oder kleinerer Kreise ist das höchste weltliche Geschäft auf dieser Erde, es ist ein unmittelbarer Ausfluß des Königthums. Sind Sie also zu der Bewahrung der höchsten irdischen Güter berufen, so lassen Sie es auch an Ihrem Eifer und Ihrer Hingebung nicht fehlen, um sich die sittliche Würde und die geistige Ueberlegenheit als unverlierbares Eigenthum zu erwerben, ohne welche eine heilbringende Wirksamkeit auch in kleinen Kreisen nicht möglich ist.

Zur Entlassung am 15. März 1845.

Der Ruf des Dichters das Glück zu ergreifen.

Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen. Denn das Glück ist immer da.

Mit diesen Worten unseres großen Dichters Goethe und mit dem Rathe, den sie enthalten, will ich Sie, meine geliebten Jünglinge, die Sie heut' nach Vollendung Ihrer Gymnasiallehrzeit zur Universität überzugehen im Begriff sind, aus der Pflege des Gymnasiums entlassen; die Lehre, die in ihnen liegt, will ich Ihnen mit auf den Weg geben, den Sie sich nun allein suchen sollen, und der doch schwerer zu finden ist, als Sie wahrscheinlich größtentheils meinen. Ich thue dies in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß nun schon Alle, welche nicht ganz rohen Gemüthes sind, für die Schönheit der Form empfänglich sind, um so mehr Sie geübt, auch die schöne Form der Rede aufzufassen, mit den leicht einzuprägenden Worten auch den in Ihnen verschlossenen, gerade Ihnen besonders heilbringenden Gedanken sich aneignen und um so leichter und gewisser festhalten werden.

Aber welches ist dieser Gedanke? Die Zeit, in welcher, und die Verhältnisse, unter welchen Goethe diese wenigen, unter der Ueberschrift Erinnerung, ganz für sich bestehenden Verse, welche keinem größeren Gedichte angehören, niedergeschrieben hat, sind, so viel ich weiß, nicht bekannt. Die Stelle, die er Ihnen unter den übrigen kleinen Spielen seiner Muse gegeben hat, wie die Form, welche sie haben, lassen nur vermuthen, daß sie der frühen lebenswärmsten Periode angehören. So ist also von dieser sonst so ergiebigen Weise der Betrachtung Goethe'scher Gedichte, daß man die Gelegenheit, wenn sie entstanden, sich zu vergegenwärtigen und daraus den Sinn zu erschließen sucht, hier kein Gebrauch zu machen. Aber es scheint auch dieses Umweges hier viel we-

niger als sonst zu bedürfen. Diese Zeilen enthalten einen Rath, den er sich selbst gegeben, einen Satz, dessen Wahrheit er aus eigener Erfahrung erkannt hatte, aber diese Wahrheit galt nicht nur für ihn, sondern sie ist eine allgemeine; denn wer wüßte nicht, wie groß Goethe gerade in dem Auffassen und Aussprechen allgemein gültiger und doch übersehener Maximen gewesen ist? Jeder kann es an seinen eigenen Verhältnissen erfahren, daß der Dichter richtig gesehen hat. Je verschiedener aber diese Verhältnisse sein können, um so vieldeutiger wird der Sinn der Worte und ihre Auslegung werden; ja sehr oft wird eine solche Aneignung eines Goethe'schen Ausspruchs Demjenigen, welcher sie macht, ganz berechtigt erscheinen, und sich doch zugleich dem Vorwurf aussetzen, den Worten einen ganz andern Sinn unterzulegen, als den, welchen der Dichter ursprünglich damit verbunden hatte. Von diesem, wie ich glaube, Jedem ganz unbedenklich zuzugestehendem Rechte, das Allgemeine in ein Besonderes umzusetzen und zu übersetzen, will auch ich jetzt Gebrauch machen; (möge dies mir nicht ganz mißlingen!) vorher aber ist abzuweisen, was die Worte gewiß nicht bedeuten.

Sie wollen und sollen gewiß nicht die Meinung aufstellen, als wäre für jeden Jüngling nichts leichter, als sich eine angenehme äußere Stellung, ein bedeutendes irdisches Glück zu gewinnen, als brauchte Jeder nur zuzugreifen im entscheidenden Momente, um schnell sich anzueignen, was er auf der Straße des Lebens hier oder da, aber einmal gewiß, liegen finde. So verbreitet die Ansicht ist, als sei Goethe auch in dieser Hinsicht ein seltenes Glückskind gewesen, dem ohne Mühe geworden, was sich sein Herz wünschte, so ist sie doch ganz unbegründet. Es ist bekannt, wie gerade er mehr studirt, mehr gearbeitet hat, als irgend ein Dichter der neueren Zeit, und wenn dagegen die Schnelligkeit, in welcher dies oder jenes seiner Werke entstanden ist, zu sprechen scheint, so kömmt dies nur daher, daß wir nicht bei Allen wissen, welche Ueberzeugungen, welche inneren und äußeren Erlebnisse und Kämpfe der freilich oft sehr schnell vollbrachten Darstellung des im Geiste schon längst Vollendeten vorangegangen sind. Er wußte recht gut, daß das Beste, was dem Menschen zu Theil werden kann, von ihm durch eigene angestrengte Thätigkeit erworben werden muß, und daß davon sein Werth und der mit ihm verbundene Segen abhängt. Wie sollte er also das Gegentheil von dem als Erinnerung für sich und Andere aufstellen, was er selbst früh genug erfahren und erkannt hatte?

Eben so wenig ist in den Versen eine Abmahnung gegen das Verlangen der Jugend, sich in der Fremde umzusehen, eine poetische Empfehlung des freilich sehr wahren, aber hier gar nicht berücksichtigten „bleibe im Lande und nähre Dich redlich“ zu suchen. Der Dichter hatte

selbst frühzeitig an gar vielen Orten zu leben versucht, nur gerade den Versuch, in seiner Vaterstadt zu bleiben, hatte er nie ernstlich gemacht. Sein weltbürgerlicher Sinn spricht sich vielmehr in dem bekannten Rathe aus:

Bleibe nicht am Boden haften! Frisch gewagt und frisch hinaus,
Kopf und Arm mit heitern Kräften, Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen, Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen, Darum ist die Welt so groß.

Und diesen Rath gebe auch ich Ihnen um so mehr, als seitdem Goethe dies gesagt hat, in dem schnellen Umschwung der Zeit und ihrer Erfindungen die entferntesten Gegenden einander nahe gebracht und fast jede Entschuldigung dem abgeschnitten ist, der es für erlaubt halten wollte, sein Auge nur auf seine nächste Umgebung zu richten. Auch unsere schöne vaterländische Provinz, die sonst wohl als ein vorgeschobener Posten der Cultur erscheinen konnte, der wegen seiner besonderen Lage ganz besondere Bedürfnisse habe, tritt mit dem cultivirten Westen von Europa in nahe Beziehung und Wechselwirkung und es ist daher denjenigen ihrer Söhne, welche einmal darauf Anspruch machen wollen, über ihre Bedürfnisse und Verhältnisse eine vorurtheilsfreie Ansicht zu hegen und zu befolgen, die Bekanntschaft mit fremden Zuständen nicht füglich zu erlassen oder von ihnen zu entbehren.

Vielmehr scheint mir der Dichter mit den Worten: „lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da" der viel verbreiteten, von Dichtern aller Zeiten und aller Völker ausgesprochenen Ansicht entgegenzutreten, als gäbe es für jeden Menschen in seinem Leben nur einzelne wenige Momente, in denen sich ihm das Glück, die unbeständige, wetterwendische Göttin zeige, die vielleicht heute oder morgen, aber dann gewiß Jahre lang nicht mehr innerhalb seines Gesichtskreises sei. Dagegen sagt Goethe: das Glück ist immer da, lerne nur es zu ergreifen. Aber freilich denkt er dabei nicht an das Glück, welches die Römer als Fortuna personificirt haben, als die Göttin, die mit freigebiger Hand aber ohne Einsicht und Ueberlegung ihre Gaben oft dahin ausschüttet, wo sie weder verdient, noch erwartet waren. Deswegen beginnt er: Willst Du immer weiter schweifen? Sieh' das Gute liegt so nah, das Gute, das Heilsame, das Fördernde, nicht das, was äußerlicher Glanz, Ruhm, Ehre, Gold verleiht, sondern das, was Dir gut ist, was Dir aber nicht zu Theil wird, weil Du nicht gelernt hast, es zu ergreifen.

Wer möchte zweifeln, der an eine göttliche Weltregierung glaubt, daß einem jeden Menschen nahe gebracht sei, was zu seinem Heile gereicht, und, daß wenn ihm Unsegen statt Segen zu Theil wird, dies nur daran liegt, daß er das ihm dargebotene Gute übersehen, es ganz in

der Ferne gesucht, obwohl es ihm nahe gelegen, und daß er dadurch um seinen Besitz gekommen ist.

Wenn ich nun diesen Rath, das Ihnen so nahe liegende immer vorhandene Gute gerade Ihnen an das Herz legen möchte, so geschieht es deswegen, weil wohl nur wenige Menschen so darauf hingedrängt werden, den Blick in die Ferne schweifen zu lassen, als die Jünglinge, welche das Gymnasium verlassen, um die Universität zu beziehen. Die Schule ist freilich nicht materiell von hohen Schranken umgeben, welche sie hinderten, die außer ihr liegenden Gebiete aus der Entfernung zu betrachten. Aber einmal ist es doch etwas himmelweit Verschiedenes, eine schöne Gegend aus weiter Ferne oder aus nächster Nähe kennen zu lernen. Dann fehlt es wirklich nicht an geistigen, wenn auch wohlthätigen und ganz nothwendigen Schranken, welche dem Schüler die Aussicht benehmen. Dahin ist die fortlaufende, regelmäßige und angestrengte Beschäftigung mit vorgeschriebenen Gegenständen zu rechnen, zu welcher die Schule, wenn auch oft genug fast vergebens auffordert; dahin die auch in dem heutigen, sonst alle Unterschiede so leicht verwischenden Leben noch nicht ausgefüllte Kluft zwischen einem Studirenden und einem Schüler, welche sich besonders auch in der so verschiedenen Gattung in geselliger Hinsicht zeigt, dahin die verhältnißmäßige lange Dauer der Schuljahre, dahin die ernste Prüfung, welche den Zugang zur Universität allein auf eine ehrenvolle Weise eröffnet. Diese Schranken fallen heut' für Sie; Sie sehen ein Land voll schöner Ebenen, von vielfachen Wegen durchschnitten, vor sich, am Ende dieser Ebenen erblicken Sie einige Bergreihen, aber Ihr Standpunkt ist ein so perspectivischer, daß Sie diese Berge, an und über die Sie jeder der vor Ihnen liegenden Wege führt, für Hügel halten, deren Spitzen leicht genug zu erreichen seien, Sie richten daher auch auf die viel weitere Ebene Ihren Blick, welche sich hinter jenen Bergen Ihnen noch sichtbar in immer nebeligere Ferne hin ausdehnt. — Aber auch wenn Sie nun das neue Land betreten, oder um ohne Bild zu sprechen, wenn Sie nun Ihr akademisches Leben beginnen, so verleitet Sie selbst die Wissenschaft dazu, Ihren Blick weit hinaus von dem Nächstliegenden ab in die Ferne schweifen zu lassen. Das Meiste, was Sie auf dem Gymnasium kennen gelernt haben, war so begränzt, so scharf bestimmt, daß der Irrthum wohl sehr verzeihlich ist, wenn Sie auch ein Jeder seine Facultätswissenschaft für eng begränzt und für ein in allen seinen Theilen ausgeführtes Gebäude halten. Aber wenige Monate können und werden Ihnen zeigen, wie jede wahre Wissenschaft etwas Unendliches, Unbeschränktes, nicht ganz zu Durchmessendes ist. Dann werden Ihnen aus der einen, der Sie Ihr Leben zu widmen gedachten, gar bald viele, und jede derselben ist schrankenlos und unend-

licher Erweiterung fähig, bei mancher ist gar erst ein Grund gelegt zu dem zu erbauenden wissenschaftlichen Gebäude. Wie könnte es anders sein, als Ihr Blick schweift umher, und sucht, in der Meinung, er müsse doch ein Ziel finden, dasselbe immer weiter, immer ungeduldiger, er erwartet es vom Zufall und klagt, daß ihn das Glück so gar nicht begünstige.

Deshalb rufe ich Ihnen zu:

Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen, Denn das Glück ist immer da.

Das was Ihnen heilsam und förderlich ist, das liegt nicht jenseits Ihres akademischen Lebens, eben so wenig in den in nebelgrauer Ferne sich verlierenden Pfaden der Wissenschaft, noch in den der Akademie billig ganz fremd bleibenden politischen Bestrebungen, sondern es liegt Ihnen ganz nah in dem wahren akademischen Leben und Streben selbst. Das ist das Gute, das Glück, was Sie nun zu ergreifen haben. Sie sind bisher in göttlicher und wissenschaftlicher Hinsicht geführt und geleitet worden. Nun werden Sie sich selbst anvertraut, und nur in der Hinsicht bevormundet, daß man Ihnen zeigt, wie Sie studiren sollen. Sie gehörten bisher einem kleinen, geschlossenen, eng begränzten Kreise an. Nun treten Sie in einen größeren, freieren, es wird Ihnen überlassen, wie viel Sie an dem ihm verstatteten öffentlichen Leben Theil nehmen wollen. Die Staats-Gesellschaft erkennt Sie, um Sie sich näher zu bringen, als den Bürgern gewissermaßen gleichberechtigte, aber nicht gleichverpflichtete Glieder an. Auch Ihre akademischen Lehrer weisen Sie auf die Verhältnisse des Lebens, dem Sie bald ganz angehören sollen, nach und nach immer mehr hin, ohne daß Sie an der Sorge und Mühe, welche die Verwaltung des Staats überall nothwendig mit sich führt, sich zu betheiligen brauchten. Ja auch die Sorge für Ihre leiblichen Bedürfnisse wird den Meisten von Ihnen ganz erlassen. Das ist das Glück, was immer da ist für Sie, was Sie nur zu ergreifen haben. Denn wo gäbe es für Sie etwas Besseres? was könnte Sie Ihrem Ziele näher bringen, was Sie mehr fördern, als wenn Sie auf diesem Wege für das spätere Leben im Staate in ersprießlichster Weise thätig zu sein erlernen? Die Bäume galten uns als besonders fruchtbar, welche zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte tragen, und nur zu oft wünscht der nie zu befriedigende Mensch, daß doch der Frühling auch die Früchte des Herbstes oder der Herbst die Blüthen des Frühlings haben möchte. Das heißt freilich etwas Unmögliches wünschen, und nur dem Dichter verstatten wir, bei den Schilderungen des goldenen Zeitalters auch diese Farbe zu benützen. Denn so bringt es die Natur der Dinge mit sich, daß die Blüthen vergehen müssen, wenn Früchte sich zeigen sollen. Aber was in der

Körperwelt unmöglich ist, das wird in der geistigen wirklich, und mit Recht sagt Goethe:

> Alle Blüthen müssen vergehn, daß Früchte beglücken;
> Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Musen allein.

Und er nimmt keine Muse aus, allen kömmt dies zu, auch den ernsten der Wissenschaft, also fällt wohl auch allen wahren Musensöhnen dieser doppelt reiche Segen zu. Oder giebt es schönere, duftendere Blüthen, als unberührt von dem beengenden Getreibe der Körperwelt in und mit und für die Ideen zu leben, von denen jede wahre Wissenschaft ausgeht, zu denen sie hinführt, von denen sie getragen wird? Und sind diese Ideen nicht auch die erquickendste Nahrung für den sich seines göttlichen Ursprungs bewußten Geist? die reifsten Früchte wissenschaftlicher Arbeit? Ist die formelle Bildung in ihrem schönen Ebenmaß, welche der Geist durch das Prüfen, Sichten, Ordnen erlangt, und die Geschicklichkeit das klar Erkannte in einer angemessenen Form auch anderen zur Anschauung zu bringen, nicht einer schönen Blüthe zu vergleichen? und die Ruhe, die Klarheit, die Gewißheit, welche das Gemüth durch wissenschaftliche Studien gewinnen kann und soll, daß es das Große im Leben groß und das Kleine klein sieht und auch im verwirrendsten Getreibe das Ewige nie aus den Augen verliert, sind diese Eigenschaften nicht der köstlichsten Frucht zu vergleichen? Oder wie derselbe Dichter so schön sagt:

> Denke, daß die Gunst den Musen Unvergängliches verheißt:
> Den Gehalt in deinem Busen Und die Form in deinem Geist.

Von einer Zeit, die solche Schätze bietet, also von dem akademischen Leben, können wir wohl mit Recht sagen:

> Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah.
> Lerne nur das Glück ergreifen, Denn das Glück ist immer da.

Aber freilich Sie müssen es ergreifen lernen.

Diese Worte sind nicht eine Erinnerung, die Hände nur aufzumachen, und die vom Baume der Wissenschaft fallenden Blumen und Früchte aufzufangen; sie sind eine Mahnung zur ernstesten, zur angestrengtesten Thätigkeit. Es sind geistige, nicht leibliche Güter, um die es sich handelt. Die leiblichen kann ein Anderer für uns erwerben und unsern Mangel aus seinem Ueberflusse sättigen und stillen. Die geistigen können wir uns nur selbst erwerben. Andere können uns nur zeigen, wo diese Blumen und Früchte wachsen und wie sie gebrochen und bewahrt werden können; aber dann müssen wir uns selbst darnach strecken, und nicht müde werden, dies zu thun, bis wir sie erreicht, in uns aufgenommen und sie uns zu eigen gemacht haben. Wie dies geschehen könne, auch dies sagt uns der Dichter in seiner Weise:

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die Beiden
Stehen dem Deutschen schön, den ach! so Vieles entstellt.

— Nun denn, Sie sind auf einem deutschen Gymnasium gebildet, Sie wollen deutsche Wissenschaft auf deutschen Universitäten, diesen Burgen unserer höheren geistigen Freiheit studiren, nun so thun Sie es auch, wie es deutschen Jünglingen geziemt, damit das Vaterland Ihnen einst die Bewahrung seiner höchsten und theuersten Güter mit ruhiger Zuversicht übertragen und überlassen kann.

So löse ich Sie denn aus den Verhältnissen, in denen Sie bisher als Schüler zu diesem Gymnasium gestanden haben und händige Ihnen zum Zeichen dieser Lösung Ihre Abgangszeugnisse ein.

Ihre Vorgesetzten, Ihre Lehrer, Ihre bisherigen Mitschüler, diese hochansehnliche Versammlung, welche so gütig gewesen ist, durch ihre Gegenwart die Feierlichkeit der letzten Stunde, welche Sie in diesen Räumen als Schüler zugebracht haben, so sehr zu erhöhen, haben das Versprechen gehört, welches einer von Ihnen vor wenigen Minuten in Ihrer Aller Namen abgelegt hat. Wir werden es nie vergessen, vergessen auch Sie es nicht. Gott führe, Gott geleite Sie auf allen Ihren Wegen.

Zur Entlassung am 23. März 1850.

Von den traurigen Erfahrungen, die der Studirende nicht zu vermeiden, sondern zu suchen hat.

Die Unsicherheit menschlicher Zustände ist so groß, der Wechsel menschlicher Verhältnisse ist so schnell, die Kraft des Menschen gegen das was ihn bedroht, so gering, daß es eine allgemeine Sitte der Gebildeten unter allen Nationen ist, daß die sich auch nur auf kurze Zeit Trennenden einander wenigstens gute Wünsche mit auf den Weg geben, unter welchem Ausdrucke dies nun auch geschehen mag, weil alle fühlen, oder doch fühlen könnten und sollten, wie sehr sie der guten Wünsche bedürfen. Könnten wir genauer erfragen, was aber ein Jeder bei dem Lebewohl und sich im Einzelnen denkt, so würden sich große Verschiedenheiten herausstellen, weil die Ansichten über das, was Wohlergehen zu nennen ist, so verschieden sind wie ihre Neigungen; und nur darin würden die meisten zusammenstimmen, daß sie dem, von dem sie sich trennen, möglichst viel heitere und freudige Tage wünschen. Solche gute und wohlgemeinte Wünsche auszusprechen, liegt heute wohl Niemandem näher als mir, da ich im Begriffe bin, sieben Jünglinge aus der Pflege dieses Gymnasiums zu entlassen, dem sie zum Theil viele Jahre angehört haben. Sie brauchen die Wünsche, denn sie treten in das große weite Leben ein, was dem Unerfahrenen so viele und so bedeutende Gefahren droht; und was können die Lehrer dieser Anstalt sehnsüchtiger wünschen, als daß es denen auch in Zukunft möglichst gut gehen möge, an deren Bildung und Erziehung sie bisher einen so bedeutenden und herzlichen Antheil genommen haben. Dennoch sehe ich mich, indem ich zum letzten Male als Ihr Lehrer zu Ihnen spreche; veranlaßt, scheinbar von dieser so allgemeinen und so nahe liegenden Sitte abzuweichen. Ich möchte Ihr Glück dauerhaft begründet sehen; soll dies aber geschehen, so müssen Sie nicht die anmuthigsten,

blumenreichsten, bequemsten Wege gehen, nicht nur heitere Erfahrungen machen, und freudenreiche Tage sehen, sondern auch dornigte, rauhe, beschwerliche Pfade betreten, und traurige Erfahrungen recht eigentlich selbst machen, ja Sie müssen dieselben nicht nur sich gefallen lassen, wenn Sie nicht anders können, sondern Sie dürfen sie nicht vermeiden, auch wo dies möglich wäre; Sie müssen sie suchen. Denn wenn es irgendwo gilt, so gilt es bei dem Studium der Wissenschaften, dem Sie die nächsten Jahre Ihres Lebens und Strebens widmen wollen, per aspera ad astra, nur auf steilem und rauhen Pfade kommen Sie zu der Höhe. — Ich will zu Ihnen sprechen von den traurigen Erfahrungen, die der Studirende nicht zu vermeiden, sondern die er zu suchen hat.

Es kann mir wohl Niemand zutrauen, daß ich jetzt an das denke, was freilich so Mancher erfährt, der die dem ernsten Studium bestimmte Zeit einem dilettantischen Treiben widmet, welches bewirkt, daß er von Allem oder doch von Vielem etwas lernt, und doch nichts lernt, und daß ein solcher am Ende seiner Universitätsjahre dem zu erstrebenden Ziele ferner ist als bei ihrem Anfange. Noch weniger habe ich im Sinn von den schmerzlichen Erfahrungen zu sprechen, die dem Müssiggänger, der seine Zeit mit Nichtsthun hinbringt, zu machen mit Recht beschieden ist. Noch weniger denke ich an die traurigsten Erfahrungen, die der Jüngling macht, welcher durch ein der Lust und ihrem verwerflichen Genuß geweihtes Leben Leib und Seele verdirbt. Ich würde vor Schaam nicht darüber sprechen können, wenn ich glauben müßte, vor dieser hochverehrlichen Versammlung solche Befürchtungen für die Zukunft auch um Einen von Ihnen laut werden lassen zu müssen. Auch der Schmerz über das gewöhnlich so genannte Unglück des Lebens, über Krankheit, Noth und Mangel des Unterhalts, über den Verlust derjenigen, an die uns Bande der Natur oder der Freundschaft fesseln, kann nicht Gegenstand meiner Worte sein. Möchte Gott, wenn er Ihnen dies in seiner Weisheit bestimmt hat, es Ihnen erst auferlegen, nachdem Sie zu Männern gereift und zu der dem männlichen Alter geziemenden Stärke und Kraft, die Leiden des Lebens standhaft zu ertragen, gekommen sind. Ich wüßte nicht, von welchen Schatten und Wolken ich Ihre akademischen Jahre lieber frei sähe als von diesen.

Ich denke an gewisse bei Ihren Studien zu machende, traurige Erfahrungen, die so heilsam sind, daß eigentlich Keiner ihrer entbehren kann, und die doch, weil sie gar leicht zu vermeiden sind, Viele nicht machen; Sie aber sollen sie suchen, das ist mein Wunsch und mein Rath.

Es giebt eine Art zu studiren, welche sich überall an die, ich möchte sagen greifbaren Resultate hält, von denen sie bald fruchtbaren Gebrauch

zu machen hoffen kann. Sie folgt gern den Autoritäten, welche über Alles eine möglichst zuversichtliche Ansicht auszusprechen lieben, und die so gewonnenen Resultate in einer leicht übersehbaren Ordnung darzulegen verstehen. Alle Wissenschaften lassen eine solche Bearbeitung zu. Für diese Weise zu studiren giebt es eigentlich nur die Schwierigkeit, wie die Menge der gewissen unbestreitbaren Einzelnheiten dem Gedächtnisse anzuvertrauen ist. Jedes Pensum, was bewältigt ist, gewährt als Lohn das Bewußtsein, wieder ein gutes Theil unumstößlicher und noch dazu höchst brauchbarer Sätze zu unverlierbarem Eigenthum gewonnen zu haben; und je weiter sie kommt, mit um so größerer Zufriedenheit sieht sie auf den Umfang menschlicher Erkenntniß, und, wie wir's doch fast in allen Dingen so herrlich weit gebracht, hin. Der Jünger solcher Wissenschaft ist berechtigt zu einem nie zu großen Selbstgefühl; ihm liegen die Höhen und Tiefen menschlicher und göttlicher Weisheit gleich klar vor Augen, er mag sich rühmen, daß an ihm der Wunsch in Erfüllung gegangen sei, mit dem Mephistopheles den strebsamen Neuling entläßt: eritis sicut deus scientes bonum et malum.

Dieser Weise zu studiren steht eine andere gegenüber, die auch das Alles weiß und dankbar aufnimmt, die aber bei jedem Räthsel, was sie löst, wenigstens zwei neue findet, die sie nicht lösen kann. Dies begegnet ihr um so mehr, als sie sich nicht mit einem Worte hilft, mit einer Phrase, um ihre Unwissenheit zu decken, und Anderen oder vielleicht auch sich selbst zu verbergen was sie nicht weiß, sondern sich aufrichtig gesteht, wie auch bei dem Gewöhnlichsten, Bekanntesten eine Reihe von nicht zu umgehenden Fragen ungelöst bleiben; ihr Resultat ist, daß unser Wissen Stückwerk ist. Und das will ihren Jüngern schier das Herz verbrennen. Wie sollte es auch nicht die schmerzliche Einsicht thun, die sich zuletzt überall sagen muß, daß wir nichts wissen können? —

Diese traurige, demüthigende Erfahrung von der Endlichkeit und Beschränktheit aller menschlichen Erkenntniß ist es, die Sie nach meinem Wunsche oft machen und zu machen suchen sollen. Glauben Sie mir, so lange diese Erfahrung Ihnen noch fremd ist, so lange sind Sie auf der Oberfläche der Gegenstände, mögen sie sein, welcher Art sie wollen, stehen geblieben, so lange sind Sie über eine schülerhafte Betrachtung noch nicht hinausgekommen. Nicht der kann sich rühmen, als ein Sprachforscher den Homer zu verstehn, der dem Lexion glaubt, daß dieses Wort diese, und jenes jene Bedeutung hat, daß dieses Zeitwort in dem einen Falle die eine, und in einem andern eine andere Construction erfordert, sondern nur der besitzt das volle Verständniß des Dichters, der die Bildung und Entstehung der Wörter und den Geist der griechischen Sprache und ihrer Gesetze so weit ergründet hat, daß er einsieht, an einer gewissen Stelle

können die einzelnen Ausdrücke nur diesen und keinen anderen Sinn haben, der das Einzelnste und das Allgemeinste gleich gut kennt. Sie alle verstehen den unsterblichen Dichter, so weit es nach Ihren bisherigen Sprachstudien der Fall sein kann; wollten Sie aber diesen Maßstab an Ihr Wissen legen, so würden Sie alle bald eingestehen, daß Sie am Anfange der hier zu machenden Forschungen stehen geblieben sind, und Sie würden überall die für Sie noch ungelösten Räthsel herausfinden. — Dasselbe erfahren die Meister der Wissenschaft, mögen sie auch noch so tief eindringen.

Die neuere Physiologie hat, indem sie das Auge durch vortreffliche Instrumente und eine nicht minder hochzuachtende Kunst der Beobachtung bewunderungswürdig schärfte, die einzelnen Gewebe des menschlichen Körpers und ihre Thätigkeiten in einer Weise durchforscht, von der unsere Vorfahren vor fünfzig bis hundert Jahren kaum eine Ahnung hatten; aber je größer der Meister ist, um so bereitwilliger gesteht er es ein, daß das unergründliche Gesetz des Lebens und jeder organischen Bildung gleichsam nur in innerlichere, entferntere Regionen sich zurückzuziehen veranlaßt worden ist, in denen es durch die Namen Galvanismus, Magnetismus, Elektricität, Od und Chemismus zwar benannt, aber nicht erklärt wird.

Gewiß, es hat etwas Demüthigendes für den strebenden Geist, wenn er so überall wahrnimmt, daß er von Schranken umgeben ist, die er vergebens zu überschreiten sich abmüht, und daß der am weitesten vorgeschritten ist, der diese Gränzen seines Wissens nicht nur an einer Stelle, sondern an möglichst vielen seiner Forschungen erkannt hat. Aber diese Erfahrung hat auch etwas überaus Heilsames. Sie ermahnt einen Jeden, der sie macht, zunächst nothwendig zur Bescheidenheit im wissenschaftlichen Urtheile, dem schönsten Kennzeichen einer höheren menschlichen Bildung; denn wie viel er auch mehr wissen mag, als seine Umgebungen, auch ihm bleiben Probleme gestellt, zu denen er als hoch über ihm erhaben, eben so hinaufzusehen genöthigt ist, wie andere zu der Höhe hinaufsehen, die er ihnen erklommen zu haben scheint. Diese Erfahrung warnt ihn ferner vor Selbstgenügsamkeit; denn wie könnte er je meinen, genug geforscht zu haben, da er sich sagen muß, wie er auf den Schultern der Vorgänger stehend sie übertroffen hat, so werden Andere auch ihn weit hinter sich zurücklassen! Je mehr ihm gelungen ist, um so mehr bleibt ihm zu thun übrig und durch das Gewonnene möglich. Diese Erfahrung lehrt ihm endlich die rechte Demuth, wenn er erkennt, wie überschwänglich die Macht und wie unergründlich die Weisheit Gottes ist. Und sollte er nicht, wenn er diese Endlichkeit und Beschränktheit des menschlichen Wissens erkennt, sich auch im Leben veranlaßt fühlen, nicht die Verhält-

nisse der Erde nach menschlicher Weisheit, aber wider die ewigen Gesetze Gottes zu ordnen und zu bestimmen? nicht seinen Willen über Gottes Willen zu setzen?

Nicht minder wünschenswerth ist es, wie mir scheint, für den Studirenden, die Unzulänglichkeit menschlicher Geisteskraft an sich zu erfahren. Diese Erfahrung ist in so fern mit dem oben besprochenen nothwendig verbunden, als sich theils Jeder bei fortgesetzten eigenen Forschungen leicht überzeugen wird, daß der Grund, warum er eine fruchtbare Wahrnehmung oder Entdeckung in dem Gebiete der Wissenschaften erst jetzt und nicht schon früher gemacht hat, sehr häufig in mangelhafter Auffassung des von Anderen Geleisteten, oder in oberflächlicher Betrachtung oder in einseitigem Verharren auf einem einmal betretenem Wege, nicht aber in der Unergründlichkeit der Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu suchen war; theils gelingt es Jedem, Irrthümer und Mängel in den früheren Untersuchungen, theils den eigenen, theils denen Anderer aufzufinden. Aber die Schwäche menschlicher Denkkraft zeigt sich auch leicht, wenn wir aufrichtig den kleinen Theil Einer Wissenschaft, den wir im besten Falle beherrschen, dem Umfange der gesammten Wissenschaft, den kleinen Kreis, den der Einzelne übersieht, der Mannigfaltigkeit und Ausdehnung der der Betrachtung würdigen Kreise gegenüberstellen. Eben dahin führt die Wahrnehmung, wie Jeder oder fast Jeder nur zu Einer Form der Untersuchung besonders geeignet ist, wie aber eine andere, die vielen Anderen mehr oder weniger gelingt, ihm fast unzugänglich ist. Und wer kann seinem Geiste überhaupt auf eine längere Zeit als höchstens der kurze Zeitraum eines Tages ist, die nöthige Spannkraft verleihen? wer bedarf nicht bald der Ruhe und der Erholung? hemmt nicht bei den Meisten, ich will nicht sagen eine Krankheit, sondern ein vorübergehendes Leiden vielleicht nur eines Nerven, fortgesetztes ernsteres Nachdenken? sind nicht die Meisten oft genug außer Stande, auch bei völliger Gesundheit einen wissenschaftlichen Gedanken zu verfolgen, weil irgend ein Gegenstand sie zerstreut? Wie unzulänglich ist unsere Geisteskraft also gegenüber den großen Aufgaben, welche die Wissenschaft uns in allen ihren Theilen unaufhörlich stellt! Dies kann nur der nicht inne werden, der niemals ernst zu studiren versucht, oder der, wenn dies möglich wäre, sich selbst so wenig zu beobachten vermag, daß ihm auch dies entgeht. Wer es aber wahrnimmt, der kann es nur mit schmerzlicher Beschämung inne werden, wie ohnmächtig er ist.

Aber diese traurige Erfahrung ist für Jeden eine sehr heilsame. Denn sie wird und muß ihn antreiben die guten Stunden um so mehr zu nützen, weil er nicht weiß, wie bald böse kommen, in denen er willig, aber zu schwach ist. Wenn die Gebiete der Wissenschaft so groß sind, so

wird er sich dadurch veranlaßt fühlen, sich vor der in neuester Zeit so gewöhnlichen Unordnung des Studiums zu hüten, und mit Vermeidung des zwar Lockenden aber nicht Förderndem sich auf das Wesentliche zu beschränken. Und wenn der Geist dem Irrthume so leicht und so vielfach unterworfen ist, sollte ihn dies nicht antreiben, durch ruhiges, gründliches, unablässiges, eifriges und angestrengtes Arbeiten die Schwäche der menschlichen Kraft etwas auszugleichen?

Darum suchen Sie auch diese bittere Erfahrung oft zu machen; ist sie Ihnen eine bittere, so werden Sie dieselbe nie machen, ohne eben diese Kraft gestärkt und vermehrt zu fühlen.

Es ist eine schöne Sache um die Gewißheit und die Zuversicht eines menschlichen Gemüthes. Gewißheit und Zuversicht im Glauben, in der Religion, in dem Bewußtsein dessen, was recht und gut ist, in dem Vertrauen auf die, die wir lieb haben, ist ein unschätzbares Gut; — und sie ist nicht minder werthvoll in der Wissenschaft. Aber der Weg zu dieser Gewißheit führt nur durch den Zweifel, und diesen in den Jahren, die Sie zunächst den Wissenschaften widmen werden, zu suchen, nicht zu vermeiden, ist mein dringender Rath, so unbefriedigend, unbehaglich, schmerzlich es auch ist zu zweifeln. Denn wie es ein angenehmes Gefühl ist, eine Reihe von mathematischen Sätzen inne zu haben, weil an ihnen nichts abzudingen ist, so wünschen wir alle, auch die anderen Wissenschaften auf einen solchen Canon zurückzubringen; wir fühlen uns aber auf das unangenehmste berührt, wenn über irgend einen wichtigen Satz uns zwei Ansichten entgegentreten, beide mit scheinbar guten Gründen bewährt, beide uns an sich lockend, und wir in der Mitte stehend, ungewiß wohin wir uns wenden sollen. Sie können das leicht vermeiden. Alle Wissenschaften lassen eine zwiefache entgegengesetzte Betrachtung zu. Geben Sie sich einer dieser Betrachtungen von vorn herein ganz hin, und es könnte Ihnen leicht begegnen, daß Sie Ihre ganze Universitätszeit von ernsten Zweifeln über die Mehrzahl der Hauptstreitpunkte unberührt bleiben. Aber gesetzt, das glückte Ihnen. Wer steht Ihnen dafür, daß, nachdem Sie sich so gewöhnt haben, in Eine Theorie und ihre Consequenzen sich gefangen zu geben, daß nicht die Zweifel, deren Lösung und Vermittelung Sie nicht gelernt haben, als Zeit und Gelegenheit dazu war, später erwachen? Und sie erwachen gewiß dann am ersten, wenn Sie zu ihrer Lösung am wenigsten geneigt und geeignet sind, wenn Sie unbeirrt durch Theorien die Anwendung dessen machen sollen, was Sie gelernt haben! Das Leben steht zwischen den Theorien; wie wollen Sie die rechte Mitte finden, wenn Sie nur eine von beiden kennen gelernt haben? Ja, ich kann gar nicht behaupten, auch nur die eine gründlich zu kennen, wenn ich ihre Gegnerin bei mir nicht habe zu Worte kommen lassen. Sie

wissen, daß das Christenthum ist eine Kraft selig zu machen, Alle die daran glauben; daß aber Jeder an sich selbst seine Kraft erst muß erfahren haben, ehe er von ihr zeugen kann. Aehnlich scheint es mir mit jeder Wissenschaft in ihren höchsten Principien zu sein. Sie wollen von einem Jeden besonders verarbeitet sein, ihre Kämpfe muß Jeder für sich durchgekämpft, ihre Gegensätze muß er in sich überwunden haben; sonst hat er ihre Leben gebende Kraft nicht in sich. Sie können nimmermehr hoffen, zu diesem erwünschten Ziele zu kommen, und die erwärmende Kraft jeder wahren Wissenschaft zu fühlen, wenn Sie den Zweifel in den Jahren von sich gewiesen haben, wo die Kraft der Jugend und die Beweglichkeit des Geistes Sie besonders geeignet macht, den Keinem zu erlassenden Kampf durchzukämpfen.

Möchte es mir gelungen sein, in Ihnen, geliebte Jünglinge, durch meine Worte den Wunsch und das lebhafte Verlangen erregt zu haben, sich diesen herben Erfahrungen eines wahren Studiums nicht zu entziehen. Der schönste Erfolg wird gewiß nicht ausbleiben. Sie haben das Feld Ihres Geistes mit Mühe und Arbeit bestellen lernen, und Sie haben schon manche schöne Blüthe auf dem so bestellten Acker verblühen sehen. Versäumen Sie nicht, Ihrem Geiste die unerläßliche Pflege auch ferner zu widmen. Bisher haben sorgsame Lehrer Sie zu dieser Pflege angehalten; in Zukunft muß das Beste von Ihnen selbst ausgehen. Glauben Sie mir, der anmuthigste Weg ist nicht der sicherste, auch nicht der nächste; er könnte Sie weit abführen von ihrem Ziele.

So gehen Sie denn in Gottes Namen, begleitet von den besten Wünschen und von guten Hoffnungen dieser Anstalt und den Männern, die jetzt an ihr lehren. Zu den vielen Verpflichtungen, welche Sie von jetzt an auf sich nehmen, gehört auch die, dem Gymnasium, was Sie gebildet hat, nicht nur ein treues und dankbares Andenken zu bewahren, sondern dieses Andenken auch dadurch zu bethätigen, daß Sie durch Ihr ganzes Leben die Wege der Sittlichkeit und der Wissenschaft gehen, auf die Sie hier hingeleitet worden sind, daß auch Sie sich dem großen Kreise ehrenwerther Männer anschließen, welche auf diese Räume als die Pflanzstätte dessen, was Ihnen ihren Werth giebt, dankbar hinsehen.

Zur Entlassung am 3. April 1852.

Ueber die Blasirtheit.

Die Weisheit und Allmacht Gottes hat Allem, was er erschaffen hat, ein so bestimmtes Ziel gesetzt, Alles in der Natur hat so bestimmte feststehende Formen, daß wir bei den Gegenständen, welche wir häufiger sehen, leicht unterscheiden und aussprechen können, ob ihre Bildung eine mehr oder weniger vollkommene sei, ob das Thier, die Pflanze, der Stein sich normal entwickelt habe, oder nicht. Finden wir die Bildung weniger vollkommen als sonst, so können wir das wohl bedauern, z. B. wenn wir ein mißgebildetes Thier, eine verkrüppelte Pflanze, einen halbentwickelten Krystall wahrnehmen, aber wir machen daraus in den seltensten Fällen und nur zuweilen innerhalb des Thierreichs uns oder Anderen einen Vorwurf. Anders ist es innerhalb des Menschengeschlechts, sowohl in körperlicher als in geistiger Hinsicht. Wir sehen verkrüppelte Menschen, meist nicht nur mit dem Gefühl des innigsten Bedauerns, sondern auch mit dem mehr oder weniger lebhaften Bewußtsein einer Anklage gegen die, deren Vernachlässigung oder Unklugheit oder Unerfahrenheit, oder Bosheit wir das Abweichen von der natürlichen Bildung des Körpers zuschreiben zu müssen glauben. — Ein Mensch aber, der eine geistige Verbildung erfahren hat, erweckt jeden Einsichtigen und Fühlenden zur lebhaftesten Theilnahme, daß er von seinem Urbilde so weit hat abgelenkt werden können. Wenn solche Verbildungen nicht immer ganz gleich auch innerhalb desselben Volkes, ja innerhalb desselben gesellschaftlichen Kreises beurtheilt werden, so scheint das darin seinen beklagenswerthen Grund zu haben, daß die Urtheile der Meisten in vielen Dingen von der Mode sehr abhängig sind, oder von den einmal als gültig angenommenen Meinungen; weil sie Viele um sich her eine gewisse Richtung in geistiger Bildung nehmen sehen, so gewöhnen sie sich daran, diese Richtung als

eine berechtigte zu betrachten. Die Geschichte der menschlichen Gesellschaft bietet dafür viele traurige Beispiele dar. Kein Zeitalter ist davon frei; auch die Gegenwart nicht.

Im Begriffe, von der Anstalt sieben Jünglinge zu entlassen, deren Wohl mir zum Theil seit einer langen Reihe von Jahren am Herzen liegt, und auch dann ein Gegenstand meiner lebhaftesten Theilnahme sein wird, wenn ich nichts mehr für sie habe, als meine besten Wünsche, fühle ich daher das lebhafte Verlangen, sie durch ein gut gemeintes Wort in der letzten Stunde, wo sie Schüler sind, vor einer Verbildung zu warnen, die ihr Glück trübt, oft für immer stört, und jeden edlen Menschen, der es wohl mit ihnen meint, mit dem lebhaftesten Bedauern erfüllt.

Die Worte: ein junger Mann, bezeichnen eine solche Verbindung von löblichen Eigenschaften, daß wir kaum durch eine andere Bezeichnung mehr zu sagen wissen. Zunächst denken wir dabei an eine Fülle von körperlicher Kraft, die sich ausprägt in einem schönen gleichmäßig entwickelten Körper. Er ist ein Bild der dauerhaftesten Gesundheit, Alles in seinem Aeußern zeigt, daß in ihm das frischeste Leben pulsirt. Weil die menschliche Gestalt nie schöner ist, als bei dem wohlgebildeten kräftigen Jünglinge, so hat die griechische Kunst sich vielfach bemüht, dieses Lebensalter darzustellen, und eine Reihe von Gestalten hervorgebracht, die, so verschieden sie auch in sich sind, von dem jungen Bachos bis zum Apollon und Ares hin, bei aller Mannigfaltigkeit doch nur Verkörperungen der Idee des Jünglings sind. Aber auch die geistige Eigenthümlichkeit eines wohl gebildeten Jünglings ist eine preiswürdige. Sein Busen glüht für alles Große, Schöne, Herrliche, und weil er dafür glüht, so möchte er es auch überall in's Leben einführen. Im Bewußtsein seiner frischen Kraft hält er fast nichts für unmöglich; ängstliche Vorsicht und Klugheit hält ihn nicht ab, sich auch an dem Schwersten zu versuchen, wenn er glaubt, daß dadurch sein Ideal verwirklicht werden kann. Gewiß, es giebt nichts Erquicklicheres, als einen jungen Mann zu sehen, der kann, was er will, und will, was er soll. Selbst die Lebenslust, die sich die Sorgen leicht abwehrt, die genießen will, was das Leben in edler Weise erheitert, selbst der Uebermuth, der sich über beengende Mode und Gewohnheit wegsetzt und meint, jetzt habe er dem Leben einen neuen Schwung zu geben, steht ihm, wenn die feine Grenze, welche die Sittlichkeit zieht, nicht überschritten wird, wohl an.

Man sagt, die Zahl solcher junger Männer sei jetzt merklich geringer, als noch vor einem Menschenalter; und ich glaube, man hat nicht Unrecht so zu sagen. Sonst zog der Student mit dem Tage, wo er diesen Namen zu führen ein Recht erhielt, in das Land seiner Wünsche,

in das Land der goldenen Freiheit ein. Auch jetzt begrüßt wohl jeder Jüngling den Tag mit Freuden, an welchem er aus der Enge des Gymnasiallebens entlassen wird; aber kaum ist ihm ein Jahr auf der Universität entflogen, so richten sich bei nicht wenigen ihre Wünsche sehr lebhaft auf die sonst so gering angesehene Zeit des bürgerlichen Lebens, in das sie am liebsten schon vor Beendigung des Trienniums eintreten möchten, wenn nicht die Gesetze und die vor der Schwelle desselben stehenden Prüfungen den Eingang in dieses Land wehrten. Eine Begeisterung für Poesie, Kunst und Wissenschaft ist vielen sehr fremd; sie widmen sich im besten Fall ihrem Fach mit anerkennungswerthem Fleiß; aber wenn sie nicht diese oder jene Rücksicht auf äußerliche Verhältnisse, oder eine gewisse Abneigung abhielte, sie könnten eben so gut eine andere Facultät wählen, als die sie gewählt haben. Begeisterung für die gewählte, oder für die Wissenschaft überhaupt kennen viele nicht. Sie erkennen an hervorragenden Werken der Kunst und Wissenschaft manches Gute an, aber noch viel mehr wissen sie von den Mängeln, die sie bemerkt haben, zu sagen; sie finden die Auffassung dürftig, die Ausführung unzulänglich. Sie sehen überhaupt überall die Beschränktheit des menschlichen Wissens und Könnens. Anstatt des hohen Ziels, was vor ihnen steht, nehmen sie nur die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden wären, wahr; sie berechnen mit Bedenklichkeit, wie man sie nur bei dem schwachen Greise finden sollte, die Unzulänglichkeit ihrer Mittel. — In den Genuß des Lebens aber stürzen sie mit einer Hast, als müsse in wenigen Monaten aller Reiz von ihnen empfunden werden; und sie kommen in kurzer Zeit so weit, daß sie den übel verstandenen Ausspruch des Horatius nil admirari und den trostlosen Satz des Königs Salomo: Alles ist eitel, zu vereinigen und zu ihrem Wahlspruch zu machen scheinen. Wie könnte, selbst wenn sie dabei des Wortes des Apostels eingedenk bleiben: Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist — und ich will es nicht für möglich halten, daß einer der Jünglinge, die die Pflege dieses Gymnasiums genossen haben, dies je vergessen könnte — wie könnte mit einer solchen Ansicht von dem Leben und von Allem, was unser Leben reich und schön machen kann, Frische des Körpers verbunden bleiben? — Das trübsinnige, verdrossene, launische Wesen vieler junger Männer spricht nur zu sehr dafür, daß diese Schilderung nicht übertreibt.

Daß dieser Zustand ein sehr trauriger ist, wird von Niemandem geläugnet werden. Er ist es zunächst für die, die in ihm sich befinden. Dies bedarf wohl keines Beweises. Sie beklagen laut und oft ihre Stimmung oder vielmehr ihre Verstimmung, den Mangel an Lust, an Freude. Er ist aber nicht minder traurig für die, welche mit ihnen

leben. Die Eltern, welche in die trüberen, zum Ernst geneigten Jahre gekommen sind, hoffen auf ein neues, frisches Leben in ihren Söhnen; sie haben aber, anstatt von ihnen Aufheiterung zu empfangen, nur darauf zu denken, wie sie die frühzeitigen Falten von ihrer Stirn zu verscheuchen im Stande sein möchten. Auch in dem großen Haushalte des staatlichen Lebens ist auf ihre junge, frische, rüstige Kraft, auf ihren ungebeugten Muth gerechnet. — Es ist unnatürlich, wenn ein Kind altklug ist; aber es ist nicht minder unnatürlich und darum schädlich, wenn ein junger Mann, statt die Stütze der älteren zu sein, von ihnen Anregung und geistige Unterstützung beansprucht. Und was wollen diese jungen Greise denen sein, die in einem Menschenalter dastehen werden, wo sie jetzt stehen?

Aber so leicht es ist, diese unerfreuliche Erscheinung als solche zu erkennen, so schwer ist es, die Ursachen zu bezeichnen, aus denen sie besonders hervorgeht. Als ein Hauptgrund, warum der frische, frohe Lebensmuth so zeitig gebrochen werde, oder sich gar nicht entwickeln könne, werden häufig die schwierigen Prüfungen genannt, die einen ungetrübten Genuß und eine heitere Anschauung der Universitätsjahre fast unmöglich machen. Es ist zuzugeben, daß die Forderungen des Staates an seine künftigen Beamten höher sind, als vor fünfzig Jahren, daß namentlich mehr Kenntnisse gefordert werden. Aber man vergißt, daß das Lernen heut' so sehr viel gegen früher erleichert ist. Es konnte am Anfange dieses Jahrhunderts keinem Lehrer einfallen, mit Tertianern den Homer zu lesen, weil auch nicht Ein Schüler einer mittleren Gymnasialklasse, auch der begabteste nicht, im Stande war, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich nur auf zehn Verse vorzubereiten. Und welche Wege wurden damals die Knaben und Jünglinge oft geführt, um Mathematik, — welche, um Latein zu lernen? Dasselbe gilt von allen Wissenschaften ohne Ausnahme. Es dürfte daher damals auf Schulen und Universitäten ein merklich größerer Fleiß nöthig gewesen sein, um das geringere Maß von Kenntnissen zu erwerben, als jetzt aufzuwenden sind und aufgewendet werden, um das größere sich zu eigen zu machen.

Scheinbarer ist die Behauptung, es sei der neueren sophistischen Philosophie zuzuschreiben, daß bei ihrer dialektischen Zersetzung aller Begriffe Begeisterung für Großes und Edles nicht möglich sei oder nicht lange bestehen könne. Aber diese Behauptung ist darum um nichts wahrer. Denn, so weit meine Kenntniß dieser Verhältnisse geht, sind die höheren philosophischen Collegia, in denen von Dialektik die Rede ist, und in denen vermeintlich die Alles zersetzende Kritik geübt werden soll, zu keiner Zeit seit Kant so selten zu Stande gekommen und so leer gewesen als jetzt; und wenn auch der Abweg, auf den einzelne Jünger der neueren

Philosophie gekommen sind, weder geleugnet, noch irgendwie beschönigt werden soll, so ist es doch nicht erlaubt, ihnen so ohne Grund einen so großen Einfluß beizulegen. Vielleicht hat die neuere Poesie und die politische Tagesschriftstellerei hier mehr Schuld als die Philosophie.

Wollte man aber sagen, in dem jetzigen kritischen Zeitalter werde der Jüngling gewöhnt, au Alles sein Secirmesser zu legen, und nach Mängeln zu suchen, so glaube ich auch das nicht zugeben zu können. Die Kritiken von Schiller, den Gebrüdern Schlegel, Wilhelm von Humboldt über Goethe's und Anderer Werke waren viel gründlicher, eingehender, schärfer, als Alles, was die neuere Kritik aufzuweisen hat; aber freilich sie waren auch unbefangenere, und fanden unbefangenere Leser. Mangel an Unbefangenheit aber ist ein sittlicher Mangel, für den Jeder die Schuld selbst trägt.

Endlich soll die Abgestumpftheit der Jünglinge gegen einen anmuthigen Lebensgenuß aus der Ueberreizung durch die Menge der gebotenen und angenommenen Genüsse hervorgehen. Die Leichtigkeit und die Wohlfeilheit des Reisens, die Verbreitung einer Menge von Annehmlichkeiten des Lebens bis in die kleinen Städte, die Wohlfeilheit vieler sonst theuren oder seltenen Genüsse geben, so sagt man, dem jungen Manne jetzt Gelegenheit, und machen es ihm möglich, in jüngeren Jahren viel mehr zu sehen, zu erfahren, zu genießen, als sonst, und überreizen ihn; es folgt daher nothwendig bald eine Zeit der Erschlaffung. Wie sollten die nicht geringschätzig auf den Reiz des Lebens sehen, die im fünfundzwanzigsten Jahre mehr davon kennen gelernt haben als ihre Väter bis zum fünfzigsten! — Ich will zugestehen, daß diese Folge aus jener Ursache hervorgeht, aber ich bestreite, daß die Schuld daran, daß dem so ist, in der Zeit liege. Zu Anfang dieses Jahrhunderts boten sich dem jungen Manne in den Universitätsstädten vielleicht weniger mannigfaltige, aber um so mächtigere Verlockungen dar, da ihm in diesen Städten im Vergleich mit den Verhältnissen der Vaterstadt sich eine neue und um so gefährlichere Welt aufthat, als damals die häusliche Zucht um so stärker und strenger und die Sittenzucht in den Universitätsstädten viel weniger streng als jetzt war, die öffentliche Meinung und das Herkommen auch Vieles zuließ, was jetzt nimmer zugelassen wird.

Wenn nun damals dennoch viele Jünglinge diesen Reizungen widerstanden und sich dadurch vor dem Abgestumpftsein bewahrten, so kam dies daher, daß sie sich selbst mehr zügelten und Maß hielten. Heute das Gleiche zu thun, dazu gehört, wie ich überzeugt bin, weniger Festigkeit des Willens, weniger Charakter, als damals. Aber diese beiden schönen Eigenschaften scheinen mir oft zu fehlen, und dann muß freilich ein überreicher, vorzeitiger Genuß jene schmerzliche Folge haben. Es ist eine all-

gemeine Klage, daß die Neigung zu Uebergriffen über das durch die Natur oder das Gesetz einem Jeden angewiesene Gebiet sehr weit verbreitet sei. Ich finde einen Beweis dafür auch in diesem Falle. Wenn die Jünglinge, statt ihrem schönen Ziel nachzustreben und sich ganz dem Studium der Wissenschaften zu ergeben, lieber Politik und weltverbessernde Pläne verfolgen, wenn sie statt eines heiteren, unbefangenen, einfachen Lebensgenusses einen möglichst zusammengesetzten und mannigfaltigen suchen, so sollen sie sich nur nicht beschweren, wenn aus solchem Samen eine entsprechende bittere Frucht: Unzufriedenheit mit ihrer Lage, ja Ekel des Lebens hervorkömmt.

Was nun aber den Hauptmangel anlangt, daß so viele Jünglinge mit Ausnahme etwa einer politischen Idee für nichts Höheres, weder für Poesie, noch für Kunst, noch für Wissenschaft, selbst nicht für die von ihnen gewählte erglühen, nicht dafür begeistert sind, daß sie überall die Unzulänglichkeit des menschlichen Wesens zu erkennen meinen, so glaube ich alle diese Folgen auf den Quell zurückführen zu müssen: sie haben keine Achtung vor der Wissenschaft; sie achten sie aber nicht, weil sie sie nicht liebgewonnen haben, sie können sie nicht liebgewinnen, weil sie ein ernstliches, gründliches, lang fortgesetztes Studium scheuen. Bei den vielen jetzt vorhandenen Hilfsmitteln für allgemeine und encyklopädische Bildung ist es jetzt leichter als ehedem, eine Menge von Kenntnissen, von Resultaten dessen, was Andere erforscht haben, aufzuraffen, sich äußerlich anzueignen und sich dessen so zu bedienen, daß es für den Halbgebildeten den Anschein hat, als habe der Sprechende ein sehr umfassendes und gründliches allseitiges Studium gemacht. Man vergißt nur zu oft ganz und gar, daß ein wahrer geistiger Besitz nur durch eigene angestrengte Arbeit errungen und gewonnen werden kann, daß Niemand so viel werth ist als er weiß, sondern nur als er kann. Je mehr wir uns erarbeiten, um so mehr werden wir auf der einen Seite einsehen, wie wenig wir wissen und wie viel uns noch fehlt, und um so mehr werden wir auf der andern Seite uns des Grundes bewußt werden, auf dem unser Wissen beruht, um so mehr werden wir die innere Nothwendigkeit unserer Erkenntniß begreifen. Wenn dadurch unsere Liebe zu der Wissenschaft wächst, so wird auch die Achtung vor ihr zunehmen. Wer aber die Wissenschaft achtet, der kann wohl innere neue Zweifel zu bekämpfen haben, aber er kann an ihrem Werthe selbst nicht irre werden.

Das Alles ist nun zwar Euch allen, geliebte Jünglinge gesagt, so Viele sich dasselbe anzueignen vermögen, und ich hoffe und wünsche, daß dies allen Mitgliedern der ersten Klassen nicht schwer werden möge, aber doch keinen so sehr, als denen, die ich jetzt zum letzten Male als meine Schüler anrede, die zunächst in die Lage kommen, davon eine Anwendung

zu machen. Machen Sie mir nicht den Schmerz, wenn ich Sie nach Jahren wieder zu sehen die Freude habe oder von Ihnen höre, wahrnehmen oder vernehmen zu müssen, daß auch Sie sich um den Genuß der schönsten Jahre Ihres Lebens mehr oder weniger gebracht haben, daß auch Sie, die von Ihren Lehrern sorgfältig für den Genuß des Edelsten, was der Mensch außer der Religion hat, vorbereitet worden sind, aus dem süßesten Quell nichts als Säure und Bitterkeit geschöpft zu haben sich anklagen müssen. Es giebt gegen diese Gefahr keine anderen ausreichenden Mittel als die angegebenen, im Genuß einzuhalten und in der wissenschaftlichen Arbeit auszuhalten. Das Gymnasium hat Sie in der Arbeit geübt, zur Achtung vor der Wissenschaft erzogen, es hat Sie höhere Genüsse kennen lehren als die sinnlichen. Machen Sie die Erziehung Ihrer Lehrer nicht an sich selbst zu Schanden, und bleiben Sie dessen eingedenk, was einer von Ihnen in seinem und Ihren Namen vor so vielen ehrenwerthen Zeugen in dieser feierlichen Stunde versprochen hat.

Zur Entlassung am 8. April 1854.

Goethe's Spruch vom Sterben und Werden.

Die größten Dichter aller Zeiten entlehnen den schönsten Schmuck für ihre Dichtungen aus der Alle umgebenden Natur. Bei keinem ist dies so leicht zu beobachten als bei dem Vater der Dichtkunst, dem Homer; die Schnelligkeit des Vogels, die Wildheit des Löwen, die Emsigkeit der Biene und der Ameise, die oft so unbequeme Hartnäckigkeit der Fliege, der tausendfache Wechsel der Welle, der heitere wie der wolkenbedeckte Himmel, der laue Zephyr und der brausende Nordsturm, bieten ihm den Stoff zu den mannigfaltigsten, schönsten, treffendsten Vergleichungen. Und die Cedern des Libanon, wie das Gras auf dem Felde, die Flügel der Morgenröthe, wie der leuchtende Himmel der Mitternacht müssen den heiligen Sängern der Bibel nicht minder dienen, wenn auch die Anwendung dieser Bilder zu einem anderen Zwecke und in einer anderen Weise gemacht wird, gemäß der verschiedenen Naturanschauung der Juden. Aber neigen auch viele Dichter zu einer liebevollen Betrachtung der Natur, so haben doch, so viel ich weiß, nur wenige dieselbe zum Gegenstande eines ernsten Studiums gemacht. Das Gemüth des Dichters muß zu idealer Anschauung, zu phantastischem Fluge bereit und befähigt sein, das Studium der Natur scheint vorzugsweise eine ruhige Betrachtung, fast möchte ich sagen eine nüchterne Erwägung und Abwägung des Einzelnsten zu bedürfen. Wenn wir daher von dem großen Arzte Albrecht von Haller absehen, der zugleich ein begabter Dichter war, so finden wir unter den Classikern unseres Volkes wohl nur bei Goethe diese eigenthümliche Verbindung, und er hat sie bewahrt sein ganzes Leben hindurch, und die scheinbar so getrennten Gebiete gepflegt bis in das höchste Alter. Mögen auch manche der von ihm gewonnenen Resultate auch nur in beschränktem Maße von den Männern der Wissenschaft Anerkennung gefunden

haben, daß er ein bedeutender Naturforscher zu nennen sei, gestehen auch die zu, welche seine Theorie der Farben nicht billigen. Sehr merkwürdig ist mir immer der Einfluß erschienen, den diese Liebe zur Natur auf seine Dichtung gehabt hat. Werther's Leiden stehen durchaus auf dem Boden einer hingebenden Naturbetrachtung und sind überall durchweht von dem Hauch des tiefsten Naturgefühls. Aber auch mehrere seiner schönsten und frühesten Balladen, der König von Thule, der Fischer, der Erlkönig verdanken ihre Entstehung dem Bestreben, eine Naturanschauung in Worten gleichsam zu verkörpern, und viele andere kleine Gedichte wie die berühmten Verse die überschrieben sind Wanderers Nachtlied: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh, In allen Wipfeln spürest du Kaum einen Hauch; Die Vögelein schweigen im Walde. Warte nur, balde Ruhest Du auch", sind unmittelbar unter dem frischesten Natureindrucke geschrieben. In den späteren Jahren tritt dem höheren Alter gemäß das Bestreben hervor, innerlichere Erfahrungen in gnomischer Form auszusprechen. — Worte dieser Art sind es, welche ich ausgewählt habe, um an sie den letzten Rath zu knüpfen, den ich einigen Jünglingen, die heut' von diesem Gymnasium zur Universität abgehen, als Lehrer zu geben habe. Das Gedicht, zu dem sie gehören, erzählt, was ein Jeder von uns sehr oft gesehen hat, und fast an jedem warmen Sommerabend sehen kann. Nichts nämlich irrt die Nachtschmetterlinge so sehr auf ihren Wegen, als ein Licht; kommen sie in sein Bereich, so lassen sie sich durch nichts von demselben abhalten. Man verscheucht sie in das ihnen sonst so bequeme Element der nächtlichen Dunkelheit, aber nur für kurze Zeit; sie kommen wie von unwiderstehlicher Gewalt, wie von einer geheimen Sehnsucht gezogen, immer wieder in die Nähe der leuchtenden Flamme zurück, sie umkreisen dieselbe immer von neuem, immer enger und enger, und gleichsam von dem Verlangen getrieben, das Wesen des Lichtes ganz zu ergründen, achten sie der drohenden Gefahr nicht, und finden zuletzt ihren Tod in den Flammen.

Diesen einfachen Vorgang schildert Goethe in einem Gedichte seines westöstlichen Divans, welches er „selige Sehnsucht" überschrieben hat.

Sagt es Niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet; —
Das Lebend'ge will ich preisen
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung.
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsterniß Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.

Mir scheint die Anschaulichkeit der Schilderung wie die unbeschreibliche

Schönheit der Sprache gleich groß zu sein. Daran schließen sich folgende freilich viel schwerere Zeilen:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Diese Worte erinnern jeden mit dem neuen Testamente vertrauten Bekenner unserer christlichen Religion an die apostolischen Worte in dem Römerbriefe, Röm. 6. 11, wo eine längere Belehrung darüber, daß wir mit Christo gekreuziget und gestorben sind und nun auch mit ihm leben sollen, mit den Worten endigt: also auch ihr, haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid, und lebet Gott in Christo Jesu, unserem Herrn. Allein wenn auch Goethe viel reicher in christlichem Denken und an christlichen Erfahrungen ist, als die meisten unserer Dichter, ja wenn ich auch zugeben will, daß seine christliche Erkenntniß wesentlich dazu beigetragen hat, dem Gedanken gerade diese Fassung zu geben, so hat es dem Dichter doch fern gelegen, einen religiösen Gedanken, den das neue Testament so viel schöner und bestimmter ausspricht, in Verse zu bringen. Er wollte, wie mir scheint, eine Regel für geistige Bildung, die er aus seiner eigenen Entwickelung, aus seiner Erfahrung heraus als wahr erkannt hatte, an die Beobachtung des an den Sommerabenden so gewöhnlichen Vorgangs anschließen.

Aber es läßt sich nicht verkennen, daß im ersten Augenblick die Vergleichung wenig zutreffend und noch weniger ersprießlich erscheint. Wir sollen uns, so scheint es, an dem Schmetterlinge ein Beispiel nehmen, der, um aus der Dunkelheit zum Licht zu gelangen, den Tod nicht scheut. Das könnte also etwa dem Naturforscher, dem Arzt, dem Chemiker gesagt sein, der oft nur um den Preis, daß er sein Leben großen Gefahren ausgesetzt hat, große Entdeckungen zu machen im Stande war. Oder die Worte könnten zu einem emsigen, Tag und Nacht fortgesetzten Studium auffordern, wie man von manchem Gelehrten sagen muß, er habe den Ruhm einer sehr umfassenden Gelehrsamkeit nur auf Kosten seiner Gesundheit, ja seines Lebens erreicht. Aber wenn diese Worte so zu verstehen sind, dann können sie schwerlich von dem Dichter herrühren, der ein edles Maßhalten in Allem, und auch einen edlen Genuß des Lebens durch sein Wort, wie durch die Einrichtung seines eigenen Lebens so oft und so schön empfohlen hat. Auch passen zu diesem Gedanken die Worte selbst gar nicht: Und so lang' du das nicht hast, dieses Stirb und werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunkeln Erde. Wir sollen ja nach diesem Sterben, was der Dichter empfiehlt, noch werden, und durch den Besitz jener Lebensregel heitere Gäste auf der hellen Erde sein.

Wir müssen daher nach einer andern Erklärung dieser Worte suchen. — Das eigenthümliche Uebergehen einer Thierform in eine andere ist bekanntlich an den Schmetterlingen besonders leicht zu beobachten, und gewiß ist der wunderbare Uebergang von dem scheinbar unvollkommenen Zustande der Raupe durch den unvollkommeneren der Puppe zu der scheinbar so viel vollkommeneren des leichtbeschwinkten Schmetterlings früh bemerkt worden. Die oft unschöne, Vielen fast ein Grauen erregende, gefräßige Raupe war an den Boden gefesselt, die Puppe lag in starrem Todesschlafe, aber das verjüngte Thier erhebt sich, mit oft schön gefärbten Flügeln geschmückt, hoch in die Lüfte, es lebt scheinbar von der ätherischsten Nahrung. Wie hätte sich ein schöneres Bild für die menschliche Seele auffinden lassen, wenn sie, nachdem sie ihre körperliche, so vielen Beschwerden ausgesetzte Hülle abgestreift, in einen höheren reineren Zustand übergeht? — Aber nicht so hat der Dichter dieses Mal das Bild angewendet; sondern ihm sucht der Schmetterling eine neue, weitere, höhere Entwickelung; des Lichts begierig achtet er das Vergängliche seines Leibes nicht, er streift, von Verlangen nach dem Lichte getrieben, freiwillig, wenn auch vielleicht nicht ohne Schmerz, das ab, was seinen Zweck an ihm erfüllt hat; — und dies auch in geistiger Hinsicht mit vollem Bewußtsein fort und fort zu thun, ist die Bedingung alles wahren geistigen Lebens. Dies zu erkennen, diesen Weg zu erwählen, und ohne Wanken und unabläßig zu gehen, räth uns der Dichter.

Ein anderer Vorgang der Natur macht dies vielleicht klarer und verständlicher. Das Gesetz aller naturgemäßen Entwickelung lautet auch im Pflanzen- wie im Thierreiche: Stirb und werde. Das Samenkorn stirbt, indem es keimt. Die Keimblätter werden verzehrt, indem sich andere Blätter entwickeln. Diese vergehen, um den Stengel erzeugen zu helfen. Der Stengel giebt seine einseitige Thätigkeit, um so zu sagen, auf, um sich zur Blüthe zu gestalten, die Blüthenblätter fallen ab, damit die Frucht sich entwickeln kann. In ähnlicher Weise verläuft das Leben des Baumes und aller mehrjährigen Pflanzen. Im Herbst fallen die Blätter der einheimischen Laubbäume ab, um der Entwickelung neuer Blätter, neuer Triebe Raum zu gewähren. Die Rinde aber geht in einen immer neuen Zustand über, bis sie zu holzigen Jahresringen wird, aber auch dann giebt sie nicht ihre Verwandlungen auf, sie stirbt immer fort, und wird immer wieder. Und was ist das endliche, völlige Absterben der Pflanzen anderes, als daß sie aus Alter oder Krankheit jenem allgemeinen Naturgesetze nicht mehr folgen, sich nicht länger durch Sterben und Werden entwickeln können?

Ich erkenne dasselbe Gesetz in dem thierischen Leben darin, daß nach den Lehren der Physiologie von dem Fleische, dem Blute, ja den Knochen,

die in diesem Augenblicke unseren Körper bilden, nach wenigen Jahren nichts mehr in ihm vorhanden sein darf, wenn wir gesund sein wollen. In dem gesunden Leibe sterben täglich viele Theile dieses Stoffes, welche ihren Kreislauf vollendet haben, ab, und werden auf die mannigfaltigste Weise ausgeschieden, aber eben so viele und oft mehrere werden neu erzeugt. Krankheit ist sehr oft eine Störung dieses naturgemäßen Lebens; der im Alter eintretende Tod ist eine Folge davon, daß der Körper nicht mehr ununterbrochen stirbt und neu wird.

Was aber unser Leib in Folge der in ihn gelegten Naturkraft thut, das soll der Geist selbstständig aus freiem Entschlusse mit Bewußtsein thun. Er soll sich täglich und stündlich dieses Stirb und werde zurufen. Bis auf einen gewissen Grad thut dies freilich ein jeder Mensch auch unbewußt. Es erscheint uns als Krankheit oder Schwäche des Geistes, wenn nicht kindische Anschauungen, Begriffe, Ansichten, Urtheile, Wünsche, Gefühle im Wesentlichen mit den Kinderjahren verschwinden, oder wenn Männer wie Jünglinge den Lauf der Welt ansehen und beurtheilen, und darnach ihre Hoffnungen, ihre Wünsche, ihre Entschlüsse regeln und gestalten. Aber in wissenschaftlicher Hinsicht, wie überhaupt in Betreff des höheren geistigen Lebens ist ein solches Stehenbleiben doch nur zu gewöhnlich, so gewöhnlich, daß es ein allgemein verständlicher Ausdruck ist: Dieser Prediger, oder dieser Gelehrte, jener Arzt oder jener Rechtskundige ist stehen geblieben. Mit diesem Worte bezeichnen wir aber einen sowohl für den, von dem es gesagt wird, als für die, welche auf seine Thätigkeit angewiesen sind, sehr unerfreulichen Zustand. Die im höheren Greisenalter stehenden Menschen fühlen, wenn sie körperlich gesund sind, weniges so schmerzlich, als ihre Vereinsamung. Alle, oder die meisten, mit welchen sie Freude und Leid in dem größten Theile ihres Lebens getragen, denen sie nahe gestanden haben, sind von ihnen abgerufen worden. Aehnlich ist die geistige Vereinsamung derer, die ihre weitere Entwickelung aufgegeben haben. Eigensinnig haben sie wissenschaftliche, politische, sittliche Ansichten festgehalten, welche, einst gültig, ihre Geltung längst verloren haben; ihr Geist, ihre Denkkraft, wie ihr Gefühl ist gleichsam verknöchert, weil sie nicht zu rechter Zeit das Vergängliche ihrer Meinungen erkannt, das Abgestorbene abgestoßen, und einen neuen geistigen Trieb an der Stelle des entblätterten getrieben haben. Sie verstehen ihre Zeit nicht mehr, wie die Zeit sie nicht versteht; und zur Vermehrung ihrer Qual müssen sie sich selbst sagen, daß sie in ihren eigenen widernatürlich festgehaltenen Ansichten und Ueberzeugungen kein Genüge mehr finden; sie fühlen ihren Mangel; aber so wenig in der Regel es gelingt, eine Ader, die verknöchert ist, wieder zu neuer Lebensthätigkeit zu erwecken, eben so wenig ist ihr Geist fähig nun das Ver-

säumte nachzuholen, es fehlt ihm an Elasticität und Kraft; ja wo auch diese vorhanden wären, wie könnte irgendwo eine Reihe von entschwundenen Jahren, noch dazu eine so lange, wie in der Regel entflohen ist, wenn sie ihren Zustand erkennen, nachgeholt, und dabei die fortlaufende Entwickelung der Gegenwart verfolgt werden? Goethe beschreibt den für solche Bedauernswerthe eintretenden Zustand mit den Worten: Sie seien trübe Gäste auf der dunkeln Erde. Wohl sind wir Gäste nur auf Erden, denn wir haben auf ihr keine bleibende Stätte. — Aber unser Glück und die höhere Freude unseres Daseins hängen davon ab, daß wir heitere Gäste sind, uns heimisch fühlen auf der Erde, und daß die Erde uns nicht als ein dunkles Jammerthal erscheint. Diese Heiterkeit kann aber nicht aus sinnlichem Genusse entstehen; wie bald kommen wir dahin, seiner Nichtigkeit inne zu werden! Das Vergängliche kann dem Leben keinen hellen Schein verleihen; denn in ihm ist bei allen nur ein Wechsel von Freude und oft bitterem Schmerz, in dem Dasein Vieler überwiegt das Leid und der Schmerz bei weitem die Freude. Die Heiterkeit gewährt der nach Oben gerichtete Blick, der sich von dem Irdischen zu dem Himmlischen, von dem Nichtigen zu dem Wesenhaften, von dem Vergänglichen zu dem Ewigen, von dem Menschlichen zu dem Göttlichen erhebt, in ihm sein Ziel erkennt, unverrückbar durch das Schwankende der Lebenswellen. Ihm erleuchtet ein ewiges Licht auch den dunkelsten Pfad. Er fühlt sich in Uebereinstimmung mit den Gesetzen, unter welche sein Leben, seine Entwickelung, seine Bestimmung von Gott geordnet ist. Wie könnte dieser Trost, diese Erquickung, diese Erhebung dem zu Theil werden, der durch eigene Schuld von der Endlichkeit und ihrer Finsterniß umfangen ist? — Er hat den Blick, wenn er eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen hat, einmal zu diesem Lichte der Wissenschaft erhoben; aber er hat sich ihm nur bis auf eine gewisse Entfernung zu nähern gewagt, über sein Wesen sich mancherlei Meinungen gebildet, oder vielmehr die von Anderen gebildeten, auf Treue und Glauben angenommen. Damals erwärmten sie ihn, aber unter dem Getreibe der sinnlichen Wirklichkeit hat die erwärmende und belebende Kraft von Jahr zu Jahr abgenommen. Nebel haben sich zwischen ihn und das Licht gelagert, aber er hat nicht den Muth, sie zu verjagen, denn er hält fest an dem, dessen Unzulänglichkeit er lebhaft fühlt, aber ohne die Kraft, den bisherigen Standpunkt als einen nicht ausreichenden anzuerkennen, als einen von dem Loose der Sterblichkeit berührten zu verlassen. Er wagt nicht zu sterben und ein neues Leben zu beginnen, indem er sich der Quelle des Lichtes von Neuem mit jugendlicher Kraft und Begeisterung zuwendet, und einen neuen Flug unternimmt, von sehnsüchtigem Verlangen fortgerissen, sich dem Lichte zu nähern. — Um wen es recht bestellt ist, bei

dem muß, zu welcher Religion er sich auch bekenne, die Idee der Gottheit wachsen, sich läutern, reinigen bis an sein Lebensende. Nur dann wird er des Lebens in Gott theilhaftig werden, nur dann von seinem Glauben Trost, Ruhe, Beseligung empfangen. Aber läßt es sich läugnen, daß sehr viele in ihrer religiösen Entwickelung im besten Falle da stehen bleiben, wo sie im Jünglingsalter durch den Unterricht der Kirche und der Schule angelangt waren? Wie können sie sich wundern, wenn dieser Glaube unkräftig wird, den sie nicht nähren dadurch, daß sie die unzähligen Offenbarungen des Herrn, die er ihnen in seiner Barmherzigkeit zu Theil werden läßt, beachten, erwägen, einordnen, daß sie ausscheiden die menschlichen Vorstellungen, die sich unvermerkt auch auf diesem Gebiete einstellen, daß sie fortdauernd sich bestreben, zuzunehmen an seiner Erkenntniß?

In diesem Sinne sagt der Dichter, wie mir scheint: Und so lang du das nicht hast, dieses: Stirb und werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.

Die Sehnsucht nach höherer Erkenntniß, nach dem reinen Lichte, nach ununterbrochen fortgesetzter geistiger Entwickelung, nach immer vollkommener Erfassung der Ideen, auf welchen das Gebiet der Wissenschaften beruht, sei es die Wissenschaft des Rechtes oder der Natur, oder die Philosophie oder die Theologie, soll in uns so mächtig und lebendig sein, daß wir uns täglich dessen bewußt werden, daß ihr lebendiger Odem nur den beseelen kann, der immer bereit und bestrebt ist, das Endliche, Vergängliche, das Abgestorbene auszusondern und abzulegen, und nach Beseitigung des mit Irrthum behafteten Theiles der bisherigen Forschung ein neues, frisches Leben und Streben zu beginnen.

Lassen Sie mich noch ein Wort hinzusetzen, warum ich diesen Rath gerade heute, und für die Jünglinge, die das Magdalenen-Gymnasium verlassen, um zur Universität überzugehen, ausspreche. Bisher hat auch diese Sorge für Sie die Schule übernommen. Denken Sie zurück an die Klassen, welche die Mehrzahl von Ihnen durchlaufen haben, so werden Sie sich selbst sagen, daß jede höhere Klasse eine oder die andere Uebung der niederen hat fallen lassen, und andere dafür an die Stelle gesetzt. Wie mannigfaltige Nahrung hat sie Ihnen je nach dem Bedürfnisse Ihres Alters und der von Ihnen erreichten Geistesreife dargeboten! Wie hat sie die kindischen Meinungen durch richtigere Anschauungen, Begriffe, Urtheile zu verdrängen gesucht, wie ist sie nicht müde geworden, Ihren Gesichtskreis zu erweitern, den Irrthum zu berichtigen, das Mangelhafte auszuscheiden und Vollkommeneres an die Stelle zu setzen? Was bisher die Schule oft unvermerkt an Ihnen gethan hat, das sollen Sie nun anfangen, selbst an sich zu thun. Das Gymnasium hat

Sie zu nöthigen gesucht zu der Ihnen heilsamen Arbeit des Geistes. Die Universität, zu der Sie übergehen, nöthigt Sie nur indirect; sie überläßt das Beste und das Meiste Ihnen selbst. — Liegt darin für Manche schon eine nicht unbedeutende Gefahr, so liegt eine viel größere darin, daß so Viele über der Menge des Stoffes aller Art, den die Universität ihnen mittheilt, und zwar mit der Wärme mittheilt, welche die lebhafte Ueberzeugung von der allgemeinen Wahrheit und Gültigkeit des Mitgetheilten gewährt, daß so Viele, sage ich, über der Menge des Stoffes, der ihnen entgegen gebracht wird, den anderen Zweck des Universitätslebens zu wenig beachten. Sie glauben, daß die Aneignung des Stoffes die Hauptsache sei, und vergessen, daß die Universität ihnen noch etwas Höheres, Wichtigeres und Schwereres mittheilen will, nämlich die Kunst, selbst die Wahrheit zu erforschen, selbst die Wissenschaft zu pflegen. Und weil dies so Mancher auf der Universität nicht lernt, ertönt für ihn später das Stirb und werde freilich umsonst. — Und wenn sie sich später Rechenschaft geben wollen, auf welchem Standpunkte wissenschaftlicher Erkenntniß sie stehen geblieben sind, so finden sie natürlich meistentheils, daß dies derjenige ist, den sie einnahmen, als sie die Akademie verließen. — Wollen Sie dieses Unglück, denn dies ist es, später vermeiden, daß Sie als trübe Gäste auf der dunkelen Erde ein Leben ohne höhere, reinere Freuden führen, daß Sie unzufrieden Ihrem Amte nur als Miethlinge dienen, so führt zu dem Ziele nur der eine Weg: Geben Sie sich der von Ihnen erwählten Wissenschaft mit ganzem Eifer während Ihrer ganzen Studienzeit hin. Von Ihrem Eifer wird der Grad der Sehnsucht abhängen nach dem Lichte, nach der Flamme, die Ihnen ein hoffentlich langes und glückliches Leben erleuchten und erwärmen soll; durch den Grad der Sehnsucht und der Liebe aber, mit welcher Sie das Licht der Wissenschaft umfassen, wird die Leichtigkeit oder die Schwierigkeit bestimmt werden, des Stirb und werde des Dichters eingedenk zu bleiben. Aber vergessen Sie auch nicht, daß Sie nur halb und kaum halb studirt haben, wenn Sie dereinst von der Universität nur eine reiche Ernte an Stoff und nicht auch die Kunst mit hinweg nehmen, diesen Reichthum zu pflegen, zu erhalten und selbständig zu vermehren.

Das Alles ist weltliche Weisheit, weltlicher Rath, wenn er sich auch auf ein geistiges Glück bezieht. Aber Sie können ihn befolgen, und doch elend werden, ja zu Grunde gehen, Schiffbruch leiden für Zeit und Ewigkeit. Sie könnten die ganze Welt gewinnen, und doch Schaden nehmen an Ihrer Seele. Das Gymnasium hat auch diese Erkenntniß, diese Einsicht in Ihnen, so viel es vermochte, zu begründen versucht. Sie wissen, was es heißt: So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleich wie Christus ist auferwecket von den Todten durch

die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Lichte wandeln. Auch an Sie ist das Wort gerichtet worden: So leget nun von euch ab, nach dem vorigen Wandel den alten Menschen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet; erneuert euch aber im Geist eures Gemüths, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Sie haben gelernt, daß wir nöthig haben, wenn uns anders unser ewiges Heil am Herzen liegt, abzusterben den alten Menschen und eine neue Creatur, neu geboren zu werden. Sie haben sich überzeugt, daß Christum lieb haben besser ist, denn alles Wissen, nicht in dem Sinne, welchen eine bequeme Heuchelei diesen Worten leider so oft unterlegt, um die Trägheit ihres Geistes zu beschönigen, dem vor dem oft unbequemen Wissen freilich sehr bange ist, der aber diese Scheu mit pharisäischer, heuchlerischer Selbstgenügsamkeit hinter dem freilich den menschlichen Augen in der Regel undurchdringlichen Schilde birgt, dafür hätten sie Christum um so mehr lieb; sondern Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, denn nur er ist unser Mittler, Seligmacher, Erlöser, Heiland, nur er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, Niemand kömmt zu Gott, denn durch ihn.

Nun so gehen Sie hin und bezeugen Sie in Ihrem ganzen Leben, sowohl in dem wissenschaftlichen als in dem Glaubensleben, daß Sie gelernt haben und bereit sind, täglich zu sterben, um täglich ein neues Leben zu beginnen.

Das Gymnasium entläßt Sie mit den besten Wünschen und guten Hoffnungen. Gott wolle geben, daß die Wünsche alle in Erfüllung gehen. Er wird es, wenn Sie dafür sorgen, daß die guten Hoffnungen nicht zu Schanden werden.

Zur Entlassung am 15. März 1856.

Der Baum der Wissenschaft trägt Früchte nur für den, der sie selbst bricht.

Es ist jetzt wohl allgemein zugestanden, daß der griechischen Sprache und Literatur unter den Bildungsmitteln der zu höheren wissenschaftlichen Studien vorzubereitenden Knaben und Jünglinge nicht deshalb so viele Zeit und Anstrengung gewidmet wird, weil dies eine Jahrhunderte lange Gewohnheit mit sich bringt, oder weil die Bildung der Römer, welche einen so großen Einfluß auf die Gestaltung und Entwicklung der germanischen und romanischen Staaten ausgeübt haben, von der griechischen wesentlich abhängig und bedingt ist, sondern weil das griechische Volk, seine Geschichte, seine Sprache, seine Literatur eigenthümliche Vorzüge haben, welche sie zu jenem Zwecke besonders geeignet machen. Dieses Volk, hochbegabt wie wenige, hat in allem, was sich auf Sprache, Wissenschaft und Kunst bezieht, eine so normale und so reiche Entwicklung gehabt, wie, so weit menschliche Kenntniß bis jetzt reicht, kein anderes. Aber noch mehr kann es als sein eigenstes Besitzthum die Schönheit in Anspruch nehmen, welche seinen künstlerischen Bildungen auch dann noch blieb, als es den Höhepunkt literarischer Blüthe längst überschritten hatte, und in seiner staatlichen und sittlichen Entwicklung so gesunken war, daß dieses Bild Jeden mit tiefster Wehmuth erfüllen muß, dem seine frühere Herrlichkeit jemals anschaulich gewesen ist. — Jene eigenthümliche Anmuth und Klarheit zeigt sich aber nicht nur in dem, was uns seine großen Dichter, Geschichtsschreiber, Philosophen als schönstes Vermächtniß des Alterthums hinterlassen haben, sondern auch in den Bildungen, die viel älter sind als die uns erhaltenen Werke der Literatur, in seinen Sagen und Mythen; und wenn dieselben vielfältig aus dem Orient abstammen sollten, — was sie anziehend macht, ihre schöne Gestaltung, ward ihnen durch die Griechen, welche das Phantastische, Abenteuerliche, Düstere,

Ungeheure, von dem empfangenen Stoffe abgestreift, und selbst die Processe der Natur, welche vielfältig den Mythen zu Grunde zu liegen scheinen, in anmuthige, Jedem sich bald einprägende Erzählungen von menschlichen Thaten einzukleiden verstanden haben. Freilich ist dadurch die zu Grunde liegende Idee oft unkenntlich geworden. Auf keinem Gebiete der Alterthumskunde begegnen wir daher zahlreicheren und gewagteren Vermuthungen; und es will dem diesen Forschungen ferner stehenden schwer in den Sinn, daß z. B. die zwölf Arbeiten des Herakles einen nahen Bezug haben sollen auf den jährlichen Lauf der Sonne durch die zwölf Bilder des Thierkreises. Aber schon den Knaben fesselt die Erzählung von den Arbeiten, und wer auch an den Deutungen der Sage als Archäolog keinen Theil nimmt, er wird gewiß entzückt von den Bildungen der Kunst, zu denen jene Veranlassung gegeben hat, selbst wenn nur ein Torso von der unübertrefflichen Meisterschaft des Künstlers zeugt.

Unter diesen zwölf Arbeiten des Halbgottes wird als die letzte oder vorletzte, wenn das Heraufholen des Cerberus die zwölfte Stelle einnimmt, das Aufsuchen und Erwerben der goldenen Aepfel bezeichnet, welche Here von der Erde als Hochzeitsgeschenk erhalten, und darauf den Hesperiden, welchen die Dichter auch die Gabe des Gesanges beilegen, und einem hundertköpfigen Drachen an den Enden der Erde zur Bewachung anvertraut hatte. Spricht schon die Ordnung, in welcher diese Arbeit unter den übrigen erscheint, für die besonderen Gefahren und Beschwerden, welche der erdulden mußte, der jene Früchte sich aneignen wollte, so haben auch die Dichter das Ihrige gethan, um die langdauernden Fahrten zu schildern, welche Herakles unternehmen mußte, ehe er nur erkundete, wo sie bewacht wurden, und die Mühe, welche es ihm kostete, sie zu gewinnen. Herakles erhielt sie vom Eurystheus, nachdem er sie ihm gebracht, zum Geschenk; er aber weihte sie der Athene, welche sie aber auch nicht behielt, sondern an ihren vorigen Ort zurücksendete.

Seitdem sind die goldenen Aepfel der Hesperiden oft gebraucht worden, um einen seltenen, sehr kostbaren Besitz zu bezeichnen, aber sie haben, so weit ich weiß, kaum einer anmuthigeren Vergleichung gedient, als der, welche in dem Ausspruch eines durch Gelehrsamkeit, Geist und Kunst der Darstellung gleich ausgezeichneten Geschichtsschreibers enthalten ist: „der „Baum der Wissenschaft trägt, wie der der Hesperiden, seine goldenen „Früchte nur für den, der sie selbst sich bricht; anderen kann man sie „zeigen, aber nicht geben.“

Ich will die Mythe auf sich beruhen lassen, aber der Gedanke, daß die Wissenschaften ihre goldenen Früchte nur dem zu eigen geben, der sie selbst durch eigene Arbeit und Anstrengung erwirbt, scheint mir sehr werth, um an dem heutigen Tage von Ihnen erwogen und beherzigt zu

werden, welche jetzt zu den Studien der Universiät übergehen wollen. Möchte dieser Gedanke sich unvergeßlich Ihnen einprägen! Nur dann können Sie hoffen das Ziel zu erreichen, welches Sie sich gesteckt haben.

Ich will zuerst die Frage beantworten: welches sind denn die goldenen, kostbaren Früchte der Wissenschaft? Sie denken dabei gewiß nicht an irdischen Reichthum, um ihn durch Ihre Studien zu erwerben. Denn er kann ja durch Geschenk übertragen, durch einen Glücksfall gewonnen werden; es wird aber gerade den Wissenschaften nachgerühmt, daß ihre goldenen Früchte nicht äußerlich gegeben werden können. Auch wäre es wohl ein sehr thörichtes Beginnen, wenn der, dessen Sinn auf diese Güter gerichtet ist, sie auf diesem Wege erlangen wollte; er wende sich lieber zu anderer Thätigkeit, zu Handel, Verkehr und Industrie; ihm frommen die Künste des Hermes, nicht die der Athene.

Für eine goldene, d. h. werthvolle, schätzbare Frucht der Wissenschaft halte ich zunächst das dadurch erreichte und vermehrte Wissen, die Gelehrsamkeit selbst. Zwar ist es allbekannt, daß mit reichem Wissen zuweilen die größte Unfähigkeit dasselbe vernünftig, ja auch nur verständig anzuwenden verbunden ist; daß große Gelehrte oft nicht nur, wie man sagt, höchst unpraktisch sind, — das ließe sich nach meiner Meinung eben so wohl entschuldigen als ertragen, da die Zahl der praktischen jene Minderzahl so weit überragt, — sondern auch unfähig, die Verhältnisse der Welt mit unbefangenem Auge anzusehen, und die natürlichste Regung ihres Herzens als solche zu erkennen und ihr zu folgen. Aber wenn Gelehrsamkeit zuweilen ein todter Klumpen ist, so wird darum Niemand den Mangel an Wissen als ein zu erstrebendes Ziel bezeichnen.

Ich will auch das nicht vorzüglich hervorheben, daß die Schätze des Geistes dem Menschen bleiben, so lange der Geist nicht durch Krankheit oder durch ein hohes Greisenalter in seiner freien Thätigkeit gehemmt wird, noch das, daß sie dem Menschen, wie Cicero schon gesagt hat, überall hin folgen, und ihm in Freude und Leid ein ebenso nützliches als erfreuliches Besitzthum sind. Ich weise vielmehr auf ihren Inhalt hin. Mag das wissenschaftliche Studium die Natur, ihre Gesetze, ihr Leben, und das Leben und die Entwicklung der Thiere und Pflanzen, die Entstehung, Bildung und das Leben der Erde, zu seinem Gegenstande machen, oder mag der Mensch in seinem gesunden und kranken Zustande, oder mag seine Entwicklung seit Jahrtausenden und die politische Geschichte einzelner Völker, oder mag ihre Sprache, ihre Literatur oder ihre Kunst erforscht werden, oder die Gesetze, nach welchen das staatliche Leben sonst geordnet gewesen ist, oder in der Jetztzeit in einem bestimmten Volke am besten gestattet werden kann, oder mag der Mensch sich selbst und seine Bestimmung und die Wege sie zu erreichen zur Aufgabe seiner wissen=

schaftlichen Thätigkeit machen: alle diese Betrachtungen führen den Menschen über das kurze Dasein, welches dem Einzelnen nur gegeben ist, hinaus, alle richten seinen Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft, alle heben ihn über die engherzige Erwägung des gegenwärtigen sinnlichen Bedürfnisses hinweg, alle erweitern seinen Blick, alle führen ihm Ideen zu, und bewirken, daß er in ihnen lebt, von ihnen sich leiten und bewegen läßt. Und so gewiß der Mensch lebt, um zu denken, so gewiß sind die sich mehrenden, gestaltenden, klärenden Ideen, welche er durch das Studium der Wissenschaften erhält, kostbare, goldene Früchte desselben.

Ich nehme dazu aber auch das Bewußtsein seiner menschlichen Würde. Zwar löst nicht die Wissenschaft das Räthsel des menschlichen Lebens, sondern die Offenbarung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, dem wir die beseligende tröstende Gewißheit verdanken, daß wir und wie wir Kinder Gottes werden und zu ihm kommen sollen. Aber Gott hat auch in eines jeden Menschen Brust die Sehnsucht nach Erkenntniß gelegt, das nie zu stillende Verlangen nach Ausdehnung des Wissens, die Freude über jede Entdeckung einer neuen Wahrheit, über jedes Schwinden eines Zweifels, die eigenthümliche Beruhigung, welche die Ueberzeugung des sicheren Wissens mit sich bringt. In diesem Allen wurzelt das Gefühl der menschlichen Würde. Dieses Gefühl kann den Menschen nicht stolz machen. Denn wer sich auch bei der unermeßlichen Ausdehnung und Erweiterung, welche die Wissenschaften namentlich in den letzten zweihundert Jahren gewonnen haben, leicht darüber trösten wollte, daß er im besten Falle nur in einem ziemlich beschränkten Kreise umfassendere Kenntnisse sich zu eigen machen kann, — hat er in Wahrheit gründliche Forschungen angestellt, so muß er auch überall bald genug zu der Einsicht gekommen sein, daß so sehr viele Fragen auch in dem von ihm gewählten kleinen Kreise ungelöst bleiben, ja daß er oft gerade das nicht weiß, was er am liebsten wissen möchte, er wird sich, je tiefer er eingedrungen ist, wenn ihn nicht ungemessene Eitelkeit verblendet, um so mehr sagen müssen: dies oder jenes scheine ihm jetzt das allein richtige zu sein, vor hundert Jahren haben nicht minder gründliche Forscher etwas Anderes dafür gehalten, und nach hundert Jahren werde es muthmaßlich mit einem guten Theile der von ihm gefundenen Resultate ebenso bestellt sein. Also dieses Gefühl wird ihn demüthig machen; aber dennoch, ich wüßte nächst den religiösen Gefühlen kein beglückenderes, erhebenderes und, wenn ich so sagen darf, menschlicheres, als das, welches eine gesteigerte wissenschaftliche Erkenntniß dadurch gewährt, daß sie dem Menschen eine Ahndung davon einflößt, daß er seinem Beruf als denkendes, als vernünftiges Wesen mit Anstrengung und nicht ohne Erfolg für sich und andere nachgekommen sei. Ich

stehe nicht an, auch diese demüthige Freude eine goldene Frucht der Wissenschaften zu nennen.

Noch mehr aber und am meisten, wenn ich mich nicht irre, verdient diesen Namen die Bildung, welche wissenschaftliche Studien am sichersten und leichtesten gewähren können, auch oft, aber leider nicht immer gewähren. Es bedarf wohl nicht vieler Worte, daß hier von der Bildung auch nicht im entferntesten die Rede ist, welche in der äußerlichen Aneignung gewisser Formen des gesellschaftlichen Lebens besteht. Ich verkenne ihre Bedeutung und ihren Werth nicht. Das Zusammensein der Menschen unter einander empfängt einen Theil seiner Annehmlichkeit von der Uebereinstimmung in diesen Formen; aber sie sind nur ein Aeußeres, etwa ebenso nothwendig als die der oft wechselnden und eigensinnigen Mode unterworfene und doch unentbehrliche Kleidung. Daß die Wissenschaften zu dieser Bildung nicht erforderlich sind, zeigen unzählige Beispiele. — Die Bildung, von der hier die Rede ist, besteht auch nicht in der Gelehrsamkeit. Wenn Jemand alles Wissen der vier Facultäten umfaßte, und er fände demungeachtet Gefallen an dem Gemeinen, er suchte seine Erholung in den sinnlichsten Genüssen, oder er wäre roh, gefühllos, eigennützig, selbstsüchtig, eitel, hinterlistig geblieben, so ist er gewiß nicht für wahrhaft gebildet zu halten. — Bildung bezeichnet offenbar, daß der Mensch seinem ganzen Wesen nach zu dem gestaltet worden sei, was er seiner Bestimmung nach sein kann und soll. Dazu gehört unzweifelhaft eine gewisse Pflege und Uebung körperlicher Gewandheit; denn die edle Gestalt, der Körper des Menschen ist auch ein wesentlicher Theil desselben, als der Tempel, in dem der Geist, der von Gott ausgegangen ist, wohnt. Aber die Hauptpflege gebührt der unsterblichen Seele, nicht ihrer sterblichen, vergänglichen Hülle; die Seele soll ihrer göttlichen Bestimmung gemäß denken, fühlen, wollen; je mehr sie dies nicht zufällig oder vorübergehend, sondern ununterbrochen, so weit dies sein kann, und nach eigener freier Selbstbestimmung thut, um so gebildeter ist der Mensch. Die Bestimmung des Willens wird wesentlich und zumeist von der Religion ausgehen müssen; daher wird auch das Denken und das Fühlen seinen Trieb und gleichsam seine Färbung erhalten müssen. Aber der Mensch kann fromm sein ohne wahre Bildung des denkenden und des fühlenden Elementes in seinem Geiste. Für die Bildung dieser Seiten kann wissenschaftliches Studium unendlich viel thun. Wir lernen denken dadurch, daß wir nachdenken, was große Denker uns vorgedacht haben; ihre Gedanken bilden das, was wir die Wissenschaften nennen; darum können sie am besten diese Bildung vermitteln. Wir bilden unser Gefühl dadurch, daß wir das Edle, das Erhabene, das Schöne uns zu eigen machen; daß wir, indem wir uns an diese ätherische, ewige Nahrung gewöhnen, es

verlernen an dem Sinnlichen, Gemeinen, Irdischen Wohlgefallen zu finden und uns daran genügen zu lassen. Wo würde uns das reicher, herrlicher, einladender angeboten als in den Werken der Kunst und Poesie? Auch zu ihnen bieten nun die Wissenschaften einen offenen und gewissen Zugang; und so sind sie auch für diese Seite der Bildung höchst fruchtbar, ja fast unentbehrlich. Wer aber diese edelste Frucht solcher Studien gewonnen hat, sollte der sich nicht rühmen können, an ihr eine goldene zu besitzen? In diesem Sinne gebildet zu sein ist nächst der Frömmigkeit das höchste Lob.

Also gewiß, der Baum der Wissenschaft trägt wie der der Hesperiden goldene Früchte. Aber nur für den, der sie selbst sich bricht; Anderen kann man sie zeigen, aber nicht geben. Dies ist zuvörderst in dem zunächst liegenden Sinne wahr. Aeußerer Besitz kann übertragen werden, dadurch, daß der Gebende sich seines Reichthums ganz oder zum Theil entledigt und ihn in die Hände des Empfangenden legt. Wer möchte dies unternehmen bei geistigem Eigenthum? Wäre es möglich, wie gern würden eifrige Lehrer manchen ihrer Schüler wenigstens einen Theil ihres Wissens zuwenden, selbst wenn sie seiner dadurch verlustig gingen und es von neuem erwerben müßten! Aber so ist es nicht. Was der Mensch wissen soll, das muß er selbst erlernen und sich einprägen. Der Lehrer kann nur dadurch behülflich sein, daß er zeigt, in welcher Reihenfolge und auf welche Weise am leichtesten und sichersten gelernt wird, daß er Dunkelheiten erhellt, Zweifel beseitigt oder auch erregt, bald zurückhält, bald vertreibt; daß er in den höheren Stadien den Weg der Forschung bahnt und aufzeigt.

Aber jener Ausspruch, daß ein Jeder die goldenen Früchte von dem Baume der Wissenschaft sich selbst brechen muß, hat noch einen tieferen Sinn. Viele, welche sich Jünger der Wissenschaft nennen, lassen es an dem eigentlichen Lernen nicht fehlen. Sie möchten gern von dem, was die großen Meister vor ihnen gedacht und aufgefunden haben, mancherlei in sich aufnehmen; es gelingt ihnen auch wohl. Aber goldener Früchte haben sie sich nicht zu rühmen, namentlich nicht der inneren Befriedigung, der Erhebung ihrer Seele und nicht der Bildung, welche vorher als die schönsten Früchte bezeichnet worden sind. Wie viele Menschen eine körperliche Fertigkeit sich mechanisch aneignen, so daß sie die darauf beruhenden Erzeugnisse eben so gut wie eine Maschine machen lernen, so möchten es auch viele mit den Wissenschaften machen. Sie studiren ohne Freudigkeit, ohne innere lebendige Theilnahme, ohne wahren Beruf. Wie sollten sie zu der Gewißheit und zur Ueberzeugung von der Wahrheit eines Satzes kommen, da es ihnen gar nicht darum zu thun ist, da sie gar nicht bis zu der peinigenden Ungewißheit des Zweifels kommen? Sie

wollen ein Resultat, ein erkleckliches, was sich hier oder da nützlich verwenden läßt. Es macht ihnen keine Sorge, ob dasselbe mit dem, was sie sonst erlernen und sich einprägen, in Uebereinstimmung steht, oder ihm widerspricht. Wie sollten sie ein Verlangen haben, die Gränzen der bisherigen Erkenntniß aufzusuchen, oder selbstständig ihr Gebiet zu erweitern? Dessen, was Andere vor ihnen gefunden haben, ist für sie schon mehr als zu viel. Ihren Bedürfnissen genügt eine dürftige Auswahl; und so entgeht ihnen selbst die erste goldene Frucht der Wissenschaft, geschweige die Bildung, so weit sie auf unablässiger, eifriger Uebung der Denkkraft beruht. Aber noch weniger kann der Mensch das Edle, das Erhabene, das Schöne anders zu seinem Eigenthum machen, es sei denn, daß er in ihm zu leben lerne; dies aber kann nicht geschehen, wenn er ihm nicht sein ganzes Herz hingiebt und dasselbe dadurch bis zum Haß des Gemeinen und zur Liebe des Edlen entflammen läßt. Die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit jener Miethlinge erkältet jede höhere Regung des Gefühls. Und dabei sollte wahre Bildung entstehen? Nimmermehr. Sie sehen an Anderen die goldenen Früchte der Wissenschaft; aber ihnen werden sie nicht zu Theil, weil sie die Mühe scheuen sie selbst zu brechen.

Wie betrübend wäre es für meine Amtsgenossen und für mich, wenn unter Ihnen die Sie jetzt von diesem Gymnasium abgehen, auch einer oder der andere auf diesen traurigen Abweg geriethe! Sie stehen in der Fülle der Jugend, wo die Kraft frisch und ungebrochen ist und das Herz warm schlägt. Sie haben einen Anfang gemacht, mancherlei Kenntnisse sich anzueignen. Ihr Wille ist geübt und gewöhnt, ihr Gefühl ist lebhaft angeregt worden für alles Schöne und Gute. Zeigen Sie, daß Sie die Wege, auf denen Sie bisher von uns geleitet worden sind, auch ohne die Leitung wohlmeinender Lehrer weiter gehen können. Sie sind geübt worden, Schwierigkeiten zu besiegen. Schrecken Sie von den größeren, welche sich Ihnen nun vielfach darbieten werden, nicht furchtsam oder schlaff zurück. M e i d e n Sie dieselben nicht, sondern suchen Sie sie. Nur durch Kampf kommen Sie zum Siege, und zwar zu einem Siege, dessen Preis nicht in einem vergänglichen Kranze besteht.

Das Gymnasium entläßt Sie aus seinen engen Schranken in die weiten des Lebens, aber wir werden darum nicht aufhören auf Sie sorgend und theilnehmend hinzusehen. Lassen Sie es sich angelegen sein darnach mit allen Ihren Kräften zu streben, daß das Gymnasium sich rühmen kann, Sie für das Leben vorgebildet zu haben!

Zur Entlassung am 4. April 1857.

Von der wahren Liebe zu den Wissenschaften.

Obgleich Alle den Werth eines Gedichtes um so höher stellen, je mehr es sich nicht nur durch Schönheit der Form auszeichnet, sondern auch durch Reichthum und Adel der Gedanken empfiehlt, den Geist erhebt und dadurch das Gemüth bildet, so erwerben sich doch die meisten Gedichte, welche vorzugsweise Belehrung der Leser beabsichtigen, fast nur Achtung, sie haben selten fesselnden Reiz. Schon der Knabe, der an Fabeln großes Gefallen findet, überschlägt gern die sich daran schließende Nutzanwendung. Haller's Alpen, Ewald von Kleist's Frühling werden mehr von den Literarhistorikern gerühmt, als von den Gebildeten gelesen; und doch ist der Stoff so poetisch, als er nur gedacht werden kann, und steht kaum zurück hinter dem Landbau, den Virgil mit beneidenswerther Kunst in seinem berühmten Lehrgedichte verherrlicht hat. Ist es nun der deutschen Dichtkunst bisher nicht gelungen, dieses große Vorbild zu erreichen, so feiert sie einen um so größeren Triumph dadurch, daß sie in dem mittelhochdeutschen Gedichte Freidank's Bescheidenheit ein vollendetes Werk geschaffen hat, welches den Namen eines Lehrgedichtes in einem viel strengeren Sinne verdient als die vorher genannten, die genau genommen viel mehr beschreibende oder schildernde heißen sollten. Aber freilich dieser glückliche Wurf scheint nur Ein Mal gelungen zu sein. Die noch vorhandenen mittelhochdeutschen Gedichte ähnlicher Art stehen hinter dem Freidank zurück; und dasselbe glaube ich über die Spruchgedichte des neunzehnten Jahrhunderts urtheilen zu müssen. — Aber reich ist die neuere Dichtkunst an vortrefflichen einzelnen Sprüchen, in denen oft die Tiefe des ausgesprochenen Gedankens nicht mindere Bewunderung verdient als die Schönheit der Form. Die Goethe'schen Werke enthalten eine große Menge, und seinem Beispiele haben Rückert und Andere mit Glück und Geschick nachgeeifert.

In der Hoffnung nun, daß die Jünglinge, welche ich heute zur Universität zu entlassen habe, in der so natürlichen Bewegung ihrer Seele besonders bereit und geeignet sein werden, einen solchen Spruch in ihrem Herzen unauslöschlich einzuprägen rufe ich ihnen die Worte zu:

Weh dem, der zu sterben geht, und keine Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht, und keinen Durst'gen getränkt hat!

Der Becher ist dazu da, den Durstigen zu tränken; und geht er zu Scherben, ehe er das gethan, so hat er eben seine Bestimmung nicht erfüllt. So, sagt der Dichter, ist der Mensch, der zu sterben geht und keine Liebe geschenkt hat. Dies kann nicht heißen: der nichts lieb gehabt hat. Es muß das Herz des Menschen an etwas hangen, seien dies nun sinnliche oder geistige Gegenstände, sei es Geld und Gut oder Macht und Ehre, seien es Thiere oder Pflanzen; ja jeder liebt auch andere, so lange er nicht ganz sein menschliches Wesen aufgegeben hat, wenn dies auch oft nur die Gehilfen oder die Genossen seiner Lüste sind. Daran kann der Dichter nimmermehr gedacht haben. Denn ein solcher Unglücklicher geht ja sehr oft zu sterben, ohne daß er Einen Durstigen, auch sich selber nicht einmal getränkt hat. Er schenkt auch nicht Liebe, sondern er ist einer leidenschaftlichen Gier verfallen, die seine unsterbliche Seele aller Freiheit und Selbstbestimmung beraubt. Sondern der Dichter spricht von der Liebe zu dem Ewigen, von dem Berufe des Menschen zu Gott zu bringen, und von der Liebe zu ihm beseelt, sein Leben der Sorge für die Brüder zu weihen, und er ruft Wehe aus über den, der diesen Ruf nicht vernimmt, oder wenn er ihn vernommen hat, ihn überhört, oder durch das Geräusch der Welt übertäuben läßt.

Ich habe den Sinn des Ausspruches voran gestellt, aber ich muß wohl mit einigen Worten das Recht zu dieser Erklärung des Dichters nachweisen, denn zunächst enthalten jene Verse nicht einmal den Namen Gottes. Sie sprechen von einem Menschen, der daran geht, das letzte zu thun, was ihm auf dieser Erde zu thun bleibt, zu sterben, ohne daß er das gethan hat, was zu thun seine erste und höchste Pflicht, wie sein schönstes Recht war. Seine erste und höchste Pflicht — wir sprechen wohl zuweilen von Autodidakten, von Menschen, die ein großes Wissen nur durch eigene Anstrengung ohne fremde Hilfe erlangt haben, wir sagen von diesem oder jenem: er habe sich selbst Alles zu verdanken, er sei Alles durch sich selbst geworden. Aber wie uneigentlich ist eine solche Behauptung gemeint. Ich will gar nicht darauf hinweisen, daß kein Kind die ersten Jahre seines hilflosen Daseins überstehen würde, wenn es nicht von den Seinigen oder von Anderen mit Liebe gehegt und gepflegt, wenn seine Blöße nicht bedeckt, sein Hunger nicht gestillt, sein allen Gefahren rettungslos ausgesetztes Dasein nicht von Anderen beschützt und erhalten

würde. Aber auch in späteren Jahren, ja in den kräftigsten Jünglings- und Mannesjahren, wer kann der Pflege, des Rathes, der Hilfe Anderer entbehren! wer wird nicht von Anderen, auch wenn er es nicht merkt oder scheinbar nicht anerkennen will, unzählig oft unterstützt, wer erfährt nicht, wenn auch vielleicht mit widerwilligem Herzen ihre Liebe! Die Menge der Einrichtungen eines christlichen Staates, die Ordnung, Gesetzlichkeit, Schutz, Hilfe einem Jeden verbürgen, selbst dem Verbrecher, der, so viel an ihm liegt, jene Ordnung aufheben möchte, sie haben ihren letzten Grund in Regungen der erbarmenden Liebe, die sich der Noth der Brüder rathend, ordnend, ja die Widerspenstigen bändigend angenommen hat. — Die Knaben träumen sich in das Glück der Robinsonaden hinein; aber wenn jener Abenteurer sein ohne die Gemeinschaft mit Anderen armes Leben einige Jahre erhalten hat, wodurch war es ihm möglich, als dadurch, daß die Unterweisung, das Beispiel, vielleicht der Zwang der Seinigen ihm eine Menge von Anschauungen und Erfahrungen beigebracht, eine Menge von Keimen in ihn gelegt hatte, die nun in der erzwungenen Einsamkeit rettend aufgingen? — Aber gesetzt, dies Alles wäre nicht der Fall, gesetzt, es könnte ein Mensch ohne der Gaben und der Hilfe, der Liebe Anderer zu bedürfen und ohne sie zu empfangen, leben, und namentlich so leben, daß das Dasein irgend einen Reiz für ihn hätte, müßte er nicht dennoch, so wie er nur aus dem schweren Traume der Selbstsucht erwachte, beschämt gestehen, daß er der barmherzigen Liebe Gottes Alles und sich nichts verdankt? Hat sie ihn nicht aus dem Nichts in's Dasein gerufen? hat nicht ihre Weisheit seinen wunderbaren Körper gebaut? läßt nicht Gottes Allmacht die Sonne aufgehen und Regen und fruchtbare Zeiten kommen über die Erde, daß sie nähren kann, Alles was auf ihr lebt? Und wenn der Mensch nun in tiefer Beschämung anerkennen muß, wie Gott auch an ihn gedacht, für ihn gesorgt, seiner zu keiner Zeit vergessen, sondern Alles so gefügt habe, daß er hat leben und bestehen können, wie will er mit menschlichen Worten das, was Gott für ihn gethan hat, anders bezeichnen, als daß er seine barmherzige Liebe anbetend preist?

Nun, von so viel Liebe getragen, könnte der Mensch nur einen Augenblick zweifeln, daß die innigste Gegenliebe gegen Gott und seine Brüder seine höchste und erste Pflicht sei? Wie engherzig muß der sein, wie fern von Allem, was wir Adel der Seele nennen, der ein ganzes Leben so hat hinbringen können, ohne sich dieser ersten Pflicht auch nur bewußt zu werden, oder wenn dies noch zu viel gefordert zu sein scheinen sollte, ohne unwillkührlich den Regungen gefolgt zu sein, die Gott in eines jeden Menschen Brust hineingelegt hat, daß er sich aufgefordert fühlt, an den Menschen zu vergelten, was er Gott nicht vergelten kann,

und die Wohlthaten, die er von allen Seiten empfangen hat, durch Rath und That an Anderen, als die ihm geholfen haben, zu erstatten! Wie ist weh! zu rufen über den, der so seiner Bestimmung uneingedenk zu sterben geht!

Aber auch sein schönstes Recht übt der Aermste nicht aus. Simon Dach sang schon vor zweihundert Jahren: Der Mensch hat nichts so eigen, So wohl steht ihm nichts an, Als daß er Treu erzeigen Und Freundschaft halten kann. Alles Andere, was wir sonst den Menschen schenken, das sind äußere vergängliche Güter, das könnte ein Jeder auch von Anderen erhalten, oder wenn das Glück ihn begünstigt, selbst erwerben. Aber die Neigung, die Sorge, die Liebe, die wir Anderen entgegenbringen, das ist ein Theil von unserem innersten Eigenthum, das ist ein Theil von uns selbst. Eine größere, werthvollere Gabe hat Keiner; und wie schön ist es, auch wer arm ist an äußerlichem Gute kann sie reichlich mittheilen. Aber ihren rechten Werth, ihre volle Weihe erhält sie erst, wenn sie ihren Ursprung hat in der Liebe zu Gott. Denn nur dann wird sie nicht darnach streben, das vergängliche Glück der Menschen zu begründen und zu befestigen, sondern indem sie von dem Ewigen ausgeht, zu dem Ewigen hinzuführen, über das Irdische zu erheben und sich und die, denen sie sich widmet, dem höchsten Ziele zu nähern, das dem Menschen gesteckt ist über dieses Leibes Leben und seinen Bedürfnissen. Das ist aber das schönste Recht des Menschen, daß er, von den Banden des Körperlichen gefesselt, seinen Geist frei hinaufschwingen kann, daß er, obgleich von den Früchten der Erde sich nährend, ein Kind Gottes werden und in Gott leben kann.

Mit Recht ruft der Dichter sein Wehe aus über den, der zu sterben geht, ohne daß er dieses Ziel kennen gelernt, oder doch ohne daß er darnach gestrebt hat. Soll dies aber bei Ihnen, geliebte Jünglinge, nicht zu besorgen sein, so müssen Sie dieses Spruches immer, aber besonders in den nächsten Jahren Ihres Lebens eingedenk bleiben. Verhärten Sie Ihren Sinn und Ihr Herz jetzt, gewöhnen Sie jetzt Ihre Bestrebungen in diese beängstende Enge hinein, jetzt wo sie noch biegsam sind, wo Ihr Geist noch befähigt und geneigt ist, einen höheren Flug zu nehmen, dann ist wenig oder gar nicht zu hoffen, daß Sie je den Blick erheben werden über die unseligen Schranken, welche Sie jetzt selbst um sich aufbauen.

Aber das Wort des Dichters scheint mir auch noch eine andere Beziehung zuzulassen auf den Zweck, zu dem Sie im engeren Sinne des Wortes das Gymnasium so lange besucht haben und zu dem Sie die Universität zu beziehen gedenken. In wenigen Jahren werden Sie vielleicht alle oder doch muthmaßlich die meisten von Ihnen sich einem praktischen Beruf widmen, Sie werden, wenn Gott Sie bewahrt, einer kirch-

lichen Gemeinde das Wort Gottes predigen, oder als Richter das Recht finden, oder an der Verwaltung größerer oder kleinerer Theile des Staates Theil nehmen, oder technische Anstalten leiten. Bis dahin aber wollen Sie sich noch auf der Universität einem wissenschaftlichen Studium hingeben, und die dazu nöthige und durch das Gesetz verlangte Vorbildung haben Sie sich eben auf dem Gymnasium angeeignet. In Beziehung auf dieses wissenschaftliche Leben nun rufe ich Ihnen auch zu:

Wehe dem, der zu sterben geht, und keine Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht, und keinen Durstgen getränkt hat!

Der Dichter ruft ein Wehe aus über den, der der Wissenschaft keine Liebe geschenkt hat, und sagt vorher, daß der Becher zu Scherben geht, ohne einen Durstgen getränkt zu haben.

Leider ist es möglich zu studiren, ohne der Wissenschaft seine Liebe zuzuwenden, und es geschieht vielleicht häufiger als Sie vermuthen. Wenn irgendwo im Leben außer der Befähigung auch die Neigung zu berücksichtigen ist, so ist dies wohl bei der Wahl des Berufs der Fall, die so oft über Glück und Unglück eines langen Lebens, und zugleich über Wohl und Wehe derjenigen entscheidet, an denen der Wählende seinen Beruf erfüllen will. Ich kann da die rechte Neigung nicht voraussetzen, wenn Jemand ein Facultätsstudium erwählt, weil dasselbe zu diesen oder jenen Familien- oder Vermögensverhältnissen am besten paßt, obgleich er sich sagen muß, wenn dies oder das anders wäre, so würde er auch eben so gern oder noch lieber ein anderes Fach ergreifen. Geschieht dies, so ist es nicht zu verwundern, wenn bei so geringer Neigung auch keine Liebe zu der Wissenschaft sich einstellt. Aber noch häufiger fehlt sie deshalb, weil der Studirende die Universität als eine Schule ansieht, bestimmt, ein gewisses Maß von Kenntnissen zu vermitteln, welche der Staat fordert, um den Zutritt zu dieser oder jener Laufbahn zu gestatten. Wäre dies der Zweck, dann hätten diejenigen nicht Unrecht gehabt, welche vor nicht vielen Jahren riethen, die Lehr- und Hörfreiheit auf den Universitäten zu beschränken und sie zur Erreichung des praktischen Zweckes als Specialschulen einzurichten.

Ich habe eine viel höhere Meinung von diesen edelsten Pflegestätten deutscher Bildung. In die Wissenschaft sollen sie einführen, ein wissenschaftliches Leben sollen sie vermitteln, mit Liebe und Begeisterung für die Wissenschaft erfüllen; und darum stimme ich in den Weheruf des Dichters ganz ein über den, der eine Universität besucht hat, und doch einmal zu sterben geht, ohne der Wissenschaft seine Liebe geschenkt zu haben.

Wie eng muß Herz, Sinn und Geist von dem sein, der auf dem Gymnasium so weit gekommen ist, um zu ahnen, was Wissenschaft sei; der die Schwierigkeiten der griechischen und lateinischen Sprache hinläng-

lich überwunden hat, um Homer, Sophokles, Plato mit einiger Leichtigkeit zu lesen, und an der Zierlichkeit und Freiheit des Horatius Gefallen zu finden; der den Reiz kennen gelernt hat, welchen die Geschichtswerke des Herodot und Thukydides, des Livius und Tacitus unzweifelhaft ausüben; der einen Einblick gewonnen hat in den wunderbaren Zusammenhang menschlicher Entwicklung seit Jahrtausenden; der aufmerksam geworden ist auf die offenbaren Wunder, welche die Natur überall um uns her ausbreitet; der durch die Mathematik sich die Mittel gegeben sieht, durch folgerechte Untersuchungen auch das was unwägbar und unmeßbar scheint, in den Kreis menschlicher Erkenntniß zu ziehen — und der es dennoch über sich gewinnen kann, mit diesen Kosthäppchen der Wissenschaft zufrieden zu sein, ohne Verlangen zu tragen nach ihren vollen Quellen, ja ohne auch nur wenigstens aus Neugier nach den sich ihm von allen Seiten darbietenden Schätzen die Hand auszustrecken. Und dies kann der Jüngling thun in den Jahren, in denen die menschliche Seele nach den Ideen und nach den Idealen am meisten und fast unwillkürlich verlangt und unter Verhältnissen, wie sie so günstig Keinem wiederkehren können? Gewiß, der muß sehr engherzig sein, den diese edelsten Früchte, welche die Jahrtausende getragen haben, nicht anlocken, den das unbewegt läßt, was die größten Geister entzückt und erhoben hat, und dessen Besitz einem Volke höheren und dauernderen Einfluß sichert als die größte äußere und doch so vergängliche Macht. Griechenland liegt seit länger als zweitausend Jahren da besiegt und geschändet. Die Barbarei der folgenden Jahrhunderte hat in Griechenland und Italien Tausende von Kunstwerken muthwillig zerstört; aber was übrig geblieben, genügte um zweimal im fünfzehnten und im sechszehnten und im neunzehnten Jahrhundert ein neues Leben der Kunst zu erwecken, um von dem ewigen Leben der poetischen Meisterwerke nichts zu sagen.

Venedigs Macht ist, so weit der kurzsichtige Mensch irgendwie in die Zukunft zu sehen vermag, unwiederbringlich für immer dahin. Aber selbst wenn alle Meisterwerke seiner Malerschule von den Geld heischenden verarmten Nachkommen seiner Nobili nach England und Amerika verkauft werden sollten, seine kunstreichen Bauwerke, die Mannigfaltigkeit und der architektonische Schmuck auch nur Façaden seiner Paläste und Wohnhäuser werden, auch in Trümmern noch nach Jahrhunderten seine gewesene Herrlichkeit verkünden und es zu einer Schule für edle Baukunst machen, wie es in gewisser Hinsicht wahrscheinlich keine zweite giebt auf der Erde. So viel vermag die eine Baukunst auch ohne Unterstützung durch Poesie und Literatur. So sichern Künste und Wissenschaften selbst in der Geschichte das längste Leben. Und alle diese Erkenntniß verschmähen so

viele begabte und dazu berufene Jünglinge, so weit sich nicht durch dilettantisches Hinhören ein Scheinwissen erhaschen läßt.

Unendlich hat sich seit einem Menschenalter die Menge unserer Einzelkenntnisse über Literatur und Künste wie über die Geschichte der Völker vermehrt, es sind in Folge der philosophischen Arbeit der ersten Decennien dieses Jahrhunderts gelungene Versuche gemacht worden, diese Kenntnisse wissenschaftlich zu gestalten, ein ähnliches Leben hat sich in allen anderen Disciplinen gezeigt; und zu keiner Zeit ist die Klage so allgemein und leider auch zu keiner so gerechtfertigt gewesen, daß die Liebe zur Wissenschaft unter denen, die berufen sind ihre Jünger zu werden, sehr selten sei. Von den Universitäten selbst erschallen die Klagen häufiger als je, und die Lectionskataloge legen ein stummes aber darum nicht weniger beredtes Zeugniß dafür ab, daß die Theilnahme für Geschichte, Literatur, Philosophie und Kunst, die Grundlagen und die Blüthe aller Wissenschaft gering sei, daß fast nur so genannte Brodstudien, aber auch diese nicht als Theile der Wissenschaft, sondern als Theile des für das Examen nöthigen Wissens getrieben werden. Wie könnte ich unterlassen, Sie, geliebte Jünglinge, wohlmeinend noch in der letzten Stunde, wo ich als Ihr Lehrer zu Ihnen spreche, vor dieser peinlicheu Enge dringend zu warnen?

Unter solchen Umständen muß freilich auch der zweite Vers des Dichters wahr werden, und der Becher zu Grunde gehen, ohne einen Durstgen getränkt zu haben. Die Heilung vieler Krankheiten des Körpers erfordert, wie die größten Aerzte am ersten aussprechen, kein tiefes wissenschaftliches Studium. In geordneten und ruhigen Verhältnissen mag ein wohl eingeschulter unterer Beamter aus seiner Erfahrung das Richtige oft besser treffen, als wer in wissenschaftlichen Forschungen sich begräbt. Könnte man gewiß sein, daß eine bloße mechanische Anwendung gewisser erprobter Regeln überall ausreichen würde, der Staat brauchte nicht in solchen Sorgen zu sein, woher er die Männer nähme, denen er mit getroster Zuversicht die Leitung der Dinge, die nicht durch Reglements festzustellen sind, überlassen kann. Aber es ist nicht nöthig, ausführlich auseinanderzusetzen, daß zu keiner Zeit eine umfassendere, gründlichere und tiefere Bildung derselben so nothwendig gewesen ist, als unter den schnellen Entwickelungen des neunzehnten Jahrhunderts, gleich als ob uns recht zum Bewußtsein gebracht werden sollte, wie wenig das ausreicht, was menschliche Weisheit bisher erdacht hat. Darum ist es auch wohl nie so häufig vorgekommen, daß die Becher zu Scherben gegangen sind, ohne die lechzende Menge tränken zu können.

Hoffen Sie nicht, daß Sie je in der Zeit der Noth und der Gefahr noch werden die Wissenschaft um Rath fragen können! Die rechte Wissen=

schaft giebt keine ewig gültigen Regeln, ihre Wahrheit ist, wie Fichte sagt, eine formelle. Die Wissenschaft befähigt den, der Forschen gelernt hat, die Wahrheit zu finden, sie giebt die Wahrheit nicht als ein fertiges Product. Das Forschen aber will früh an der Hand weiser Führer gelernt, fleißig, lange und ununterbrochen geübt sein. Die Lust und die Kraft, ihre Schwierigkeiten zu überwinden, können nur entstehen aus völliger Hingebung, eine solche Hingebung ist nur die Folge einer, ich möchte sagen, leidenschaftlichen Liebe zur Wissenschaft. Schenken Sie ihr dieselbe, widmen Sie ihr Ihre ganze jugendliche Kraft. Nächst der Religion und der auf ihr beruhenden sittlichen Ausbildung giebt es für Sie Alle kein höheres, heiligeres, herrlicheres Ziel. Wie der Reisende die Qual des Durstes dann oft am meisten empfindet, wenn keine erfrischende Quelle in der Nähe ist, so könnten auch Sie leicht in die traurige Lage kommen, daß Sie, wenn Sie die Universität vielleicht schon lange verlassen haben, eine Sehnsucht nach dem Quell empfinden, den Sie verschmäht, als Sie in seiner Nähe waren. Diese Quellen sprudeln wie im Sande der Tiefebenen, es sind lautere Felsenquellen, Sie müssen steigen gelernt haben, um zu Ihrem erfrischenden Trunke zu gelangen, und das Steigen ist nur angenehm und leicht in der Jugend. O hüten Sie sich, daß der Becher nicht zu Scherben geht, ohne auch nur Einen Durstgen, auch Sie selbst nicht getränkt zu haben.

Das Gymnasium entläßt Sie, Ihre Lehrer werden Sie mit herzlichem Blick begleiten, wenn auch nicht geleiten, machen Sie, daß Ihre Namen in den Jahrbüchern der Anstalt mit Ehren fortgeführt werden. Lassen Sie sich, wenn Sie vor seinen altersgrauen Mauern vorübergehen nicht ohne die Freude, zu größerer Freiheit aus ihm entlassen zu sein, immerhin mahnen, daß Sie seiner Pflege und seines Rathes aber auch seiner Forderungen an Sie eingedenk bleiben.

Zur Entlassung am 27. März 1858.

Wie sollen wir Wissenschaft und Tugend suchen?

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier sein,
Tugend, als hielt der Tod dich schon am sträubenden Haar!

Wenn ein Lehrer, dem es obliegt Jünglinge nach Beendigung der Gymnasialstudien zur Universität zu entlassen, mit sich zu Rathe geht, worauf er wohl am besten ihre Aufmerksamkeit in den letzten Minuten ihres Gymnasiallebens zu richten versuchen soll, so fühlt er sich oft in Zweifel, ob die erhöhte Stimmung, in der sie sich befinden, zu benutzen sei, um ihnen einen guten Rath für ihren Eintritt in die weitere wissenschaftliche Laufbahn zu geben, oder ob es doch nicht besser sei fromme Gedanken in ihnen anzuregen. Zwar öffnen sich dem Christen die Kirchen, dem Juden die Synagoge wöchentlich. Aber wird es schon dem Erwachsenen schwer, aus einer allgemeinen Rede sich das herauszunehmen, was seinen Stand und Zustand angeht, so ist diese Schwierigkeit für den Jüngling, wie nun einmal des Menschen Art ist, in erhöhtem Grade vorhanden; und die Hoffnung ist doch sehr natürlich, der Jüngling werde geneigt sein, des Lehrers Wort in sein offenes Herz bereitwillig aufzunehmen, von dem er Jahre lang zu lernen und sich warnen zu lassen gewöhnt ist. Aber nicht Geringeres läßt sich für eine Mahnung über die Art, wie sein wissenschaftliches Leben muthmaßlich am besten eingerichtet werden könne, sagen. Jede Belehrung knüpft sich an Vorhandenes an. Darum wird es oft dem bisherigen Lehrer leichter sein, an früher Besprochenes sich anschließend, einen fruchtbaren Blick in ein neues Gebiet zu eröffnen. Ich habe mich diesem Zweifel heute weniger als je entziehen können, wo unter den zur Universität zu Entlassenden mein einziger, geliebter Sohn ist, dem ich gern das Beste, was ich habe und weiß, mit auf den Weg gebe, den er nun ohne meine Leitung gehen soll.

Da ist mir denn ein Ausspruch eines unserer ideenreichsten und

frömmsten Schriftsteller eingefallen, welcher, wenn ich ihn recht verstehe, mit einer wohl nur einem Deutschen gegebenen Sinnigkeit die beiden Gebiete zu vereinigen gewußt hat, die leider und zum großen Schaden und ohne allen Grund für Viele so getrennt zu sein scheinen, daß sie meinen der Wissenschaft leben zu können, ohne des endlichen oder vielmehr unendlichen Zieles eingedenk zu sein, welches Gott ihnen gesetzt und durch die Religion offenbart hat. Der Dichter sagt:

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier sein,
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

An diesen Ausspruch will ich versuchen meine Worte anzuknüpfen.

Es ist wohl ohne lange Beweisführung klar, daß der Sinn des Dichters nicht der sein kann, suche die Wissenschaft so wenig, wie man nur eine Sache sucht, die man täglich ohne Mühe haben kann und darum für gering und werthlos hält. Der Rath will vielmehr, wie er das Suchen der Tugend in einer bestimmten Weise empfiehlt, auch das Streben nach Wissenschaft in einer Weise empfehlen, die nach dem Willen dessen, von dem die Verse herrühren, nicht weniger bestimmt, aber der für die Tugend angerathenen gerade entgegengesetzt sein soll. Hätte in seinen Augen nur das Streben nach Tugend Werth, wollte er aber die Wissenschaft ganz beseitigen und als nichtig bezeichnen, wie ja auch dies von wohlmeinenden wenn auch beschränkten Christen mehr als einmal geschehen ist, so wäre es ja viel einfacher gewesen zu sagen: suche die Wissenschaft n i c h t.

Ferner ist wohl dies als nicht weniger gewiß zu betrachten, daß ein solcher Rath seinem Urheber nöthig erschienen ist, weil die Meisten oder Viele derjenigen, die sich der Wissenschaft widmen, einen ganz andern, vielleicht gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen. In wiefern dies der Fall ist, das kann in Betreff des zweiten Verses nicht zweifelhaft sein. Einem jeden denkenden Menschen sagt eine Erfahrung, der sich keiner verschließen kann, daß das Leben des Menschen ein sehr vergängliches und sehr ungewisses Gut ist. Kein Alter ist des morgenden Tages, noch weniger des kommenden Monats, geschweige des künftigen oder vieler künftigen Jahre sicher. Die Schrift alten und neuen Testaments, eine Menge der schönsten geistlichen und weltlichen Lieder sprechen nicht minder von der Vergänglichkeit des menschlichen Daseins. Nicht weniger sind Alle, die der Würde und der Bestimmung des Menschen eingedenk sind, darin einverstanden, daß nur die sittliche Tüchtigkeit, und das ist doch die Tugend, den Werth des Menschen bestimmen, und daß es einem jeden am Ende seiner Tage und nach diesen Tagen am meisten darauf ankommen werde, wie weit er diesem Ziele sich genähert habe. Endlich ist auch darüber kein Zwiespalt unter denen, welche eine Ahnung ihres

Berufes haben, daß ein plötzliches Erringen sittlicher Tüchtigkeit unmöglich sei, daß der Weg dahin sich vielmehr dem Ersteigen eines hohen Berges vergleichen ließe, dessen höhere Stellen nicht erreicht werden können, ohne daß jeder Theil seiner Erhebung bis dahin erklommen ist. Ja wie die Spitze der meisten hohen Berge nur so erreicht werden kann, daß der Wanderer auch von Zeit zu Zeit wieder einmal etwas hinabsteigt, oder ohne sich zu erheben weiter geht: so fühlen Alle nur zu sehr, daß auf Zeiten sittlicher Erhebung auch Zeiten sittlicher Erschlaffung folgen — und wären diese nur immer kurz und schnell vorübergehend! zöge nicht die Macht der Trägheit und ihre Mutter die Sinnlichkeit mit Centnerschwere den Hinansteigenden oft und auf lange zurück! Und dennoch glauben die Meisten, und glauben gerade Jünglinge, so eben befreit von dem Zwange und der regelnden Gewohnheit der Schule, nur zu leicht, zu dem Streben nach Tugend sei immer noch Zeit; die nächsten Jahre gehörten dem Genusse des Lebens; wie sie zu sagen pflegen, die ernsten Zeiten kämen hernach, und bis dahin ließe sich auch dieses ernste Streben aufschieben! Hat da der wohlmeinende Dichter nicht Recht, wenn er den Rath giebt:

Suche Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar?

Denn gewiß in dem Augenblick, wo der Tod an uns herantritt, wer gäbe da nicht den Gedanken an die Lust der Welt auf, und richtet all' sein Verlangen auf die Güter, die ihm allein bleiben und die er allein mit sich nimmt? Da nun aber dann durch keine noch so große Eile und Anstrengung das Versäumte nachgeholt werden kann, wer sollte bei der Ungewißheit des menschlichen Daseins nicht erkennen, daß es dem Menschen ziemt mit Hast nach der Tugend zu streben, denn er weiß nicht ob der nächste Augenblick zu diesem höchsten Werke seines Lebens ihm noch gegönnt ist.

Ganz anders müssen sich wohl sehr Viele, ja vielleicht die Meisten, bei dem Streben nach der Wissenschaft verhalten nach des Dichters Ansicht. Denn, mag er nun mit seinem Rathe Recht haben oder nicht, er warnt bei dem Suchen nach Wissenschaft vor der Eile, vor der Hast, welche er für die Tugend empfiehlt, und er räth so sehr zu dem Entgegengesetzten, daß er hofft, das rechte Maß werde dann getroffen werden, wenn der Mensch der Wissenschafft so nachginge, als würde ewig er hier sein. Er nimmt also offenbar an, für gewöhnlich geschehe Beides nicht, sondern es werde die wissenschaftliche Erkenntniß in hastiger Eile zu erringen gesucht, die sittliche Tüchtigkeit aber mit lässiger Weile, während es doch gerade umgekehrt sein sollte.

Wie steht es nun mit der Voraussetzung des Dichters? Er dachte gewiß an die Studirenden, denn von ihnen wird ja vorzugsweise angenommen, daß sie sich der Wissenschaft widmen. Der geringen Zahl der

eigentlichen Gelehrten einen Rath zu geben, von dem die meisten nicht einmal etwas erfuhren, kam dem Dichter wohl nicht in den Sinn. Und freilich, die gewöhnliche Weise des wissenschaftlichen Studiums bestätigt nur zu sehr die Nothwendigkeit des gegebenen Rathes.

Alle sind darüber einverstanden, daß der Umfang der Wissenschaft seit hundert Jahren sehr zugenommen hat. Sonst mochte Kenntniß des römischen, des deutschen und des preußischen Rechts und des Naturrechts genügen; jetzt ist nicht nur eine Geschichte dieser Rechtsgebiete dazu gekommen und eine Rechtsphilosophie, sondern das was sonst in einem dieser Gebiete vereinigt war, hat sich in eine Reihe von einzelnen Disciplinen getrennt, und mit jeder derselben soll der angehende Jünger der Themis bekannt werden. Und welchen Umfang hat die politische Geschichte genommen, die doch gewiß den Anspruch erheben darf, von denen nicht vernachlässigt zu werden, denen die wissenschaftliche Weiterbildung des Rechtes einmal obliegen wird. Eben so wenig dürfen die Resultate der Naturforschung von den Juristen gering geachtet werden. Die Fortschritte dieser Wissenschaften haben einen so ungeheuren Einfluß auf das Leben gewonnen, sie haben so viele neue Verhältnisse geschaffen, daß die bedeutendsten Rechtsfragen daraus entstehen müssen. Wie sollte eine umsichtige Entscheidung getroffen werden können, wenn die Richter nicht wenigstens so weit mit eigenen Augen sehen, um selbst zu beurtheilen, worauf sie ihre Fragen an die Sachverständigen besonders zu richten haben! Und dazu gehört viel mehr als eine äußerliche Kenntniß des großen Gebietes der Natur. Von der kaum zu entbehrenden Kenntniß fremder Sprachen, von einem umfassenden philosophischen Studium, welches vor funfzig Jahren eine in Nord-Deutschland sich von selbst verstehende Forderung war, ist nicht nöthig ausführlich zu sprechen. Das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß der Umfang der juristischen Studien gar sehr zugenommen hat. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Theologie, der Philologie, der Medicin, der Mathematik, den Naturwissenschaften.

Man sollte glauben, unter diesen Umständen gäbe es nur Einen Weg um zu dem erwünschten Ziele zu kommen. Hat die Wissenschaft an Umfang gewonnen, so ist ihr mehr Zeit zu widmen als bisher. Aber das akademische Triennium, welches vor hundert Jahren eben nur auszureichen schien, ist auch heut' noch für alle Facultäten, mit Ausnahme der medicinischen, die Regel, von der verhältnißmäßig nur selten abgewichen wird. Ja diese Zeit reicht so sehr aus, daß nicht wenige den dritten Theil derselben auch noch verwenden, um der Pflicht des einjährigen Militärdienstes zu genügen, oder daß manche binnen zweieinhalb Jahren alle Vorlesungen gehört haben, die das Herkommen fordert. — Ist das nicht eine hastige, für den Erfolg des Studiums sehr zu beklagende Eile, die gleichsam von

der Voraussetzung ausgeht, daß nur in diesen drei Jahren der Zugang zu der Wissenschaft geöffnet sei, dann aber gar nicht mehr?

Ein solches Verfahren wäre nun nicht möglich, wenn nicht die Ansicht eine weit verbreitete wäre, die Wissenschaft oder irgend ein Theil derselben, wie er von ihren Lehrern überliefert wird, sei etwas Fertiges, Abgeschlossenes, sei die ganze Wissenschaft für jetzt und für immer. Es ist eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß viele Jünglinge, die noch soeben auf dem Gymnasium das streng Begränzte aller Gymnasialstudien ungern wahrzunehmen schienen, auf der Universität nichts so sehr begehren, als Vorlesungen zu hören, in denen das Stoffliche ihnen in möglichst großen Gaben und so mitgetheilt wird, daß die Sache damit scheinbar zu Ende gebracht ist. Gewiß hat die Rücksicht auf die künftigen Prüfungen darauf großen Einfluß. Weil bei ihnen eine gewisse Masse Stoff dargelegt werden muß, so sind die Vorlesungen die willkommensten, in denen dies fein bestimmt und übersichtlich geschieht; und wenn ein junger Rechtsbeflissener alle oder die meisten der Vorlesungen nun oberflächlich gehört hat, — die Repetitorien oder wie die Veranstaltungen heißen, welche den jungen Mann für die Prüfungen vorbereiten, in denen die hauptsächlichsten Resultate in einer mäßigen Zahl behaltbarer Sätze ausgesprochen und eingeprägt werden, sie werden mit Fleiß besucht, für sie wird gearbeitet. Offenbar ist auch dies eine hastige Eile, daß man abgeschlossen sehen will, was nie abgeschlossen werden kann, daß man das ewig Fließende, immer Werdende als fertig sich aneignen will, daß man das als Resultat des bisher Erforschten Mitgetheilte benutzt, um daraus ein Gebäude zu errichten, in welchem man für sein ganzes Leben wohnen will, ohne zu mehr als zu kleinen Reparaturen genöthigt zu sein. Aber das wäre doch nur dann möglich, wenn man die Schäden und Risse, welche oft nach kurzer Zeit eintreten, und die Baufälligkeit, die gewiß nicht ausbleibt, nicht sehen oder nicht beachten will, weil freilich zur Instandhaltung dieses Hauses Niemand gesetzlich angehalten werden kann, und weil man in ihm auch bei der größten Mangelhaftigkeit des angewendeten Materials und der Construction wohnen kann, ohne leiblich erschlagen zu werden. Denn daß alle Wissenschaft in einem beständigem Flusse sei, daß die Resultate der einen Zeit durch die der kommenden berichtigt, ja widerlegt und beseitigt werden, das lehren alle Wissenschaften ohne Ausnahme zu deutlich, als daß darüber mehr zu sagen wäre.

Bei der bisher geschilderten Art des Studirens geht nun freilich der höhere Zweck des Universitätsstudiums, der einzige, um dessen willen unsere Universitäten auch jetzt noch für eine weitere Entwickelung der Wissenschaft ganz unentbehrlich sind, völlig verloren. Resultate werden in vieler Hinsicht, und jedenfalls viel sicherer schriftlich als mündlich mitgetheilt;

und darum haben die wohl nicht Unrecht, welche ein gedrucktes leidliches Buch einem schlecht nachgeschriebenen Hefte vorziehen. Aber wie man forschen soll, das läßt sich nur mangelhaft in gedruckten Büchern zeigen; denn die Art der Forschung ändert sich für den, der mitten in seiner Wissenschaft steht, fortwährend, und nur wenigen Geistern ist es gegeben, in dieser Hinsicht für immer giltige Wege zu bezeichnen. Die Kunst zu forschen wird am besten mündlich gelehrt durch das Beispiel und durch bereitwilliges persönliches Eingehen auf die Schwierigkeiten, die dem Schüler bei eigenen Versuchen sich in den Weg stellen. Aber darnach verlangen gar viele Jünglinge nicht. Ihr Absehen ist gerichtet auf das, was in den drei Jahren ihrer Universitätszeit Wissenschaft war oder als solche galt. Dann kommt die Zeit der Praxis, und dies ist ihnen ein von jenem ganz getrenntes Gebiet, zu welchem die Wissenschaft eine Nothbrücke geschlagen hat, die sie meinen je eher je lieber abbrechen zu müssen, gleichsam als fürchteten sie sich, die alte, wenn auch damals ziemlich flüchtige Neigung könnte erwachen und zu einem nicht gerade anzurathenden Besuche in dem Lande der Wissenschaft verlocken. Ist nicht auch dies eine hastige Eile, daß man meint, nur in den kurzen Universitätsjahren suchen zu müssen und finden zu können, was in dem ganzen Leben gesucht werden soll und gefunden werden kann, wenn auf der Universität der rechte Grund gelegt, wenn namentlich die beste Art der Forschung erlernt und durch gelungene Versuche in derselben Neigung und Liebe dazu erregt ist?

Das Alles würde ganz anders sein, wenn Alle, wie der Dichter will, so die Wissenschaft suchten, als würden sie ewig hier sein. Dann würden sie die Aufgabe als eine ewige, als das beständige, nie aufzugebende Ziel ihres Strebens erkennen. Eben darum würden sie den größten Werth darauf legen, auf der Universität sich die Einsicht in die zuverlässigste Weise der Forschung und Uebung in derselben zu verschaffen, damit sie der nie ganz zu lösenden Aufgabe immer sich mit Vortheil zu unterziehen verständen. Ganz unmöglich wäre dann der Irrthum, das Fließende als fest, das Werdende als fertig zu betrachten, unmöglich wäre der Versuch, den augenblicklich gewonnenen Stoff als die Wissenschaft selbst anzusehen. Die Verkehrtheit aber, nur drei oder vier Jahre auf wissenschaftliches Studium zu verwenden, wäre ganz ausgeschlossen, denn es wird ja eben ein nie zu unterbrechendes Studium als das beste empfohlen.

Und welcher Segen wäre mit dieser Art und Weise zu studiren auch sonst noch verbunden! Gehe ich davon aus, daß ich ein nie endendes, aber ein Werk betreibe, welches sich selbst fortdauernd corrigirt, so werde ich mit Unbefangenheit prüfen und forschen, nichts annehmen nur deshalb, weil es doch einmal das jetzige Resultat der Fachmänner ist, aber auch nichts verwerfen, weil es gerade augenblicklich die Gunst und die

Meinung des Tages nicht für sich hat, obwohl ich mich von seiner Unhaltbarkeit gar nicht überzeugen kann. Der Gedanke, daß ich mit Gewißheit weiß, daß mein Wissen von der Zeit und zwar oft auf das Unerwartetste berichtigt, oft widerlegt, oft als ganz irrig nachgewiesen werden wird, kann nicht anders als mich bescheiden machen, selbst wenn ich auf der höchsten Höhe stände, die die Wissenschaft augenblicklich erklommen hat. Die Unbefangenheit der Prüfung, die bescheidene Würdigung des Erlangten, die ununterbrochene Fortsetzung der Arbeit sind aber die Hauptbedingungen der rechten Gründlichkeit und des davon abhängenden Fortschritts. Und zu diesem Gewinn wird sich endlich als höchster Preis das Gefühl der inneren Befriedigung, hervorgehend aus der Sehnsucht nach höherer Erkenntniß und der erhebenden Hoffnung, diesem Ziel sich immer mehr zu nähern, gefallen. Denn, wer seine Fortschritte nicht nach der Zahl der zählbaren und wägbaren Resultate mißt, sondern wem das redliche und gründliche Forschen selbst Aufgabe und Lösung derselben ist, wem es gewiß ist, daß die Lust dazu ihn nie verlassen wird, wie sollte er ohne die zuverlässige Hoffnung sein, daß die Wissenschaft, wie bisher noch jedem redlichen Forscher, so auch ihm eine immer steigende Erkenntniß gewähren werde, und wie sollte ihn diese Hoffnung nicht erheben und beglücken?

Das scheint mir der Sinn der Mahnung des Dichters zu sein:

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier sein,
Tugend, als hätte der Tod dich schon am sträubenden Haar!

O möchte mein Wort namentlich bei Ihnen, für die es zunächst gesprochen worden ist, nicht verloren sein, sondern eine gute Statt finden und die rechte Frucht bringen! Es ist keiner unter Ihnen, der nicht in dem Kreise seiner Mitschüler die Erfahrung gemacht hätte, wie unsicher der Besitz des Lebens selbst in der Jugend ist. Diese letzten Tage haben es uns von Neuem gepredigt. Wir haben einen Schüler aus einer der mittleren Klassen nach langen bangen Leiden heimgehen sehen! Darum suchen Sie die Tugend, als hielte der Tod Sie schon am sträubenden Haar. Aber so lange Sie Gott leben läßt, so lange suchen Sie nächst der sittlichen Tüchtigkeit, nächst Frömmigkeit, Reinheit, Lauterkeit Ihrer Seele und Ihres Wandels die Wissenschaft. Das sind Sie sich, das sind Sie den Ihrigen, das sind Sie diesem Gymnasium schuldig.

Einer von denen, die die diesmalige Abiturientenprüfung bestanden haben, ist nicht gegenwärtig. Nach dem Willen Gottes hat ihn eine ernste Krankheit seit vielen Monaten heimgesucht, aber sie hat ihn nicht abgehalten, sich das Zeugniß der Reife zu erwerben. Gott segne ihn und mache ihn stark, daß er auch in dieser Prüfung zu Gottes Ruhm und Ehre bestehe.

Zur Entlassung am 15. April 1859.

Ein Frühlingsruf zum Abschiede.

Wenn ich im Begriff bin, wieder eine Zahl von Jünglingen vom Gymnasium zu entlassen, nachdem sie das ihnen hier gesteckte Ziel erreicht haben, damit sie sich nun ihrem künftigen Berufe mehr zuwenden, so drängt sich mir wohl oft der Gedanke auf, wie groß der Contrast sei zwischen ihrem bisherigen Leben und Streben, und zwischen dem Gebiet, in welches sie eintreten, so wie sie diesen Saal verlassen. Bis jetzt durch die Einrichtung der Schule genöthigt im Wesentlichen dieselben Studien zu betreiben und sich in ähnlicher Weise zu beschäftigen, treten sie nun in die verschiedensten Lebenskreise ein, und selbst diejenigen, welche die Universität besuchen, verfolgen die verschiedensten Bahnen. Bisher gebunden durch das strengere Gesetz des Gymnasiums fühlen sie sich in wenigen Minuten in einer Weise frei, wie nie vorher und wie selten nachher. So scheint es also, daß Ihre Gedanken und Gefühle, abgesehen von der hoffentlich keinem von Ihnen fremden dankbaren Bewegung Ihres Herzens, daß Sie durch die treue Pflege und Mühe Ihrer bisherigen Lehrer ein lange ersehntes Ziel erreicht haben, sehr verschiedenen Richtungen sich zuwenden. Dennoch glaube ich, daß eine Regung in Ihnen Allen vielfach sich geltend gemacht hat, die Sie gemein haben mit allen Ihren bisherigen Mitschülern, ja mit Allen, die diesen Saal zur Auszeichnung für Sie und für das Gymnasium füllen, ich meine die Freude an dem unter allen politischen Stürmen mit gleicher Pracht wiederkehrenden neuem Leben der Natur, die jedes Menschenherz mit Behagen erfüllende Empfindung, daß es Frühling wird. Sie wird auch nach dem grausigen Unwetter des gestrigen Tages bei dem Leuchten der Sonne, dem Blau des Himmels bald wieder bei Ihnen Allen sich wieder geltend machen. Und nun darin haben Sie vor Allen etwas voraus, daß Sie muthmaßlich den Frühling begrüßen mit dem leb-

haftesten Vorsatze, ihn, den ersten, nachdem Sie aus der Enge der Schule entlassen sind, recht zu genießen.

Nun wohl, das gönnen wir Ihnen alle von Herzen. Lassen Sie mich aber daran anknüpfend eine ernstere Betrachtung anstellen, geeignet und werth, daß Sie ihrer eingedenk bleiben, und so oft es wieder Frühling wird — und möchten Sie doch Alle wenigstens noch fünfzig Male ihn wiederkehren sehen! — diese Gedanken erneuern. Damit Ihnen dies um so eher möglich werde, will ich meine Worte an ein paar Verse eines deutschen Dichters anschließen, eines der vielen, die in sinniger, nur dem deutschen Gemüthe gegebener Weise seinen Preis gesungen haben. Die Worte lauten:

Die Knospe schwillt, die Blume blüht,
Die Stunde eilt, der Frühling flieht.
Drum wach, erwach du Menschenkind,
Daß dich der Lenz nicht schlafend find.

Vielleicht kommen Einem oder dem Andern von Ihnen dabei die schönen Melodien in die Erinnerung, welche Mendelssohn diesem Liede eines seiner Freunde untergelegt hat. Das könnte ja nur dazu dienen, die Worte um so fester dem Gedächtnisse einzuprägen.

Der Dichter geht von der Erfahrung aus, daß die Knospen der Blätter und die Blüthen von Bäumen und Sträuchern Wochen lang so wenig vorschreiten und zunehmen, daß bis zu ihrer Entfaltung noch längere Zeit vergehen zu müssen scheint; aber plötzlich, oft nach einem warmen Regen, nach wenigen lauen Nächten ist Alles verändert. Die Knospe schwillt, die Blätter entfalten sich, die Blumen blühen auf, und der ganze Reiz des erwachten Frühlings ist da, überwältigend schnell. Aber sein Reiz hat keinen Bestand. Zwar nicht plötzlich, aber unbegreiflich schnell vergeht die Herrlichkeit. Fast ist sie nach Stunden zu zählen. Der rechte Reiz, die ganze Frühlingswonne ist nur auf wenige Morgen beschränkt. Wer sie schlaftrunken versäumt, dem geht der wahre Genuß des Frühlings in diesem Jahre verloren. Darum ruft der Dichter dem Menschenkinde, dem nur eine so kurze Spanne Zeit, eine so geringe Zahl von Frühlingen zugemessen ist, zu: wach, erwach, daß dich der Frühling nicht schlafen find.

In diesem Sinne sind wir Alle gemeint; der Rath gilt Jedem in gleicher Weise und für jedes Jahr seines kurzen Lebens. — Auch im übertragenen Sinne lassen die Worte, wie mir scheint, eine allgemeine Anwendung zu. Zwar ist es eine oft gehörte Behauptung, die Erinnerung an vergangene Zeiten habe eine gewisse verklärende Kraft. Aber auch die Gegenwart bietet, glaube ich, abgesehen von schweren Zeiten einer Heimsuchung, den edlen Menschen vielfachen Genuß, wenn nur

ihre Seele ruhig, unbefangen, offen ist, um die ganze Bedeutung dessen, was sie haben oder haben können, aufzufassen. Aber gewöhnlich stören uns Aeußerlichkeiten; und wie oft erkennen wir erst, wenn wir ein Gut nicht mehr haben, wie groß es gewesen ist, gleichsam als würden wir dann erst wach, als gingen uns dann erst die Augen auf. Ein Kunstgenuß ist vielleicht nicht vollendet; wo gäbe es einen solchen, dem nicht die Schwere und das Mangelhafte des Irdischen anhaftete! oder es ist eine Anstrengung, eine Unbequemlichkeit dabei zu überwinden. Aber wie viel uns geboten war, das nehmen wir erst dann wahr, wenn wir zu anderer Zeit uns mit viel Geringerem begnügen müssen, oder auch das nicht haben können. Der Umgang mit Freunden, das Zusammenleben mit denen, die wir lieb haben, ist manchmal nicht frei von Störenden, mag es nun in verschiedenen Ansichten über die Fragen des Tages, oder in persönlichen Eigenthümlichkeiten, die wir mit den Freunden mit in den Kauf nehmen müssen, oder in den Pflichten, welche uns dadurch aufgelegt werden, oder in anderen geringen Zufälligkeiten seinen Grund haben. Wie oft möchten wir, wenn eine Trennung eingetreten ist, den Genuß zurückerkaufen, dessen ganze Bedeutung, als wären unsere Augen jetzt erst klar geworden, wir nun mit einem Male erkennen. Sollten wir uns da nicht alle oft zurufen: drum wach, erwach o Menschenkind, daß dich der Frühling, d. h. die sich dir darbietende schöne Zeit und ihr Reiz nicht schlafend find!

Aber freilich in einem hervorragenderen Sinne möchte ich sie anwenden auf die Jünglinge, welche nach Beendigung des Gymnasialcursus zu den Universitätsstudien oder irgend einer anderen Laufbahn übergehen, zu der diese Prüfung den Zutritt eröffnet. Für sie bricht der Frühling ihres Lebens erst recht an. Ein tüchtiges Gymnasium ist ohne eine etwas beengende Zucht nicht möglich. Nicht der Gärtner zieht die schönsten Blumen und die herrlichsten Früchte, der eine Blüthe möglichst früh hervorlockt, einen einzelnen, vielleicht unzeitigen, schwächlichen Trieb nährt und durch alle Mittel reizte, bis er sich übertreibt, sondern der, welcher nicht eher Blüthen und Früchte sehen will, als bis die Pflanze, der Baum sie völlig zu entwickeln und die Blüthe zur Frucht umzugestalten im Stande ist. So wäre es ja wohl eine schlechte Pädagogik, in dem dem Knabenalter kaum Entwachsenen durch unzeitige Begünstigung oder durch vorzeitigen Reiz irgend eine Blüthe zu eigenem oder fremdem kurzen, bald zu beklagendem Genusse zu entwickeln; eine gewisse rednerische oder dichterische Anlage besonders zu pflegen, den Jüngling, der kaum die Flügel zu entfalten anfängt, bis in die höheren Regionen der Wissenschaft hinzuführen, Kunstgenüsse, deren Bedeutung er allenfalls ahnen kann, ihm verschwenderisch zu gestatten. Der rechte Pädagog nährt und stärkt die

Kraft, aber er hütet sich, sie vor der Zeit zu verschwenden; er hält die Knospe geschlossen, damit sie um so mehr innere Kraft gewinne, die nicht nur für Eine Blüthe, sondern für viele hinreicht. Darum hat das Gymnasium nothwendig etwas Beengendes, etwas Ernstes, auch wenn dieser Eindruck nicht noch äußerlich durch finstere, unfreundliche, enge Räumlichkeiten in unerfreulichster und unnöthigster Weise bestätigt und erhöht wird. Wie sollte da dem Jüngling, der diesen Räumen, wenn auch mit einiger Wehmuth doch mit Behagen den Rücken kehrt, anders zu Muthe sein, als ob er aus des Winters beengender Strenge in des Frühlings erquickende Weite hinaustritt?

Freilich sollte nach ähnlichen Grundsätzen in jeder höheren Unterrichtsanstalt verfahren werden, und dann würden die aus ihnen als reif Entlassenen alle dieses erquickliche Gefühl haben. Aber das hat die Gymnasialbildung vor anderer voraus, daß sie die zu einem größeren Reichthum edelsten Genusses befähigt, welche auf die Universität übergehen, als er sonst den Jünglingen irgendwo geboten wird. Das Universitätsstudium ist kein mechanisches; es soll und braucht es wenigstens nicht zu sein, sondern es führt zu Ideen, und beschäftigt sich mit ihnen. Es bleibt nicht nur in den Vorhöfen der Wissenschaft, sondern es führt ganz in sie hinein und auf ihre Höhen hinauf. Es lehrt nicht nur erkennen, was die Wissenschaft der Gegenwart ihren Besitz nennt, sondern es lehrt nachdenken, was die größten Geister aller Völker und aller Zeiten vorgedacht haben. Es beschränkt sich auch nicht auf die strenge Wissenschaft allein, sondern Poesie und Kunst gehören mit zu seinem unvermeßlichen Kreise. Indem die Universität ihre rechten Schüler so zu den höchsten Ideen, die dem menschlichen Geiste zugänglich sind, hinleitet, erhebt sie dieselben über die Schranken der Körperlichkeit und des sinnlichen, irdischen Lebens. Wenn nun dazu bedacht wird, daß ihre Lehrer in einem vorzüglichen Grade befähigt sein müssen, durch das Belebende des mündlichen Vortrags auf dem kürzesten und erprobtesten Wege ihre Zuhörer zu so hohem Ziele hinzuleiten, daß die Jünglinge ferner in freiester Weise selbst zu wählen berechtigt sind, wohin Neigung und Sehnsucht sie lenken, daß die meisten von ihnen durch die Güte der ihrigen ganz oder größtentheils von den Sorgen des Lebens frei sind, die sich später zeitig genug oft drückend einstellen; daß endlich der jugendliche Geist in diesen Jahren die größte Spannkraft, die größte Freude am Genusse und die größte Fähigkeit zu demselben entwickelt; so wird die Behauptung gerechtfertigt sein, daß diese Zeit des männlichen Lebens in hervorragendem Grade der Frühlingszeit verglichen werden kann, und daß sie zum edlen Genusse auffordert und befähigt, wie keine andere vor und nach ihr. Und wenn sie nun wie alle Zeit unendlich flüchtig, und nach wenigen Jahren unwieder-

bringlich vorbei ist, ist es da nicht erlaubt, die Worte auf sie besonders anzuwenden:

Die Knospe schwillt, die Blume blüht, Die Stunde eilt, der Frühling flieht.
Drum wach, erwach du Menschenkind, Daß dich der Lenz nicht schlafend find.

Aber ist nicht der Ruf, wach zu sein, und gar der, zu erwachen, ein höchst überflüssiger? — Ach, wäre er es doch!— Es begegnet wohl nicht nur mir, daß ich oft von denen, welche die Universität kaum verlassen haben, den schmerzlichen Wunsch aussprechen höre, daß es möglich sein möchte, die verflossenen Jahre noch einmal zu durchleben. Ja, klingt nicht durch die Begeisterung selbst, mit welcher die Männer an ihre Universitätszeit zurückdenken, oft mehr oder weniger vernehmlich das Geständniß hindurch, man habe doch nicht erkannt, wie viel Schönes umsonst angeboten, wie viel Förderndes verschmäht worden? — Ich müßte unter lauter Sehenden blind sein, oder was ich sehen muß, verschweigen wollen, wenn ich den Mahnruf für unnöthig halten sollte.

Zwar an Lust zum Genusse fehlt es vielen Jünglingen, die zur Universität übergehen, nicht; aber zu welchem Genusse? Sind es die Räume der Universität, welche sie dazu aufsuchen? Oder ist es ein Genuß, der, um zu ihm fähig und zugelassen zu werden, den ernsten und mühsamen Weg durch das ganze Gymnasium erfordert? den sie nur theilen können mit denen, die zu den höheren Stufen des Lebens berufen sind? Ist es ein Genuß, der Geist und Leib stärkt, und der sie ihrem Ziele näher bringt? O d e r sind es vielleicht Freuden, die erniedrigen, statt erhöhen, Geist und Körper verderben, sie von ihrem Ziele nicht entfernen, sondern geraden Weges abbringen? Sind es vielleicht Thaten, in denen sie doch nothwendig von Tausenden übertroffen werden, mit denen sie sonst nie etwas gemein zu haben wünschen und wünschen müssen? Dann kann es freilich nicht anders sein, als daß sie nach Beendigung ihrer Studienjahre wie von einem wüsten Traum, der das Gefühl einer schalen Leere zurückläßt, erwachen. — Darum rufe ich Ihnen, die ich heut' von dem Gymnasium entlasse, mit treuestem Herzen zu: wach, erwach du Menschenkind, daß dich der Lenz nicht schlafend find. Sie wissen, ich bin kein Feind leiblichen Genusses; aber es ist einer der niederdrückendsten Gedanken für mich, annehmen zu sollen, daß einer oder der andere von Ihnen durch alle Lehre und Erziehung dieses Gymnasiums nur zu solchen Freuden gebildet und erzogen sein sollte.

Aber eben so häufig ist es, daß die Jünglinge die Fülle des g e i s t i g e n Genusses gering achten, verschmähen und darum gar nicht kennen lernen, zu welchem sich ihnen auf der Universität der Zugang eröffnet. Die Klage ist nicht ungerechtfertigt, daß alle die allgemeineren Vorlesungen über Poesie und Literatur, über Kunst, über Geschichte und Philosophie,

über die Natur und ihre Wunder sich eines viel geringeren Zuspruchs erfreuen, als dies wohl vor einem Menschenalter der Fall war, und als dies nach der Eigenthümlichkeit der Deutschen erwartet werden sollte, welche gerade in diesen Gebieten durch geistreiche Darstellung des tief Erforschten fast alle anderen Nationen Europas übertreffen. Ich verkenne nicht, daß jetzt jede Wissenschaft, welche als das Hauptstudium erwählt wird, durch die Gründlichkeit und Allseitigkeit der neueren Forschung einen so großen Umfang gewonnen hat, wie nie zuvor, und daher die Beschäftigung mit allgemeineren Wissenschaften mehr in die Ferne gerückt und erschwert wird. Auch das ist zuzugeben, daß Vieles, was vor dreißig Jahren nur mündlich auf den Universitäten vernommen werden konnte, jetzt in mehrfachen Bearbeitungen zu bequemer Aneignung gedruckt vorliegt. Aber es scheint mir nur die seltene Ausnahme von der Regel zu sein, wenn aus einer dieser beiden Ursachen die Beschränkung auf das sogenannte Hauptstudium eintritt. Vielmehr ist eine Geringachtung jener ersten und ergiebigsten Quellen wahrer Bildung eingetreten; man begnügt sich mit dem Wenigen, was das Gymnasium vorbereitend, und was die Tagesliteratur oberflächlich in einzelnen durch Schlagwörter herausgeputzten Resultaten davon mittheilt. Soll es anders werden, — und daß es anders werde, ist um der Erhaltung der edlen deutschen Art in Kunst und Wissenschaft höchst wünschenswerth — so kann das wohl nur dadurch geschehen, daß unsere studirende Jugend wachen Sinnes erkenne, was sie verschmäht. Noch häufiger fast, als die oben erwähnte Klage, kann man das Bedauern der Männer hören, daß sie auf der Universität versäumt haben, sich den Zugang zu jenen Gebieten zu eröffnen, deren ganze Bedeutung sie erst zu spät erkannt haben; und von denen sie sich nun fast ausgeschlossen sehen, um so mehr als der Fortschritt, den die Naturwissenschaften z. B. machen, ein so überraschend großer und schneller ist.

Aber ich rufe Ihnen jenen Rath des Dichters nicht nur mit Rücksicht auf den reichen und edlen Genuß zu, den Sie sich nach meinem Wunsche nicht sollen entgehen lassen; er hat noch eine ernstere Bedeutung. Der Frühling will nicht nur genossen sein, sondern er ist zugleich eine Zeit der angestrengtesten Arbeit namentlich für Alle, welche der Natur einen Ertrag abgewinnen wollen. Was würde man über den Landmann oder den Gärtner urtheilen der den Acker, der im Sommer oder Herbst Frucht bringen soll, im Frühling nicht bearbeiten und bestellen, der keinen Samen ausstreuen wollte, in der Meinung, dazu sei später, vielleicht gar im Sommer, auch noch Zeit? Vielmehr sind alle darin einverstanden, zu keiner Zeit sei mehr Fleiß und Eile zu verwenden als in den kurzen Frühlingswochen, weil nur zu schnell die zur Saat geeignete Zeit

vergehe, im Sommer aber der Acker entweder gar nicht oder wegen des fest eingewurzelten Unkrautes nur mit viel größerer Mühe und viel geringerem Erfolge bebaut werden könnte.

Dies Alles gilt von dem geistigen Acker in noch viel höherem Grade. Zwar bringt jeder Studirende von dem Gymnasium ein gewisses Maß von Kenntnissen mit. Aber nur ein Thor könnte meinen, dieses Wissen genüge für einen Arzt, einen Juristen, einen Theologen oder Philologen. Wozu wäre denn überhaupt der Besuch der Akademie vom Staate vorgeschrieben für gewisse Kategorien von Beamten, wenn nicht auf ihr ein großes und umfassendes neues Wissen erworben werden sollte? Damit ist nicht geleugnet, daß nicht auch nach der Studienzeit unendlich viel dazu gelernt werden soll; aber immer wird dabei vorausgesetzt, daß die Universität den geistigen Stoff überliefert habe, dessen Anwendung und Verarbeitung dem späteren praktischen Leben vorbehalten bleibt. Wenn Sie nun jetzt Ihr geistiges Ackerfeld, um in dem Bilde zu bleiben, nicht mit Sorgfalt bearbeiten, so kann nicht vermieden werden, daß Dornen und Disteln dasselbe überziehen, und so in ihm sich einnisten und einwurzeln, daß später die mühevollste Arbeit dazu gehört, um den Acker nur erst wieder fruchbar zu machen. Ein außer Cultur gekommenes Stück Land wird von dem verständigen Landmann für einen großen Nachtheil gehalten. Meinen Sie aber, der Dornen und Disteln wollten Sie sich schon erwehren? nur behielten Sie sich vor, erst später nährende Saat zu streuen; vorläufig wollten Sie an schnell wachsenden, wenn auch schnell verblühenden Blumen sich erfreuen, — so müssen Sie nur nicht in drei bis vier Jahren, wenn die kurze akademische Zeit auch für Sie vorbei sein wird, ernten wollen. Denn ohne reichliche Saat ist nun einmal nach Gottes weiser Ordnung keine reichliche Ernte möglich. Dann wird Ihnen freilich nichts übrig bleiben als zu thun, was der Landmann thut, wenn unerwartete Dürre oder übermäßige Feuchtigkeit, wenn Hagelschlag oder Mäusefraß die wohl vorbereitete Getreideernte zu seinem Schmerz vernichtet hat. Dann baut er noch Rüben oder irgend eine schnell wachsende Pflanze, um wenigstens so viel zu haben, daß er seine Heerden wenn auch bei dürftiger Kost mit Mühe über den langen Winter bringt. Dann müssen Sie freilich in eine der künstlichen Treibereien oder geistigen Armenanstalten sich begeben, wo Ihnen gerade so viel mitgetheilt und beigebracht wird, als Sie zum Bestehen des Examens bedürfen. Dann haben Sie freilich nicht für die Schule, aber noch viel weniger für das Leben, sondern nur für die Prüfung gelernt. Dann wundern und beklagen Sie sich aber auch nicht, daß die dürre und dürftige Nahrung weder Sie, noch die satt macht, die einmal in Ihrer Amtsführung auf Sie angewiesen sein werden. Dann erschrecken Sie auch

nicht, wenn Sie leider zu spät wach werden, und sich mit Beschämung gestehen müssen, daß Sie Ihre ganzen Studienjahre oder doch einen großen Theil derselben in wüstem Nichtsthun verträumt, und weder den Frühling Ihres Lebens genossen haben, noch sich an seinem Sommer erfreuen können.

Drum wach, erwach du Menschenkind, Daß dich der Lenz nicht schlafend find!

O möchte mein Wort nicht vergebens vor Ihnen, geliebte Jünglinge, gesprochen sein! Sie haben mir so oft gefolgt. Lassen Sie die letzte Ermahnung, die ich an Sie gerichtet habe, nicht unbeachtet.

Einer von Ihnen hat in Ihrer Aller Namen vorher ausgesprochen, Sie werden der Verpflichtung der Dankbarkeit gegen diese Anstalt eingedenk bleiben. Das Gymnasium begehrt nur den einen Dank, daß Sie seiner Pflege durch Ihr Leben Ehre machen. Gott hat Sie alle mit den Fähigkeiten ausgestattet, um tüchtige Männer zu werden. Der geradeste Weg zu diesem schönen Ziel ist eine treue Anwendung der nächsten Jahre, eine Anwendung, bei der Sie stets ihn den Allgegenwärtigen zum Zeugen von Allem, was Sie denken und thun, nehmen können. Des seien Sie eingedenk.

Zur Entlassung am 27. März 1863.

Wer die Frucht will, muß der Blüthe warten.

Wie wichtig und folgenreich der heutige Tag für diejenigen unter Euch, geliebte Schüler, ist, welche heute das Gymnasium verlassen um zur Universität überzugehen, zeigt sich auch darin, daß, während Sie bisher auf dem Gymnasium alle durch dieselben Sprachen und Wissenschaften gebildet wurden, und es auch nicht eine besondere Art das Lateinische zu erlernen für den künftigen Theologen, eine besondere für den künftigen Arzt gab oder eine solche unter Verständigen gedacht werden kann, von heute an sich Ihre wissenschaftlichen Wege scheiden. Sie könnten zwar auf eine Universität gehen, Sie begegnen sich vielleicht auch in einem historischen oder philosophischen Collegium, aber sonst verfolgen Sie die verschiedenartigsten Studien. Einer will sich der Theologie, einer der Philologie, einer der Geschichte, einer den Naturwissenschaften, zwei der Medicin widmen, vier wollen Jura allein oder in Verbindung mit den Cameralwissenschaften studiren, einer hat noch keine bestimmte Wahl getroffen. So sind also alle Facultäten selbst in den großen Unterabtheilungen, in welche sie zerfallen, vertreten.

Von dem Wunsche durchdrungen, noch in der letzten Stunde Ihres Schullebens ein Wort zu sagen, was sich alle zu Ihrem Vortheil aneignen könnten und was zu bedenken auch den Zurückbleibenden sehr heilsam sein wird, will ich nicht von dem Bande reden, durch welches nach einem Ausspruche Cicero's alle Wissenschaften zusammengehalten werden. Das Band ist wirklich vorhanden; aber je mehr die Wissenschaften auseinander gehen, um so lockerer wird für die meisten Jünglinge die Verbindung; und der Rath, die allgemeinen Wissenschaften, Geschichte, Philosophie, Literatur, Sprachen, und die allgemeineren Zweige der Naturstudien über den Fachwissenschaften nicht zu vernachlässigen, sondern in

den Kreis derselben ernstlich und planmäßig aufzunehmen, widerstrebt leider der mächtigen Richtung der Gegenwart so sehr, und ist in vielen Fällen so schwer zu befolgen, daß ich vorziehe, einen solchen Rath nicht erst zu geben. Vielleicht gelingt es mir, in den Abgehenden das Bewußtsein, daß sie bei aller Verschiedenheit ihrer Fachwissenschaften doch ein einheitliches Streben und Ziel haben, dadurch zu erregen, wenn ich ihnen zeige, daß sie ihr Ziel nur auf einem Wege erreichen können.

Ich will meine Ermahnung an Böckh's Worte anknüpfen: wer die Frucht will, muß der Blüthe warten.

Ich bezeichne als die Blüthenjahre Eures Lebens die Zeit, welche Ihr auf der Universität zubringen werdet. Wenn irgend eine Zeit des männlichen Lebens überhaupt so genannt werden kann, so verdienen es gewiß diese Jahre, von achtzehn bis zweiundzwanzig; und so sprechen wir von blühenden Jünglingen und jungen Männern blos in Beziehung auf die körperliche Entwickelung in diesen Jahren. Aber diese Bezeichnung kömmt diesen Euren Jahren viel mehr zu, als der großen Mehrzahl Eurer Altersgenossen, welche sich in ihnen schon einem bürgerlichen Beruf widmen müssen. Während diese ihre Gedanken und ihre Thätigkeit einem oft sehr sinnlichen, der Erde angehörigen materiellen Stoffe zuwenden und ihn zu gestalten und zu verwerthen und über ihn Macht zu bekommen lernen müssen, aber eben darum auch schon Geld und Geldeswerth als Frucht ihrer Thätigkeit erwerben: haben die Studirenden ihre Gedanken, wenn sie thun, was sie thun sollen, geistigen Dingen, den ewigen Ideen zuzuwenden, unbekümmert um Erwerb. Wie alle Blüthen mit Ausnahme sehr weniger, wenn ich mich nicht irre, sich der Sonne zukehren, ja ohne ihr Licht sich fast nicht öffnen können, viele vieles Sonnenscheines zu ihrer normalen Entwickelung bedürfen: so haben Sie den erwärmenden und belebenden Strahlen der Wissenschaft sich möglichst unausgesetzt zuzukehren; Sie haben es auch dann zu thun, wenn Sie, und wäre es auf das Mikroskop gebückt, scheinbar nur hinuntersehen, oder bei nächtlicher Weile die Geisteswerke vergangener Jahrhunderte studiren. Dennoch muß Ihr Blick immer aufwärts auf die erhabenen Probleme der Wissenschaft, und wenn es recht mit Ihnen stehen soll, auf Gott, von dem alles Licht ausgeht, gerichtet werden; sonst thun Sie nichts anderes als daß Sie ein Handwerk treiben, nur mit anderen Handgriffen und Werkzeugen als sonst bei Handwerkern in Anwendung kommen. Und wie wir an den Blüthen jeden Glanz und jede Mannigfaltigkeit der Farben, ja auch die oft so von dem Gewöhnlichen ganz sich entfernenden Formen vieler Orchideen berechtigt finden: so sind die Deutschen geneigt keinem Theile der Jünglinge es so zuzugestehen, daß sie sich in dem Ungewöhnlichsten und von dem Herkömmlichen ganz abweichenden phantastisch versuchen, als den

Musensöhnen. Endlich wie wenig fragen ihre Angehörigen während dieser Jahre nach einer Frucht! wie sind sie doch zufrieden in der Hoffnung, es werde die Frucht nach einer ungestörten reichlichen Blüthe nicht ausbleiben!

Soll dies geschehen — und in diesem Wunsche begegnen sich die Eltern und Angehörigen der heut zur Universität Abgehenden und ihre Lehrer, die heute ihr Werk an ihnen abschließen, auf das lebhafteste — so warten Sie der Blüthe. Dies schließt zunächst die Ermahnung ein, dafür zu sorgen, daß die Knospe, in der noch Alles bei Ihnen verschlossen ist, wirklich aufblüht.

Müssen wir auf unseren Feldern und an unseren Fruchtbäumen dies ganz der Güte Gottes, und daß er Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit und in dem rechten Maße giebt, überlassen: so können wir in jedem Treibhause wahrnehmen, wie der einsichtige Gärtner seltene Blumen oder auch einzelne Fruchtbäume zu keiner Zeit mehr überwacht und so viel er vermag, unterstützt, um zu bewirken, daß die schwellenden Knospen nun auch wirklich zur Blüthe sich entfalten. Wie gering aber ist der Werth der seltensten und schönsten Blume, des kostbarsten Fruchtbaums gegen den Werth eines ganzen Lebens und der Entwickelung einer unsterblichen Seele? Sollte daher nicht ein jeder Jüngling bereit sein, Alles zu thun, was in seiner Macht steht, um sie zur schönen Blüthe zu bringen?

Dazu kann aber ein Jeder sehr viel thun. Lasset Eure Seele, wie die Knospe durch den frischen Frühlingshauch angeschwellt wird, schwellen von dem Hauche der Wissenschaft, daß ihre Enge ausgebreitet, ihre Flügel entfaltet werden zu dem nie ermattenden Aufschwunge in das Reich der Ideen. Der Mensch hat die Fähigkeit über sich hinaufzusehen, der Edle hat eine Sehnsucht nach Idealen, aber diese Sehnsucht muß zu rechter Zeit, — und das ist, ehe das Leben mit dem Blei seiner Sorgen und Geschäfte ihn bei vielleicht recht nützlichen aber materiellen Verhältnissen zurückhält — zu rechter Zeit muß diese Sehnsucht genährt und auch geregelt werden. Und das geschieht, indem wir große Gedanken denken lernen und uns an sie gewöhnen. An großen nachzudenkenden Gedanken aber sind alle Wissenschaften reich. Ob die Theologie die Urkunden unseres religiösen Lebens zu verstehen und zu erklären unternimmt, oder die wunderbare Entwickelung der christlichen Kirche und wie sie sich den Erdkreis zu unterwerfen fortfährt, zum Gegenstande der Forschung macht, oder ob sie zu erkennen sucht, in welchen Glaubensformeln die verschiedenen Parteien der Christenheit das was ihnen wesentlich deuchte zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile, auszusprechen und gegen Mißverständniß zu sichern für nöthig hielten, oder ob sie das vielgestaltige Leben als eine Verkörperung des Wortes ihr esset nur oder trinket, oder was ihr thut,

so thut es Alles zu Gottes Ehre, nachzuweisen bestrebt ist, oder ob sie es sich schwer werden lässet, zu ergründen, was menschliche Kunst dazu thun kann, um dem Evangelium leichten und sicheren Eingang in die Herzen der Menschen zu bereiten: immer hat sie es mit den größten, heiligsten und erhabensten Aufgaben zu thun; und welcher Theologe nur weit genug zurückgeht in vergangene Zeiten und ihre Gelehrsamkeit, und sich nur nicht begnügt mit dem, was die zwei letzten Jahrzehende der theologischen Wissenschaften erzeugt haben, oder was nur einer engherzigen und hochmüthigen Richtung angehört, der wird wahrlich seine Seele erhoben fühlen von dem, wodurch sich der Geist Gottes in allen Jahrhunderten der christlichen Kirche bezeugt hat.

Man kann wohl oft hören, in der Sphäre des Rechtes sei zwar der größte Scharfsinn, aber zugleich auch die nüchternste, ruhigste Erwägung aller Verhältnisse unentbehrlich, und der kühne Flug der Phantasie zieme sich nirgends weniger als bei der Entscheidung von Rechtsfragen. Aber die Idee des Rechtes allein schon, die Geschichte seiner mit Nothwendigkeit erfolgten Entwickelung in dem römischen Weltreiche und in den christlichen Staaten, die Aufgabe, eine Vermittelung zu suchen zwischen dem Rechte, welches wir meinen a priori finden zu können, und zwischen den beständiger Veränderung ausgesetzten Rechtsbegriffen, welche das Leben mit seinen immer neuen Gestaltungen erzeugt, die großen Fragen des Staatsrechtes, des Strafrechtes, die Aufgabe, den sichersten, schnellsten und wohlfeilsten Weg der Rechtsfindung zu gehen, die an jeden praktischen Juristen herantretende Pflicht, in seinem Kreise das Verständniß des geltenden Rechtes zu verbreiten und seiner vernünftigen Weiterbildung vorzuarbeiten, sind, wie mir scheint, ohne fortgesetzte gründliche philosophische und geschichtliche Studien nicht zu lösen. Wie sollte es nicht möglich sein, durch die Darlegung so großer und umfassender Gebiete von eingreifendster Wichtigkeit für die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes junge Studirende zu begeistern und mit dem berechtigten Hochgefühl zu erfüllen, daß auch sie an dem Werke mitarbeiten sollen, welches fast einen größeren Einfluß auf bürgerliche Wohlfahrt und auf das Bestehen und das Glück des Staates ausübt als jedes andere?

Welcher Arzt von der Medicin nichts weiter verlangt, als daß sie möglichst kurze und sichere Regeln mittheile, um das Heer der Krankheiten zu erkennen und so weit dies menschlicher Klugheit gelingen kann, sie zu heilen oder doch ihre Schmerzen zu lindern, der kann freilich ohne viel Ideen auskommen. Wer sie aber als einen zwar kleinen aber als den für den Menschen wichtigsten Theil der unermeßlichen Naturwissenschaft auffaßt, aus deren Gesammtgebiet der Arzt unendlich vieles zu seinen Studien hinübernehmen muß, wenn er seines Namens würdig sein

will, der wird kein Bedenken tragen, seine Wissenschaft als die ideenreichste zu bezeichnen. Von Wundern so umgeben, daß er nur darüber zweifelhaft sein kann, ob das, was der Astronom mit dem Teleskop, oder das was er mit dem Mikroskop wahrnimmt, oder das was beider gesunde Augen durch sich selbst sehen, das wunderbarste ist, verpflichtet, nicht nur den kranken Leib, sondern auch das kranke Gemüth, wenn er kann, zu heilen, müßte er ja wohl am meisten geneigt sein, seine Gedanken in das lichte Reich der Ideen und seinen Blick zu Gott zu erheben, und seines ewigen Zieles eingedenk zu bleiben.

Ich sage nichts von dem Studium der Geschichte und der Philologie, bei denen es eigentlich viel schwerer als bei jeder anderen Fachwissenschaft ist, sie geistlos und handwerksmäßig zu betreiben.

Wenn Ihr Euch nur noch daran erinnert, daß Euch der Zugang zur Philosophie, zur Geschichte, zur Literatur und zur Kunst Allen geöffnet wird, und daß es doch eigentlich ein Verrath an Eurer Bildung ist, wenn Ihr ihren schönsten Reiz, der eben in der Kenntniß der großen Philosophen, Geschichtschreiber, Dichter und Künstler liegt, Euch entgehen lasset, um so mehr als ihre Werke, so weit sie Kunstwerke sind, durch die Schönheit ihrer Form den Geist anlocken und selbst beim angestrengtesten Studium erquicken, so müssen Alle zugestehen, an der erhabendsten und belebendsten Nahrung für Ihren Geist kann es auf der Universität nicht fehlen. Thun Sie nun auch das Ihrige, denn es kann es keiner für Sie thun, und nähren, stärken, erheben Sie Ihren Geist dadurch, daß Sie die Ihnen so reichlich und so bequem dargebotenen Schätze sich zu eigensten Besitz machen.

Die Entwickelung einer Knospe kann aber auch durch zu viele Nahrung gestört und verhindert werden. Das Uebermaß der Nahrung geht in die Blätter und bewirkt, daß die übertriebene Blume in wenig Tagen abfällt und aus ihr keine Frucht sich bildet. Ich möchte diesem Vorgange das maßlose Aufnehmen von Bildungsstoff vergleichen, den weder Ihr noch irgend eines Menschen Geist verarbeiten kann. Wollen Sie die Frucht, so warten Sie auch darin der Blüthe. Zu entschuldigen ist ein solches Verfahren nicht mit der Nothwendigkeit, eine gewisse Reihe von Vorträgen gehört zu haben. Der Staat schreibt die dreijährigen Studien nur als geringste Zeit vor, nicht daß er rathe, es dabei bewenden zu lassen. Es ist ein altes Wort: wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen. Wenn nun der Zweck des Universitätsbesuches bei dreijährigen Studien gar nicht oder nur mangelhaft zu erreichen ist, so bleibt doch verständiger Weise nichts übrig, als die Zeit zu verlängern, und wäre es unter großen Entbehrungen. Daß aber jener Zweck nicht zu erreichen, ist leicht einzusehen. Wer in Preußen zur Universität zu-

gelassen wird, ist gewandt genug im Denken, um auch, wenn er den größten Theil des Tages schreibend in den Collegien zubringt, im Allgemeinen dem Vortrage zu folgen, und auch vielerlei zu behalten. Aber was man so auffaßt, das macht den Geist nicht kräftig, erhebt ihn auch nicht, vielmehr stumpft es ihn ab und drückt ihn nieder. Daher hegen im dritten Jahre viele den so unnatürlichen und leider nur zu gewöhnlichen Wunsch ihre akademische Zeit nur erst hinter sich zu haben, um wie sie dann freilich sagen müssen, wie andere sich in den Lastwagen des amtlichen Lebens spannen zu lassen. Fast noch schlimmer ist die Folge, daß wer nie selbständig großen Gedanken hat nachdenken lernen, die Kraft der eigenen Prüfung nicht gewonnen hat, sondern abhängig ist in seinem Urtheile von dem oft so irrigen Urtheile des Tages. Glaubet mir, es giebt wenige Dinge, die so schwer in dem späteren Leben drücken, als diese Unfähigkeit, in Fragen der eigenen Wissenschaft ein eigenes Urtheil zu haben. Sie ist die Ursache, weshalb so mancher Studirte in seinen höheren Lebensjahren wenigstens durch die Erholung und die Freuden, die er sucht, nicht verräth, daß er einige Jahre seines Jünglingsalters sich mit den Wissenschaften beschäftigt hat. Gewidmet hat ein solcher sich ihnen nie.

Ich muß noch eine andere Gefahr erwähnen, welche den Blüthen droht. Wie oft vernichtet oder verkümmert eine einzige Frostnacht die reichste Blüthenpracht! oder verzögert die Entwickelung so sehr, daß nur wenige Blüthen lebensfähig bleiben! Ich vergleiche ihn im akademischen Leben dem eisigen Hauch, mit dem Rohheit und Fröhnen der Sinnlichkeit so manches begabten Jünglings Blüthe oft in den ersten Monaten nach seinem Abgang von der Schule für immer erkältet und verkümmert. Ich mißgönne Ihnen die akademische Freiheit und ihren Genuß gewiß nicht. Aber ich bin völlig außer Stande als eine Aeußerung dieser Freiheit zu betrachten, wenn sich ein Jüngling zum willenlosen Knechte einer nicht von ihm geschriebenen Satzung macht, um sich den niedrigsten Gelüsten und Genüssen hinzugeben, und seine Seele mit Erfahrungen zu beflecken, auf die er in wenigen Jahren nur mit Aerger, oft mit bitterem Aerger und großer Scham zurücksehen kann. Wie mancher vertauscht doch nur darum nach einem Jahre die erste Universitätsstadt mit einer andern, um in ihr ein neues Leben anzufangen! Wie sollen in einer solchen befleckten Seele große Ideen und erhabene Gedanken ihre Wohnung nehmen, wie sollen die wenigen noch übrigen Jahre ausreichen, um in gedeihlicher Weise den wissenschaftlichen Cursus zu vollenden und die geistige Nahrung zu einem Besitz für immer zu machen? Einer von Ihnen hat vorher verheißen, Sie wollten eingedenk sein dieses Gymnasiums, welches Sie nach bestem Wissen gehegt und gepflegt hat. Ich zweifle nicht an der Auf-

richtigkeit Ihrer Versicherung. Aber ich nehme Sie beim Worte. Thun Sie das dem Gymnasium nicht an, daß Sie diese Schuld in der Pflege Ihrer Blüthe auf sich laden! Das haben Sie völlig in Ihrer Hand. Welche Ideen und wie sie Ihnen zugeführt werden, ob Sie in Ihnen heimisch sein lernen und in wie weit Ihre Seelen durch dieselben erfüllt werden, das ist zum Theil von Ihren Anlagen, zum Theil von dem Talent Ihrer künftigen Lehrer abhängig; wie lange Sie Ihre Studienzeit ausdehnen können, darüber haben die Ihrigen, haben Ihre Verhältnisse zu bestimmen; ob Sie Ihre Seelen rein und unbefleckt erhalten von Rohheit und grober Sinnlichkeit, darüber haben Sie allein Macht, dafür werden Sie allein die Verantwortung haben. Halten Sie sich rein von dieser Schuld!

Daß Sie so dieser Ihnen bevorstehenden Blüthezeit Ihres Lebens pflegen, der Blüthe warten, ist mein sehnsüchtigster Wunsch. Möchte er in Erfüllung gehen!

Zur Entlassung am 18. März 1864.

Jeder soll das Vorbild seiner selbst erreichen.

Ein großer Theil des Reichthums an Genuß, den wir haben können, beruht, wie mir scheint, auf dem dreifachen Vermögen unseres Geistes, eben so wohl die Gegenwart zu empfinden als durch die Betrachtung der Vergangenheit und das Hinaussehen in die Zukunft zu genießen. Dieses dreifache Gebiet steht Jedem offen, und nur selten wird Jemand behaupten mögen, er sei mit seinen Freuden nur nach einer dieser Richtungen hingewiesen. Schwerlich giebt es einen Menschen, der mit seinen Gedanken nicht gern wenigstens auf Tage und Wochen seines vergangenen Lebens zurückginge, mag es auch, wenn es köstlich gewesen ist, nach der Schrift nur Mühe und Arbeit dargeboten haben. Auch die schwerste Gegenwart bietet, wenn des Menschen Geist nicht durch Trübsinn umnachtet ist, Anlaß zu wenigstens kurzer Freude, würde sie auch nur durch den blauen, sonnigen Himmel oder durch ein freundliches Kindergesicht, in das wir hineinblicken, erregt. Daß aber die Hoffnung den Menschen bis zum Grabe nicht verläßt, haben die Dichter aller Zeiten oft genug ausgesprochen. Aber freilich werden die Menschen nach dem verschiedenen Alter, in welchem sie stehen, sich einem dieser Gedankenkreise mit Vorliebe zuwenden; und wenn der Greis vorzugsweise der Betrachtung der Vergangenheit lebt und er bei der kurzen Hoffnung, die ihm sein bald abgelaufener Lebensfaden nur noch zu hegen erlaubt, bald an dem Grabe ankommt, und wenn er, wenn es gut mit ihm steht, die Schwingen selbst in die Zeit über Grab und Tod erhebt, so sagt man der Jugend mit Recht nach, daß sie mehr der Gegenwart lebt. Und gewiß ist es ein Zeichen von Unreife, wenn der Jüngling sich nur in der Rückerinnerung an die Knabenjahre erginge, aber eben so sehr ein Beweis von gemeiner niedriger Gesinnung, wenn er nur dem sinnlichen Genuß der Gegenwart leben wollte.

Ich will mich gern der Hoffnung hingeben, daß die Jünglinge, welche ich jetzt vom Gymnasium zu entlassen im Begriffe bin, durch die Pflege der Anstalt zu der Reife gekommen sind, daß sie fühlen, die Knabenjahre liegen hinter ihnen; und es würde mir sehr betrübend sein, denken zu müssen, daß einer oder der andere sittlich so tief stände, daß er jetzt noch meine dringende Warnung bedürfte, in den nächsten Jahren nicht in gemeinem sinnlichem Genusse seine Freude zu suchen. Aber ich wünsche Sie bereit zu finden, in der letzten Stunde, die Sie als Schüler in diesem Hause zubringen, Ihre Aufmerksamkeit auf die allein heilsame Weise hinzulenken, wie Sie der Zukunft gedenken müssen, wenn sie Ihnen den Frieden in Ihrem Innern und damit das höchste Glück Ihres Lebens bringen soll. Ich will mich dabei an ein Wort eines unserer gedankenreichsten Dichter anschließen, an die Verse Rückert's:

Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll.
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll.

Lassen Sie mich zuerst von dem sprechen, was diese Worte gewiß nicht sagen wollen. Gewiß enthalten sie nicht den Rath, es solle sich Jeder einen bestimmten Lebensberuf wählen. Sie haben Alle Ihre Wahl getroffen, wie es ja die Ausnahme von der Regel ist, wenn ein Jüngling die Abiturientenprüfung besteht, ohne in dieser Hinsicht einen Entschluß gefaßt zu haben. Es wäre also gar kein Grund dazu vorhanden, Ihnen diese Verse an's Herz zu legen. Auch das empfehlen sie gewiß nicht, nicht blos im Allgemeinen, einen Beruf zu erwählen, sondern sich die Stellung, in der man zunächst zu wirken gedenke, recht klar vor die Seele zu stellen, und nicht etwa dabei zu hoch zu greifen, damit man durch die späteren Erfahrungen nicht genöthigt werde, liebgewordene Hoffnungen aufzugeben. Dazu neigen ohnehin gar manche, und wenn sie sich dabei bescheiden, es nur einmal bis zu einer mittleren Stelle im Dienste des Staates, sei es nun als Prediger, als Richter, als Lehrer, als Militärs bringen zu wollen, so glauben sie auch noch nach dem Worte der Schrift zu handeln: trachtet nicht nach hohen Dingen. Auch dieser Rath wäre daher ein überflüssiger, ja wie ich glaube, ein verderblicher. So wenig ich stolze Gedanken empfehlen werde, so möchte ich doch jedem in's Leben eintretenden Jünglinge, der die Reife für die Universität erreicht hat, viel mehr sagen: studiren und arbeiten Sie so, daß Sie werth werden, die höchsten Stellen Ihres Berufskreises einzunehmen. Daß Rückert nicht von einem solchen Bilde spricht, beweist schon allein der zweite Vers: so lang er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll.

Die Erreichung eines solchen Zieles trägt wahrlich keine Bürgschaft für den Frieden der Seele in sich, wie uns eine tausendfache und leicht zu machende Erfahrung unwiderleglich lehrt. Der Dichter, der gerade in

solchen Sprüchen die tiefste Lebensweisheit niederzulegen pflegt, meinte gewiß etwas viel Höheres.

Alle Menschen haben die Fähigkeit, und die edleren Menschen haben auch die Neigung, das Vollkommene zu denken und dem inneren Auge auch in einem Bilde hinzustellen. Wir fühlen uns im Leben von allen Seiten beschränkt, und wir denken uns die Freiheit, und viele malen sich dieses Ideal mit den glühendsten Farben aus. Die Menschen sind nur zu geneigt, die Mängel in den vorhandenen Staaten und ihrer Ordnung und ihren Gesetzen aufzusuchen. Die verständigen unterlassen nicht hinzuzusetzen, daß vielerlei Unvollkommenheiten in jeder Staatseinrichtung unvermeidlich seien; und doch haben einige der weisesten Männer des Alterthums in jahrelangem Nachdenken die Formen des vollkommensten Staates aufzufinden und nachzuweisen versucht; und alle Staatsmänner halten es für unerläßlich, von Zeit zu Zeit die Untersuchung wenigstens in einzelnen Theilen wieder aufzunehmen. Uns allen schweben Bilder vollendeter Schönheit vor, von denen wir uns doch sagen müssen, daß sie keiner mit leiblichen Augen gesehenen Gestalt entsprechen. Wie wollte ein Bildhauer, ein Maler, ein Baumeister ein Kunstwerk schaffen, wenn er nicht Ideale verfolgte, obgleich er sich sagen muß, daß das, was er schafft, diesen Bildern seiner Seele nie ganz entspricht, sondern im besten Falle ihm nur nahe kömmt? Es haben daher große Philisophen in alter und neuer Zeit ausgesprochen, es gebe für Alles, was in die Erscheinung tritt, ein körperloses Urbild, in welchem sein Wesen und seine Bestimmung in aller Vollkommenheit ausgeprägt sei, und es gezieme dem denkenden Menschen, der die Welt der Erscheinung wahrhaft verstehen wolle, darnach zu streben, daß er diese Urbilder der Dinge erkenne und an ihnen das einzelne Erscheinende messe.

Von diesem Gedanken ist, wenn ich nicht irre, auch Rückert ausgegangen, als er schrieb: Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll. Aber nicht meinte er damit nur das Allgemeine, daß alle Menschen Gott ähnlich werden sollen; sondern die eigenthümlichen Anlagen eines jeden Menschen befähigen ihn, eine nur ihm bestimmte vollkommenste Gestalt zu gewinnen, aus sich eine zum zweiten Male nicht angelegte und darum auch nicht vorhandene Persönlichkeit zu entwickeln, in der er die Gottähnlichkeit auszuprägen hat. Ob er sie erreicht, ob er sich diesem Bilde mehr oder weniger nähert, ist zunächst von dem Dichter nicht gesagt; auch nicht, daß jeder dieses sein Urbild vor sich sieht. Leider begleitet Viele das Bild so, daß *sie* es nie sehen, wenn es auch die, welche sie genauer kennen, mit tiefem Schmerz gleichsam immer neben ihnen stehend erblicken. Aber *da* ist das Bild. Es steht, wenn wir uns menschlich ausdrücken dürfen, gewiß vor dem allwissenden Gotte, der

einen jeden Menschen erschaffen und so ausgerüstet hat, daß er eine bestimmte Stelle in seinem Reiche nicht nur einnehmen, sondern ausfüllen soll. Gott entwirft gleichsam dieses Bild; und es zeugt, je nachdem wir uns ihm nähern oder von ihm entfernen, für oder gegen uns, und wehe uns, wenn wir demselben am Tage des Gerichts ganz unähnlich befunden werden!

Ich wage nicht vorauszusetzen, daß Sie Alle oder Viele von Ihnen dieses vor einem Jeden stehende Bild mit Ihrem inneren Auge schon erkannt haben. Der Gedanke ist Ihnen bisher wahrscheinlich fremd geblieben und konnte es, da Sie bisher vorzugsweise Anderer Leitung anvertraut und nicht berufen waren, sich selbst zu bestimmen. Wenn Sie diesen Saal verlassen, öffnet sich Ihnen eine weitere Bahn, auf der Sie selbst Ihre Wege suchen und finden sollen, und da ermahne ich Sie in dieser feierlichen Stunde: damit Sie wissen, wohin Sie gehen, suchen Sie zu erkennen, wozu Sie nach den Ihnen von Gott gegebenen Anlagen bestimmt sind; suchen Sie das Bild klar zu sehen, was nach seinem Willen vor Ihnen steht, daß Sie ihm ähnlich werden.

Diese geistige Arbeit kann weder ich noch irgend ein Anderer für Sie übernehmen. Prüfen Sie Ihre Neigung, Ihre geistigen und leiblichen Anlagen, Ihre Verhältnisse, und dann gestalten Sie nach und nach dieses Bild. Glauben Sie auch nicht, daß diese Arbeit Ihrer Seele und Ihres Gemüthes in wenigen Tagen oder in einigen Wochen abgethan sei. Es steht schlimm für Sie, wenn das Bild nicht mit Ihnen Ihr Leben hindurch wächst, immer individueller und vor Allem immer lauterer, reiner und edler wird. Aber ich kann Ihnen wenigstens einige Züge nennen, welche immer in dem Bilde, was vor Ihnen steht, vorhanden sein müssen, so verschieden auch Sie untereinander sind und immer mehr werden werden.

Sie sollen erkennen, was zu sein Gott Sie angelegt und bestimmt hat. — Er hat Sie Alle in früher Jugend zu seinen Kindern in Jesu Christo und zwar nach der Lehre der evangelischen Kirche berufen. Sie sollen daher dafür sorgen und dahin streben, daß Christus in Ihnen eine Gestalt gewinne, wie die Schrift sagt. So muß also Ihr Bild gewiß den Zug tragen, daß Sie von Herzen als evangelische Christen Gott dienen ohne Wank, wie es im Freidank heißt. Sie verzerren Ihr Bild und nehmen ihm seinen schönsten Schmuck, seinen göttlichsten Zug, wenn Sie in Thorheit meinen, ohne Gott und seine Hilfe und ohne beständiges Hinsehen auf ihn und seinen Willen nur der Welt und ihrem trügerischen Glanze, ihrer vergänglichen Ehre und ihrer entnervenden Lust leben zu können. Und wie könnte Ihr Friede voll werden, wenn Sie den Frieden, welcher höher ist denn alle menschliche Vernunft, nicht nur ver-

schmähen, sondern durch die Feindschaft gegen Gott den bittersten Unfrieden für Zeit und Ewigkeit einkaufen?

Als einen zweiten Zug, der in dem Bilde, welches vor Ihnen steht, nicht fehlen darf, bezeichne ich Ihnen, daß Sie treue Söhne Ihres preußischen und deutschen Vaterlandes sein und seinen Ruhm und sein Glück als das Ihrige, sein Leid und seinen Schmerz als den eigenen zu empfinden haben. Zwar ist die Erde überall des Herrn; aber Sie sind als Preußen, als Deutsche geboren und berufen, diesem Lande den Dank abzutragen, zu welchem Sie ihm verpflichtet sind durch die Fülle der Wohlthaten, mit denen die Ihrigen und Sie in Ihrem wenn auch erst kurzen Leben unter dem gesegneten Regimente unseres theueren angestammten Fürstenhauses überschüttet worden sind. Wenn es in Goethe's Iphigenie heißt: die Götter brauchen manchen Mann, sie haben auch auf dich gezählt, so rufe ich Ihnen diese Worte heute ganz besonders zu. Die Zeit ist eine sehr ernste, und wer weiß, ob sie nicht noch viel ernster wird? In solcher Zeit richtet sich die Hoffnung mit Recht auf das heranwachsende Geschlecht, daß die Zukunft uns große Persönlichkeiten, feste, reine Charaktere, von herzlicher Liebe zu ihrem Könige und zu ihrem Vaterlande und von der Fähigkeit, Alles dafür einzusetzen, erfüllt, geben möge. Gewiß hat Gott alle Jünglinge zu solchen Männern angelegt, der Zug fehlt in dem vor ihnen stehenden Bilde nicht, aber die Halbheit und Schlaffheit, der Eigennutz und die Freude am ruhigen Genusse hindert in der Jetztzeit so oft, daß dieser Zug des Bildes von vielen ausgeprägt werde. Gesetzt, einer oder der andere von Ihnen würde durch irgend welche Verhältnisse veranlaßt, in einem fremden Lande sein Fortkommen zu suchen, gesetzt, er käme dadurch äußerlich in eine glückliche Lage, — er wird mit Sehnsucht seiner Jugend im Vaterlande, das ihm Gott gegeben, gedenken; und erfreut sich, was Gott geben wolle, das Land seiner Geburt herrlicher Entwickelung, so wird es ihm ein Schmerz sein, sich daran keinen Theil zuschreiben zu dürfen. Sänke aber, was Gott verhüten wolle, Preußen, so wäre es eine Schmach, wenn er sich nicht die ernstesten Vorwürfe darüber machte, daß er nicht mit aller Kraft das Leid abzuwenden versucht, sondern dem Lande seiner Geburt um äußerer Vortheile willen den Rücken gekehrt hätte.

Ich füge einen dritten Zug dem Bilde hinzu, was vor Ihnen steht und welches zu erkennen Sie sich bestreben sollen. Gott hat, wenn er auch manchem von Ihnen schwere Zeit zu ertragen auferlegt hat, Sie alle ohne Störung, die meisten unter den begünstigendsten Umständen eine wissenschaftliche Vorbildung erreichen lassen, die Sie zu dem Anspruche berechtigt, dereinst Ihren Einfluß in größeren Kreisen und in den wichtigsten Interessen, den geistigen, welche bestimmt sind, die leiblichen zu

gestalten, geltend zu machen. Mögen auch nicht wenige von Ihnen kein Universitätsstudium beginnen, die wissenschaftliche Vorbildung dazu wie zu der Erkenntniß von Allem, was groß und schön auf der Welt gewesen ist, oder noch ist oder dereinst sein wird, haben Sie sich angeeignet. Sollte das dazu geschehen sein, damit Sie sich nun des mühsam gewordenen Besitzes möglichst bald wieder entledigen, indem Sie ihn nicht erhalten oder nicht pflegen, oder damit Sie sich nun dem handwerksmäßigen Gebrauche der Wissenschaften zuwenden und das Erlernte nur dazu benutzen, um dies oder das, was Erwerb und Gewinn verheißt, sich äußerlich anzueignen? Bisher nahmen Ihre Lehrer an, es schwebe Ihnen ein höheres Ziel vor; und wir sollten nun zu unserem bitteren Schmerze erfahren, daß wir Sie durch alle unsere Unterweisung nicht mit Achtung und Liebe für die Wissenschaft erfüllt, sondern in Ihnen so großen Widerwillen dagegen erregt haben, daß Sie die geringe Mühe scheuen, die das Ernten macht, nachdem Sie, freilich dann nur durch die Zucht und den Ernst der Schule gezwungen, die viel größere Arbeit ertragen haben, welche das Säen und Pflegen der Saat gemacht hat? Gewiß, Sie müssen zugestehen, damit erniedrigten Sie sich selbst und suchten einen der edelsten Züge zu verlöschen, welchen Gott in das vor Ihnen stehende Bild gezeichnet hat. Glauben Sie mir, auch hier würde der bittere Schmerz und die herbste Unzufriedenheit Ihrer Seele über einen durch Ihre Schuld so verfehlten Lebensberuf nicht ausbleiben, wenn er Sie auch vielleicht erst in den reiferen Mannesjahren oder in Ihrem Alter heimsuchen würde.

Weitere Züge des Bildes, was vor einem Jeden von Ihnen steht, kann ich kaum angeben. Es ist Ihre Sache, mit sich zu Rathe zu gehen, wie der allwissende und allweise Gott bei einem jeden von Ihnen beabsichtigt habe, daß er die in ihn gelegten Kräfte und Anlagen zu diesem dreifachen Dienste in Gottes Reiche verwende.

Es ist schon angedeutet worden, daß die Ihnen von mir angesonnene geistige Arbeit nicht eine einmalige, in einer kurzen Zeit abzuthuende ist. Es wird Ihnen, auch wenn Sie Ihr Auge schärfen, gehen, wie es dem jungen Naturforscher geht, der auch mit dem besten Mikroskop anfangs wenig oder doch nicht halb so viel wahrnimmt als der erfahrene Meister. Sie müssen, wie er, erst sehen lernen. Zuerst werden Sie kaum unsichere Umrisse wahrnehmen, aber wenn Sie von Zeit zu Zeit die Arbeit wieder erneuern, so werden die Linien immer bestimmter werden; aber immer werden Sie einige der, wie es schien, schon fest eingetragenen Linien wegzulöschen und andere hineinzuzeichnen haben. Aber auch das ist nicht genug, daß das Bild ein Mal oder das andere Mal vor Ihr Auge tritt, um ihm dann wieder auf Jahre zu verschwinden. Scheuen Sie sich nicht, dasselbe wie einen Spiegel zu betrachten, in welchem Sie sich täglich be=

schauen, um zu sehen, ob Sie ihm ähnlicher oder unähnlicher geworden sind. Arbeiten Sie an sich, daß Sie das werden und bleiben, was Sie sein sollen und können, und glauben Sie mir nur, der edle Dichter behält Recht: das Bild ist da und bleibt da, Sie mögen es sehen wollen oder nicht, und so lange Sie ihm nicht gleichen, ist nicht Ihr Friede voll.

Es ist einmal so, die Eindrücke, welche wir in der Jugend empfingen, begleiten uns dauernd durch unser Leben. So werden auch Sie das Bild dieses Hauses, das Bild Ihres Rectors nicht aus Ihrer Erinnerung austilgen können, selbst wenn Sie es wollten. Möge Ihnen dann auch der Eindruck dieser Stunde bleiben, und möge mein Bild Ihnen immer die Mahnung zurückführen in das Gedächtniß, mit welcher ich Sie aus dieser Anstalt entlassen habe.

Zur Entlassung am 12. April 1867.

Von dem Bande, welches die Abiturienten verbinden soll.

Man sagt von den Schlesiern, daß sie mehr als die anderen deutschen Stämme an ihrer Provinz hängen, und ich habe mich daher vor Jahren einmal veranlaßt gesehen, den Abiturienten den Goethe'schen Spruch: „bleibe nicht am Boden haften, Frisch gewagt und frisch hinaus! Kopf und Arm mit munteren Kräften Ueberall sind sie zu Haus. Wo wir uns der Sonne freuen, Sind wir aller Sorge los. Daß wir uns in ihr zerstreuen, Darum ist die Welt so groß!" zuzurufen. Ich habe das bei den Jünglingen, die ich heute vom Gymnasium entlasse, nicht nöthig. Wenn auch der größere Theil von ihnen wenigstens das erste Jahr in Breslau studiren will, so haben sie sich doch die verschiedensten Lebenswege erwählt. Drei wollen sich dem Soldatenstande widmen, einer will Kaufmann, einer Techniker werden, einer zur Post übergehen, zwei gedenken Philologie, zwei Medicin, einer Mathematik, zwei die Rechte, zwei außerdem Cameralwissenschaften, einer Theologie zu studiren. Bleiben sie diesen Entschlüssen treu, so wird sie das Leben schnell genug auseinander führen; und sie sehen dieser Trennung von einander trotz der Verbindung, die bisher unter ihnen bestanden, wenn ich mich nicht irre, mit Gleichmuth entgegen. Die Zeiten fast leidenschaftlicher Freundschaft sind verschwunden. Wenn in Schulpforte, wo ich meine Bildung erhalten habe, die Abiturienten aus den stillen und doch so lebensvollen klösterlichen Räumen schieden, so wurden sie von ihren Freunden vor das Thor begleitet, um von den Zurückbleibenden mit einem letzten Lebehoch begrüßt zu werden; der Abschied erfolgte in bewegtester, schmerzlichster Weise; und doch freuten auch da die Abgehenden sich, aus der Enge der Schulzucht entlassen zu werden. Es sei ferne von mir, der jetzigen Zeit und den Verhältnissen der großen Stadt einen Vorwurf zu machen. Jede Zeit

und jeder Ort haben ihre Sitten. Aber als ich neulich in ihre Abgangszeugnisse ihre so verschieden gewählten Lebensbestimmungen eintrug, drängte sich mir die Frage auf: ist denn nicht doch ein Band da, welches auch die Schüler dieses Gymnasiums, welches auch die jetzigen Abiturienten auch nach ihrer Trennung von der Schule mit einander verbindet?

Ich will versuchen in diesen letzten Minuten, wo ich Sie als meine Schüler vor mir sehe, von diesem Bande zu Ihnen zu sprechen.

Wenn ich von den vier unter Ihnen absehe, welche nur die Prima dieses Gymnasiums besucht und auch in dieser nur einen Theil des Cursus durchgemacht haben, so haben die Meisten von Ihnen eine Reihe von Jugendjahren und Jugenderinnerungen gemeinsam; und daß dies ein Band ist, welches Sie verbindet, so sehr auch die große Stadt die einzelnen Familien isolirt, das werden Sie empfinden, so oft Sie sich im späteren Leben begegnen werden, und zwar um so mehr, wenn Sie längere Zeit getrennt gewesen sind. Wir treten naturgemäß denen, die die Jugendzeit mit uns getheilt haben, ganz anders entgegen, als denen, mit denen wir erst später bekannt geworden sind. Mag das Leben einen noch so großen Einfluß auf unsere Entwicklung haben, die Grundzüge werden nur sehr selten so verwischt, daß sich nicht gemeinsame Berührungspunkte wieder finden sollten. Das Schulleben mit seinen Freuden und seinen Leiden prägt sich so unauslöschlich der Seele ein, daß seine Bilder nie verlöschen können, ja sogar nur selten verbleichen. Die sorgenlose Jugendzeit wird auch Ihnen, zumal wenn Sie den Ernst des Lebens kennen gelernt haben werden, und das kann Keinem von Ihnen erspart bleiben, wenn auch nicht wie die goldene Zeit, doch als eine relativ glückliche erscheinen. Die Räume, in denen Sie sich täglich begegnet, die Lehrer, deren Unterricht Sie genossen haben, werden, das läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, auch aus Ihrem Gedächtnisse nicht entschwinden, und Sie werden wenn Sie sich begegnen, durch die gemeinsamen Erinnerungen einander sich verbunden fühlen.

Aber es wäre traurig, wenn nur diese Erinnerungen an das Aeußere Ihres Schullebens Ihnen blieben. Wohl haben alle Gymnasien unseres Staates dieselbe Einrichtung, dieselben Lehrmittel, im Großen dieselbe Lehrweise; aber jede Anstalt hat auch ihr besonderes Leben. Es können dieselben Schriftstellen auf sehr verschiedene Art erklärt und dem Verständnisse nahe gebracht werden; dieselbe Wissenschaft wird je nach der Eigenthümlichkeit des Lehrers und der Schüler auf jeder Anstalt in einer besonderen Weise vorgetragen. Der Geist und die Energie des einzelnen Lehrers und des ganzen Lehrercollegiums, die Gliederung und die ganze Einrichtung des Lectionsplanes, die Forderungen, welche an die Schüler gestellt,

die Festigkeit oder Nachsicht mit welcher auf die Einhaltung der Forderungen gehalten wird, die Eigenart des Volksstammes, ja des Lebens in der Gymnasialstadt, die verschiedene Vorbildung, wie die Begabung der Schüler, alle diese Dinge drücken einem jeden Gymnasium und jedem seiner Unterrichtszweige ein eigenthümliches Gepräge auf; und dies muß an jedem Schüler, der seine Bildung auf ihm vollendet hat, vielleicht mehr oder weniger sichtbar aber gewiß vorhanden sein. Es wird dadurch, mag sich der Einzelne noch so eigenthümlich entwickeln, eine gewisse Gleichmäßigkeit vieler Anschauungen, Ansichten, Urtheile, und wenn es recht ist, der Grundsätze vermittelt. Sie werden durch das spätere Leben erweitert, entwickelt, berichtigt, vervollständigt werden müssen, aber sie werden nur in seltenen Fällen verwischt oder in die entgegengesetzten verwandelt werden. Und selbst wenn dies letztere der Fall wäre, es bleibt ein gemeinsamer Boden, auf dem bei späterer Begegnung die alte Verbindung, wenn sie gewünscht wird, leichter wieder hergestellt werden kann, als wenn Schüler auf verschiedenen Gymnasien gebildet, erst die möglichen Berührungs- und Trennungspunkte ermitteln müssen in langer Unsicherheit, ob sich nicht plötzlich aus ganz verschiedenen Wurzeln erwachsene trennende Anschauungen ergeben an einer Stelle, wo sie gar nicht erwartet wurden. Ich glaube auch dieses Verhältniß als ein Band bezeichnen zu müssen unter Schülern desselben Gymnasiums, selbst wenn sie sich seiner verbindenden Kraft noch wenig bewußt sein sollten.

Doch viel wichtiger ist das Band gemeinsamer Pflichten, welche Sie aus Ihrem Gymnasialleben übernehmen, und welche Sie, wenn das Gymnasium sich Ihrer nicht schämen soll, nie aufgeben können, sondern Ihr ganzes künftiges Leben hindurch hochhalten müssen. Daß gemeinsame Pflichten ein sehr starkes und sehr lebhaft gefühltes Band sind, beweisen viele Verhältnisse unseres bürgerlichen und öffentlichen Lebens. Die jetzt im Absterben begriffenen Innungen des Handwerkerstandes verdankten ihre Bedeutung nicht den Rechten, welche sie den Meistern und Gesellen sicherten, sondern dem, daß die rechten Meister ihre Ehre darein setzten, Meister zu sein und ihren Meisterpflichten nachzukommen. Und wer könnte nach den großen Thaten unseres Heeres im vergangenen Jahre behaupten wollen, sie seien vorzugsweise der strengen Ordnung, der tüchtigen Einübung, der geschickten Führung der Regimenter zuzuschreiben? Unser König und die an der Spitze größerer oder kleinerer Heeresabtheilungen stehenden Führer haben es vielfach ausgesprochen, daß der Geist der Armee nächst der Gnade Gottes vorzugsweise uns den Sieg gewonnen hat, d. h. das lebhafte Gefühl, das einem Jeden sagte, er habe Preußens Ehre als seine eigene zu vertheidigen, daß Alle sich dieselben Pflichten aus eigener Ueberzeugung und mit innerster Zustimmung vorschrieben.

Dies gab den stürmischen Muth in der Schlacht, dies die nie versiegende Kraft auch den größten Anforderungen der Führer zu genügen, ja sie zu übertreffen, dies machte möglich, die unsäglichen Beschwerden vor, in und nach dem Kampfe freudig zu ertragen, dies fesselte an unsere Fahnen den Sieg. Ja jedes Regiment, jede Compagnie legte sich außer den allgemeinen Pflichten noch die besondere auf, seiner Fahne gemeinschaftlich den frischesten Siegeskranz zu gewinnen, und wenn dies nicht gelingen sollte, seine Ehre und seinen Namen, wenn es sein mußte, mit dem Leben zu vertheidigen.

Daß gemeinsame Pflichten zu schönster That verbinden können, zeigen die angeführten Beispiele unwiderleglich. Wir wollen von diesen großen Verhältnissen unseren Blick auf die so viel beschränkteren des stillen Schullebens zurückwenden. Ein jeder Schüler hat die Ehre der Anstalt, die ihn gebildet hat, hochzuhalten und so viel er vermag zu wahren. Bis auf einen gewissen Grad kann die Schule durch die Treue ihrer Lehrer, durch den Ernst und die Festigkeit ihrer Disciplin, dies von der Mehrzahl derer erreichen, die noch unter ihrer Gewalt stehen. Sie freut sich, wenn ihr dies gelingt; aber wenn ihre Schüler nicht verblendet sind, so werden sie anerkennen, wie wesentlich die unmittelbare Hilfe ihrer Lehrer dabei gewesen ist. Die Pflicht wurde von Lehrern und Schülern getheilt. — Wir legen sie in dem Augenblick auf Ihre Schultern, wo wir Sie aus der Pflege und Aufsicht der Schule entlassen; und Sie sollen diese Ihre Pflicht mit Freuden auf sich nehmen und sie als eine gern geübte fühlen, nicht nur wenige Kriegsjahre hindurch, sondern Ihr ganzes Leben. Ich bin fern von dem eitelen Anspruche, als hätte das Gymnasium das Recht, die Tüchtigkeit derjenigen, die aus seiner Pflege hervorgehen, sich zuzuschreiben; ich weiß, von wie vielen Verhältnissen die ganze Entwickelung eines Mannes abhängt. Aber das wird allgemein zugegeben, daß auf einer gründlichen Schulbildung sicherer und leichter fortgebaut werden kann, als auf einer flachen und leichtfertigen. Wenn es nun trotz aller der schmerzlichen Erfahrungen, daß so mancher unserer Schüler als Mann nicht gehalten hat, was er als Jüngling versprochen, bisher eine gute Empfehlung gewesen ist, auf dieser Schule seine Vorbildung erhalten zu haben: so sorgen Sie an Ihrem Theile dafür, daß es nicht nur so bleibt, sondern daß es immer besser mit ihrem Rufe wird. Und ich wollte wohl, daß, so oft Sie sich später im Leben begegnen, nachdem Sie sich getrennt haben werden, Sie sich dieser gemeinsamen Pflicht als eines Sie umschließenden Bandes bewußt werden, und sich dieser feierlichen Stunde eingedenk fragen, ob Sie der Pflicht nach allen ihren Richtungen nachgekommen sind; ich wollte wohl, daß Sie die Frage zu aller Zeit mit einem freudigen Ja beantworten könnten!

Aber auch auf eine Verpflichtung gegen sich selbst will ich Sie hinweisen, welche als ein Band Sie unter einander verbinden soll. Sie haben sich anstrengen, geistig arbeiten, an geistiger Arbeit Freude haben und die ideale Seite des Lebens in ihrer Schönheit erkennen lernen. Es wäre kläglich, wenn Sie das nur gethan hätten, weil nun einmal der Staat für gewisse Wege die Vorbildung auf dem Gymnasium bis zur Reife für die Universität für nothwendig erklärt hätte, oder sie Ihnen sonst förderlich für Ihre spätere Stellung erschienen wäre, und wenn Sie nur leben wollten, als hätten Sie nie etwas von jenen Genüssen erfahren, oder als wären Sie nur zu handwerksmäßigem Gebrauche Ihrer geistigen Fähigkeiten angehalten und in ihm geübt worden. Das erstere müßte man ja von Ihnen annehmen, wenn Sie wissenschaftliche Beschäftigung für kürzere oder längere Zeit oder gar ganz hintansetzen und den schönsten Theil Ihres Lebens in wüstem Sinnengenuß oder in schmählichem Nichtsthun hinbringen könnten. Es hat einer von Ihnen vorher ein schönes Wort Goethe's aus dem Fauste auszulegen versucht. Sie kennen Alle die bald darauf folgende Scene in Auerbach's Keller und den Zweck des großen Dichters. Um Faust von seinem Urquell abzuziehen, führt ihn Mephistopheles in verschiedene Kreise, und beginnt mit dem jener lustigen Gesellschaft: „damit (wie er sagt), du siehst, wie leicht sich's leben läßt. Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest. Mit wenig Witz und Behagen Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz" 2c. Aber diese Versuchung kann dem Faust nichts anhaben, ihn widert die Gesellschaft an. Möchte das große Gedicht durch diese Scene zu aller Zeit Sie daran erinnern, was Sie sich in dieser Hinsicht schuldig sind!

Aber auch dem Verdacht sollen Sie sich nicht aussetzen, als seien Sie nur zu handwerksmäßiger Thätigkeit, wenn auch auf geistigem Gebiet, hier angeleitet worden. Ich empfehle Ihnen die Scene mit Wagner zur ernstesten Erwägung. Wer zufrieden ist, gläubig an- und aufzunehmen, was andere vor ihm gedacht, und sich um die Gründe nicht mehr zu bekümmern, als nöthig ist um sie zu verstehen, wer sich die Arbeit erläßt, die Wahrheit eines jeden Satzes sich gleichsam selbst zu erobern, der treibt sein Studium wie der ungebildete Handwerker sein Handwerk treibt, mag er angehören, welcher Facultät er wolle. Der mag sich auch nicht beschweren, wenn ihm dasselbe im besten Falle zwar das Brod gewährt, aber seinen Geist unerquickt läßt, wenn sein Sinn immer gedrückter, sein Blick immer beschränkter, seine amtliche Thätigkeit immer schwerer und freudloser wird.

Man erzählt von dem großen Maler Apelles, er habe, als er auf der Höhe seiner künstlerischen Entwicklung stand, und der erste Maler seiner Zeit war, keinen Tag vorübergehen lassen, ohne eine Linie zu

ziehen, gewiß nicht eine Linie von beliebiger Form und Stärke, sondern eine Linie, welche eine Uebung seiner Kunst war. Um wie viel mehr muß es Ihre Pflicht sein, die Sie Ihr Ziel noch vor sich sehen, wenn Sie sich anders demselben wenigstens nähern wollen, keinen Tag ohne Uebung der geistigen Arbeit, an die Sie auf dieser Anstalt gewöhnt worden sind, vorübergehen zu lassen! Diese Verpflichtung nehmen Sie Alle mit hinüber in Ihr Leben als eine Sie bindende und Sie verbindende, denn Sie sollen Alle fortsetzen, wozu Sie diese Anstalt nach dem besten Wissen und Verstehen Ihrer Lehrer angeleitet hat, und weil sie es gethan hat.

Wenn Sie diesem meinen Rathe, meiner herzlichen Bitte an Sie in der Stunde Ihres Scheidens von diesem Gymnasium folgen, dann ist zu hoffen, daß Sie auch die Verpflichtung, das ideale Streben und die Freude daran festzuhalten, als ein Sie verbindendes Band betrachten und bewahren. Sie haben die großen Dichter des Alterthums und unseres Volkes kennen gelernt. Es ist Keiner unter Ihnen, der nicht trotz der Mühe der Vorbereitung auf Homer, Sophokles, Herodot, Thucydides und Horatius seine Freude an ihrer Kunst gehabt, der nicht von Schiller oder Goethe entzückt gewesen wäre. Lassen Sie sich diesen Schatz nicht entwenden, oder sonst verloren gehen! Es giebt wissenschaftlich gebildete Männer genug, welche ihre Wissenschaft redlich pflegen, ja sie erweitern durch glückliche und geschickte Studien, die auch jene Dichter einst mit Theilnahme gelesen, vielleicht als Jünglinge für sie geschwärmt haben. Aber als Männer kehren sie zu ihnen nicht zurück. Das materielle Streben, was sie umgiebt, verleitet sie nicht gerade zu sinnlichem Genusse. Aber der Poesie und ihren unsterblichen Werken haben sie keine Zeit zu widmen. Zeitungen, Journale, und allenfalls irgend eine Novelle eines beliebten Erzählers, beschäftigen sie in den wenigen Mußestunden, die sie sich gönnen, ich möchte nach Horaz sagen, damit nur nicht ein Anderer etwas mehr wisse als sie, oder ihnen sonst in Rang nnd Stand zuvorkomme. Ich aber wollte, man sagte von den Magdalenäern: das kann keiner über sein Herz bringen, seine Dichter nicht zu lesen; bis an sein Lebensende bleiben sie seine treuen Begleiter! — Diese Freude an den Idealen des Lebens sollte ein nie zu lockerndes Band unter Ihnen Allen sein!

Sie sehen, wie vieles Sie unter einander und mit dem Gymnasium verbindet, welches Sie erzogen und gebildet hat; und ich habe noch Alles unberührt gelassen, was eines Jeden alleiniges Besitzthum ist, das eigenthümliche Verhältniß, in welchem er zu seinen Mitschülern gestanden, und vor Allem das Verhältniß zu seinen Lehrern. Die große Stadt hindert zwar das enge äußere sich Anschließen der Schüler an die Lehrer vielfach,

aber innerlich ist es doch vorhanden. Sie fühlen, was Sie diesem oder jenem von uns schuldig geworden sind. Ich bin sehr fern davon, Sie etwa zu ermahnen, dies beim Abschiede auszusprechen. Lassen Sie es unausgesprochen, aber zeigen Sie durch Ihr ganzes Leben, daß Sie sich auch dieses unsichtbaren aber mächtigen Bandes im Stillen bewußt geblieben sind.

Ich löse das äußere Band zwischen der Schule und Ihnen, aber ich kann und will das innere nicht lösen, durch welches Sie mit dieser Anstalt verbunden bleiben.

Zur Entlassung 1868, ohne Datum.

Was bedeutet ein Student, und wie wird er seines Namens werth?

Es ist eine oft ausgesprochene Wahrheit, daß es dann um einen Staat wohl bestellt ist, wenn ein Jeder in ihm das ist, was er sein soll, und es ist ein hohes Lob, wenn von Jemandem je nach seinem Stande und Berufe gesagt wird: er sei ein rechter Seelsorger, ein rechter Arzt, ein rechter Landrath. Ganz dasselbe gilt auch von den Mitgliedern jeder kleineren Gemeinschaft. Aber ebenso wünscht auch der Erzieher nichts mehr, als daß die seiner Sorge Anvertrauten zu jeder Zeit das seien, was sie ihrem Alter und ihrer Entwickelung nach sein sollen; und er beklagt es, wenn das Kind nicht Kind, der Knabe nicht Knabe, der Jüngling nicht Jüngling ist. Zu dieser Klage ist jedenfalls in der heutigen Zeit eher mehr als weniger Grund vorhanden, als sonst wohl. Denn wie sich in allen Ständen das Bestreben zeigt, über die gesteckten Gränzen hinauszugehen, so möchten viele Jünglinge es den Männern, viele Knaben den Jünglingen wenigstens in den Genüssen gleich thun, und es fehlt nicht an solchen, welche altkluge Kinder, die das Spielen verlernt oder vielleicht nie gekannt haben, weil ihr Geist unzeitig mit mancherlei Kenntnissen überladen worden ist, für besonders viel versprechend halten und sich an ihnen erfreuen, anstatt sie zu beklagen und auf das Innigste zu bemitleiden.

Die vielen Erfahrungen, zu denen mir mein Amt an einer zahlreich besuchten Anstalt Gelegenheit giebt, bewahren mich vor einem solchen Irrthume. Ich wünsche nichts mehr, als daß die Kleinen in den Vorschulklassen im edlen Sinne des Wortes rechte Kinder, die Schüler der unteren und mittleren Klassen rechte Knaben, die Mitglieder der oberen rechte Jünglinge sein mögen, und so habe ich auch für die, die ich jetzt zum letzten Male als meine Schüler vor mir sehe, keinen lebhafteren

Wunsch, als daß sie, wenn sie nun von diesem Gymnasium entlassen sein werden, rechte Studenten werden und sein mögen.

Was ich darunter verstehe und welche edle Aufgabe es sei, ein rechter Student zu sein, das Ihnen, geliebte Schüler, auseinander zu setzen, das scheint mir der Feierlichkeit dieser ernsten Stunde nicht unwürdig zu sein.

Ich würde mich schämen, davon zu sprechen, wenn ich glaubte, auch nur bei einem einzigen unter Ihnen die Ansicht voraussetzen und sie bekämpfen zu müssen, daß die Zeichen Ihres neuen Standes in dem Schnitte und der Farbe der Kleidung oder in der Ungebundenheit, um nicht zu sagen Rohheit der Sitten, oder in der Freiheit bestände, ein oder mehrere Jahre in einer Universitätsstadt mit nichtigem Thun zu verlieren. Wessen Sie sich am Ende Ihrer akademischen Laufbahn gewiß schämen, was Sie beklagen würden gethan zu haben, das kann nicht das Eigenthümliche Ihres Berufes sein.

Das Wort studere, welches mit *σπουδή, σπεύδω* dem deutschen sich sputen auf eine gemeinsame Wurzel hinweist, heißt sich befleißigen, und ist im Lateinischen von jedem ernstlichen Streben nach Besitz, Ansehen, leiblichen und geistigen Gütern gebraucht worden; seitdem eben die Römer wissenschaftliche Bestrebungen kennen gelernt haben, haben sie das Wort von ihnen mit Vorliebe angewendet. Schon Cicero nennt ernstliche wissenschaftliche Beschäftigungen gern studia, und hundert Jahre nach ihm hat auch das verbum studere ohne weiteren Zusatz vorzugsweise diesen Sinn, und mit dieser Bedeutung haben wir das Wort Student, ein der Wissenschaften Beflissener, von den mittelalterlichen Universitäten überkommen. Diese Bedeutung wohnt ihm so sehr inne, daß in katholischen Gegenden, aber auch hier in Breslau, auch schon alle, auch die kleinen Schüler der höheren katholischen Unterrichtsanstalten von dem Volke Studenten genannt werden.

Kann es nun wohl eine höhere Aufgabe geben, als die Ihrige, sich die nächsten Jahre Ihres Lebens der Wissenschaften zu b e f l e i ß i g e n? Die Menschen schätzen die Dinge hoch, die nur Wenigen zu erreichen vergönnt ist. Unsere schöne große Provinz zählt über drei Millionen Einwohner. Unter diesen sind muthmaßlich, ein Jahr in's andere gerechnet, noch nicht zwölfhundert, wenn wir auch alle außerhalb Breslaus studirende Schlesier zählen, denen es so gut wird, sich drei oder vier Jahre ihres Lebens den Wissenschaften widmen zu können. Für die nächsten Jahre sollen Sie zu diesen wenigen Auserwählten gehören. Sind Sie also nicht vor vielen vielen Tausenden selbst in Deutschland, in welchem Lande die Zahl der Studirenden größer ist wie in jedem anderen Europas, in seltenster Weise bevorzugt? — Aber die Menschen schätzen auch nichtige und eitle Dinge, eben weil sie nur im Besitz Weniger sind, hoch;

gehören etwa die Wissenschaften auch dazu? — Das kann wohl nimmermehr der Fall sein, denn sonst würden nicht die Staaten einen so großen Werth darauf legen und es sich so viel kosten lassen, um Gymnasien und Universitäten zu gründen, zu erhalten und den immer steigenden Bedürfnissen gemäß immer besser auszustatten. Auch würden nicht so viele Eltern auch in beschränkten Verhältnissen sich großen Entbehrungen unterwerfen, um nur ihre Söhne den langen Weg durch das Gymnasium und die Universität machen zu lassen. Auch Sie mögen das wohl bedenken, denn Sie können sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß nicht wenige unter Ihnen von Ihren Eltern nur unter Sorgen mit dem ausgerüstet werden können, was Sie zu Ihren Studien brauchen.

Aber es wäre zu bedauern, wenn nur diese Gründe, die von den äußeren Umständen, unter denen Sie sich den Wissenschaften widmen, hergenommen sind, Sie bestimmten, Ihre Aufgabe für eine hohe und edle zu halten. Das Gesagte beweist ja nur, daß sie eine seltene und eine kostbare ist.

Die übergroße Mehrzahl der Menschen ist genöthigt, mit körperlicher Thätigkeit die ganze Woche hinzubringen, um zu erwerben, was sie und die Ihrigen zur Erhaltung des Lebens und zur Bestreitung seiner Bedürfnisse brauchen. Wohl ist auch da noch ein großer Unterschied zwischen dem, der Wochen und Monate hindurch hinter dem Pflug hergeht oder die Sense handhabt, und zwischen dem Manne, der mit geschickter Hand und größter Genauigkeit künstliche Maschinen zusammensetzt; aber dennoch ist beides körperliche Arbeit, und je kunstreicher sie wird, um so mehr setzt sie voraus, daß wer etwas leisten will, sich in einem beschränkten Gebiet auf das angestrengteste übt, um eine gewinnbringende Fertigkeit zu erreichen. Der Acker aber, den Sie bestellen sollen, ist ein Feld, was nicht nach Morgen gemessen werden kann, das große unbeschränkte geistige Gebiet, welches das Eigenthümliche hat, daß, auch wenn Sie später einen beschränkten Theil einer Wissenschaft sich auswählen, um auf ihm weiter zu arbeiten, als bis dahin seine Meister gekommen sind, jede gelöste Frage mehrere bis dahin noch ungelöste anregt, so daß das Gebiet der Forschung nach jeder Seite ein unbegränztes ist und immer bleiben wird.

Dazu kömmt, daß ein wissenschaftliches Studium nur dann einen Erfolg verspricht, wenn Sie zuvor kennen gelernt haben, was Andere auf diesem Gebiete versucht und geleistet. Sie müssen oder Sie sollen wenigstens die Gedanken nachdenken, die seit Jahrhunderten die Besten vor Ihnen gedacht haben. Und wie Ihr Blick erweitert und dadurch reich gemacht worden ist, daß das Gymnasium Ihnen, so viel Ihre Fassungskraft davon hat aufnehmen mögen, die Gedanken der größten Männer des classischen Alterthums, der größten griechischen, römischen und deut-

schen Dichter, die Ideen, welche in der Geschichte der Völker sich dargelebt haben, die leicht erkennbaren Gesetze in der Natur und die ewigen Gesetze Gottes und seiner Offenbarung zugeführt hat, wie Ihr Geist bisher seine Nahrung aus den Ideen und aus der Ideenwelt gesogen hat, so sollen Sie nun dem Studium höherer Ideen sich widmen, damit Sie dadurch fähig werden, in der Berufswissenschaft, die Sie sich erwählt haben, mitzuleben und für jeden der Wege, die dieselbe auch noch lange nach Ihrem Abgange von der Universität einschlagen wird, ein Verständniß und ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Denn geben Sie sich ja nicht dem Irrthume hin, als könnten oder sollten Sie auf der Universität in irgend einem Gebiete das Alles erlernen, was Sie in einem langen Leben, was Ihnen Gott schenken wolle, brauchen werden. Wehe Ihnen, wenn Sie das als Ihr Ziel ansehen; Sie könnten schon in zehn Jahren in der Lage sein beklagen zu müssen, daß Sie die Universität nicht noch einmal besuchen können. Die Wissenschaften sind nie stehen geblieben; aber sie haben, wenn ich mich nicht irre, niemals so schnelle Erweiterungen erfahren als in dem letzten Menschenalter, und wir sind allem Anscheine nach von einem das Gewonnene zusammenfassenden Abschlusse gerade jetzt weit entfernt. Darum beklagen Sie sich dereinst nicht, wenn Sie es durch die Art Ihres Studiums selbst verschuldet haben, daß Sie hinter Ihrer Zeit, ihren Forderungen und ihren Bedürfnissen ohnmächtig und rathlos zurückbleiben; beklagen Sie sich nicht, denn Sie sind dann durch eigene Schuld unglücklich geworden.

Auch das wollen Sie noch bedenken, daß, selbst wenn Sie Ihr Leben einmal in einer kleinen Stadt in dem gewählten Berufe hinbringen sollten, Sie Tausende fördern werden, wenn Sie recht studirt haben, und Tausende darunter leiden werden, wenn dies nicht geschehen ist. Von dem Arzte und seiner Einsicht und Umsicht und seinem Einfluß hängt es oft wesentlich ab, wie die Gesundheitsverhältnisse einer ganzen Gegend sich gestalten, von dem Rechtskundigen, ob das Gefühl für Recht und Unrecht in weitem Umkreise lebhaft oder schwach und unsicher ist. Daß von einem Verwaltungsbeamten das Wohl wie das Wehe einer ganzen Stadt begründet werden kann, daß ein Prediger einen großen Theil der Verantwortlichkeit für herrschende Unsittlichkeit zu übernehmen hat, daß ein Lehrer nicht nur für die Entwickelung eines, sondern mehrerer Geschlechter einzustehen hat, bedarf Alles keines Beweises.

Wenn nun so großer Segen oder, was Gott verhüten wolle, so großer Unsegen, aus der Vorbereitung zu Ihrem Berufe erwachsen wird, wenn diese Vorbereitung für die nächsten Jahre Ihnen verstattet, nur der Pflege Ihres Geistes zu leben und denselben mit Ideen aus den höchsten Gebieten menschlichen Strebens zu nähren, wenn Sie für diese

Ihre Studien auf den Universitäten Deutschlands bessere Einrichtungen und treuere und erfahrenere Lehrer als in irgend einem Lande der Erde treffen: so werden Sie mit mir einverstanden sein, daß es eine edle und hohe Aufgabe ist, ein rechter Student zu sein, sich dieser Studien zu befleißigen.

Ich glaube aber nicht, daß Cicero das ein Studium genannt haben würde, was wir jetzt von ganz fleißigen jungen Männern als solches bezeichnen sehen. Sie wählen das Lehramt, weil sie hoffen, in ihm am schnellsten eine Versorgung zu finden, und sie studiren die Rechte, weil sie auf diesem Wege zu einem nicht zu beschwerlichen und doch Ansehen gewährenden Amte zu kommen hoffen; sie würden aber unter anderen Verhältnissen auch die entgegengesetzte Wahl zu treffen bereit gewesen sein; denn Neigung haben sie eigentlich zu keiner von beiden Wissenschaften. Weil sie nun aber einmal gewählt haben, so treiben sie das, was die Professoren haben wollen, und lassen es sich auch wohl sauer werden. — Das sind in meinen Augen redliche Tagearbeiter, aber keine rechten Studenten. — Die Hingebung, mit der Cicero in einer schon sehr verderbten Zeit, in welcher er in seinem Volke mit solchen Bestrebungen noch sehr einsam stand, bis an den Rand des Grabes die von den Griechen ausgebildeten Wissenschaften betrieb, ist, wie ich glaube, eine seiner ehrenwerthesten Seiten. Er würde es natürlich nicht gethan haben, wenn ihn nicht die innerlichste Neigung dazu getrieben und nicht fast jugendliche Begeisterung noch den Greis, der in seinen politischen Unternehmungen vollkommenen Schiffbruch gelitten hatte, dabei fest gehalten hätte. Diese innerliche Betheiligung, diese Neigung, ja diese Begeisterung für das gewählte Studium halte ich für eine wesentliche Eigenschaft eines rechten Studenten, und es scheint mir, als ob sie heute nicht selten fehle.

Wem es gleichgiltig ist, ob er diesen oder jenen Vortrag über seine Wissenschaft hören kann oder nicht, ob er ihm zu folgen vermag oder nicht, ob er die Ansicht eines bedeutenden Lehrers versteht oder nicht versteht, ob er ein wichtiges Buch liest oder es nicht erlangen kann, wem die Lösung einer politischen Frage außer in den seltenen Zeiten großartiger Entwickelungsstufen, innerlich wichtiger ist als die Entscheidung einer wissenschaftlichen Frage, wer so wenig Interesse an seiner Disciplin nimmt, daß sein Herz über ihr nicht warm wird, sondern daß er überall nur lästige Schwierigkeiten wahrnimmt und große Gebiete seiner Studien langweilig findet: der entbehrt eine der wesentlichsten Eigenschaften des Studenten, wie ich mir ihn denke.

Die von mir gewünschte innerliche Betheiligung, diese Neigung zu seiner Wissenschaft und Begeisterung für dieselbe steht einem Jünglinge so wohl an; denn wenn dieses Alter nicht für Ideale schwärmt, welches

durch keine Sorgen um die Noth des Tages gequält, durch keine schmerzlichen Erfahrungen über vernichtete Hoffnungen, durch keine Last der Wirklichkeit in dem Fluge seiner Gedanken gehemmt wird, wer soll zu hohen Idealen sich erheben? — Mir kömmt jedes ernste wissenschaftliche Universitätsstudium wie eine Brautwerbung vor, und sie sollte ohne innerlichste Neigung und schwärmerische Begeisterung denkbar sein?

Cicero entnimmt seinen Begriff der Studien von der griechischen Wissenschaft, deren glänzende productive Zeit längst vorbei war; er kannte bei den mangelhaften Geschichtskenntnissen der Alten nur dies eine Volk, dessen Philosophen, da sie die von Platon erstiegene Höhe nicht überstiegen, ja auch den von ihm erreichten Gipfel nicht für die Menge der Gebildeten wohnlich machen konnten, vorgezogen hatten, sich und ihre Schüler zum Theil weit unter jener Höhe bequem einzurichten. Cicero kannte alle Unfertigkeiten ihrer Gebäude, und wenn er sich auch bei den Akademikern am behaglichsten fühlte, so blieb er sich doch auch bei ihnen mancher Unbequemlichkeiten bewußt, und ergab sich nur darein, da er nichts Besseres an die Stelle setzen konnte. Es genügte ihm, den besseren unter seinen Zeitgenossen die mittleren Resultate griechischer Bildung zuzuführen, ohne die Aussicht auf eine neue reichlichere Blüthe und Frucht der Wissenschaft zu haben. — Unsere Lage ist eine viel glücklichere. Ueber die höchsten Fragen des Menschen durch die Offenbarung so weit belehrt, wie wir es, um unsere Bestimmung zu erreichen, bedürfen, sehen wir auf eine mehr als zweitausendjährige Geistesarbeit in viel gründlicherer und umfassenderer Weise zurück und werden durch dieselbe belehrt, daß die wissenschaftliche Arbeit ihrer Natur nach eine unendliche ist, daß weniger die Resultate derselben, welche fortwährender Erweiterung und Berichtigung bedürfen, als die redliche hingebende Arbeit selbst das Fördernde ist. Während uns diese Erfahrung zur Bescheidenheit ermahnt, erhebt uns das Bewußtsein, an einer unendlichen Aufgabe mitzuarbeiten, die bestimmt ist, uns stets auf dem Gipfel aller bisherigen geistigen Entwickelung der Menschheit zu erhalten. Auch der Student kann und soll dies ahnen und wird dadurch eben so sehr bei dem Gedanken an diesen seinen Beruf erhoben, als zu der edelsten Bescheidenheit des Gemüths erzogen werden. Ich möchte auch diesen Zug bei einem rechten Studenten nicht missen. Es wird ihn ein Jeder um so mehr an sich tragen, je mehr er seinem wissenschaftlichen Studium sich mit warmer und ausdauernder Begeisterung hingegeben haben wird.

Nun, geliebte Schüler, es fehlt keinem von Ihnen an der Fähigkeit, den Gedanken, die ich vor Ihnen in diesen Minuten entwickelt habe, zu folgen, sie zu erwägen und sie zur Richtschnur für Ihr Handeln zu machen. Ob Sie das thun werden, das steht freilich bei Ihnen, wie es

eben bei Ihnen steht, in den Jahren Ihres Universitätslebens den Grund zu einem glücklichen oder unglücklichen, zu einem zufriedenen oder zu einem mißmuthigen Leben zu legen. Gott wolle Sie bewahren, er wolle Ihr Herz lenken, daß Sie recht wählen, und Ihren Willen stärken, daß Sie ausharren.

Das Gymnasium hat an Ihnen gethan, was es hat thun können. Thun Sie das Ihrige. In der Fülle körperlicher und geistiger Kraft stehend, greifen Sie das schöne und heilige Werk Ihrer Universitätsbildung mit Begeisterung rüstig, unverdrossen und nie ermüdend an. Sie erfüllen damit eine Pflicht gegen Gott, der Ihnen den Beruf und die Kraft gegeben, gegen das Vaterland, das auf Sie seine Hoffnungen setzt, gegen diese Anstalt, der Sie nun auf diese Weise den ihr gebührenden Dank abstatten können.

Letzte Entlassungsrede, zugleich zur Vorfeier des königlichen Geburtstages am 20. März 1869.

Die offizielle Titulatur der deutschen Kaiser begann nach dem Namen mit den Worten Romanorum imperator semper augustus, und dies wurde mit allzeit Mehrer des Reichs übersetzt. Den Kaisertitel anzunehmen ist unserm in Gott ruhenden Könige Friedrich Wilhelm IV. und unseres jetzt regierenden Königs Majestät wiederholt nahe genug gelegt worden, und nach menschlichem Ermessen ist es wahrscheinlich, der Lauf der Ereignisse und die Entwicklung der deutschen Verhältnisse werde auch diese Frucht zeitigen, und der Name nicht fehlen, nachdem die Sache vorhanden ist. Wie sehr aber der Zusatz: Mehrer des Reichs von vielen Hohenzollern gilt, das ist so eben von Einem unter Ihnen nachgewiesen worden. Aber wir haben dies von unserm Herrn und König noch in einem ganz anderen Sinne zu rühmen, wenn wir uns an den Sommer des verflossenen Jahres erinnern. Wohl preisen wir mit Recht den Fürsten, der in gerechtem Kriege die Gränzen seines Reiches ansehnlich erweitert. Aber mindestens gleichen wenn nicht größeren Preises ist der König werth, der die Herzen auch der Widerstrebenden durch die Hoheit seines Wesens, die Weisheit seiner Gedanken, Reden und Entschlüsse, durch die seltene Vereinigung Königlicher Milde und Würde gewinnt. Wie sollten wir nicht Gott danken, der uns einen solchen König gegeben hat! Seit vielen Jahrhunderten hat Deutschland nicht erfahren, was wir im vorigen Jahre erlebt haben. Der Fürst, dem sich der größere Theil von Deutschland untergeordnet hat, hat nicht nur die neuen Provinzen seines Reiches, sondern auch einen großen Theil der ihm verbündeten Länder wie in einem Triumphzuge durchzogen, und ist in den alten freien Städten Lübeck und Hamburg, in denen seit vielen Jahrhunderten kein Kaiser gewesen, mit den höchsten freiwillig und von Herzen

dargebrachten Ehren empfangen worden, er hat tausende von Herzen gewonnen; und dessen gedenken wir heute mit der dankbarsten Freude.

Zwar gehen, wie es in politisch aufgeregten Zeiten zu geschehen pflegt, so auch jetzt die Ansichten derer, die ihr Vaterland lieben, vielfältig auseinander darüber, was ihm für die nächste Zeit besonders zu wünschen sei. Aber darin, denke ich, stimmen alle braven Preußen überein, daß sie wünschen, es mögen die neugewonnenen Provinzen erst mit den alten innerlich zu einem Ganzen verschmolzen sein; sei dies erst geschehen, dann habe unser Vaterland keine auswärtige Gefahr zu fürchten. Der Wunsch ist um so natürlicher und die Hoffnung, dies werde in nicht zu langer Zeit geschehen sein, um so gerechtfertigter, als wir diesen innerlichen Einigungsproceß wiederholt haben in Preußen sich vollziehen sehen; und diejenigen, welche besorgen, es möchte dazu ein sehr langer Zeitraum nöthig sein, scheinen vergessen zu haben, daß die Theile des Königreichs Sachsen, die uns der Friedensschluß des Jahres 1815 gebracht hat, ihrer Vereinigung mit Preußen auf das lebhafteste widerstrebt haben, und doch möchte schwerlich eine Stadt in diesen Landestheilen jetzt in das alte Verhältniß zurückkehren wollen. Sie sind Preußen geworden, und rühmen sich dessen. Wie sollten wir nicht nach den erhebenden Erfahrungen des vergangenen Jahres, in welchem unser theurer König uns von Gott gesund und bei seltener geistiger und leiblicher Kraft erhalten worden ist, so daß er mit sicherer Hand die Angelegenheiten seines weiten Reiches leiten, den edlen Frieden ehrenvoll bewahren, die neuen Erwerbungen durch mancherlei Einrichtungen und Gesetze den alten Provinzen näher bringen, Preußens Ansehen über die Grenzen von Europa hinaus befestigen und wahren konnte, wie sollten wir nicht der kommenden Zeit nicht nur getrost, sondern muthig und freudiger Hoffnung voll entgegensehen! Gewiß ist dies die rechte Stimmung für die Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs.

Dabei mögen wir uns immerhin sagen, daß die weitere glückliche Entwickelung unseres Vaterlandes nicht ohne Arbeit und Kämpfe vor sich gehen werde. Alles Große und Schöne muß, wenn es Kraft und Dauer haben soll, errungen werden, das lehrt die Geschichte Preußens auf allen ihren Blättern. Möge es ferner so sein! Beschwichtigen wir daher die Stimmen von denen, welche meinen, das Jahr 1866 berechtige zu der Voraussetzung, es müsse möglich sein, Alles, was ihnen noch unvollkommen scheint in unseren Staatseinrichtungen, in wenigen Monaten zu beseitigen und viel Besseres an die Stelle zu setzen!

Aber die heutige Festfeier hat nicht nur den Zweck uns zu vergegenwärtigen, was wir haben, und zu sagen, was und warum wir hoffen. Kein König der Erde hat, auch wenn er der weiseste wäre, die Macht,

seine Gedanken und Pläne für die Blüthe seines Landes und Volkes auszuführen, wenn nicht das Volk, das er beherrscht, reif ist für seine Gedanken, wenn es nicht auch das Seinige dazu thut und redlich mitarbeitet. Das Volk aber muß geleitet werden von denen, die reicher an Wissen und tiefer an Einsicht sind, als die meisten sein können. Diese Leiter nun sollen ihre Vorbildung auf den höheren Unterrichtsanstalten des Staates erhalten. Darum darf auf ihnen der Königliche Geburtstag nicht gefeiert werden, ohne daß ihre Schüler auch auf die Mahnung hingewiesen werden, welche der Tag an sie richtet. Und diese Pflicht macht sich an dem heutigen Tage besonders geltend, an welchem neunzehn Jünglinge entlassen werden sollen, nachdem sie das Abiturientenexamen bestanden und in ihm für reif erklärt worden sind, zu den Universitätsstudien oder zu solchen Lebenswegen überzugehen, welche eine höhere Bildung voraussetzen.

In dieser Absicht will ich zu Ihnen sprechen von der Treue, die Sie gegen sich selbst in Ihrem Studium zu wahren haben.

Es ist oft darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Wort Gemüth unserer Sprache eigenthümlich sei, weil die damit bezeichnete Seite unserer seelischen Thätigkeit in unserem Volke besonders kräftig angelegt sei und sich daher so viel mehr bei uns äußere als bei den anderen Culturvölkern. Nun kann man zwar nicht sagen, daß das Wort Treue den anderen germanischen oder den romanischen oder slavischen Nationen fehle; dennoch spricht alle Welt nur von deutscher, Niemand von französischer, spanischer, italienischer, polnischer Treue. Wir dürfen daraus wohl schließen, daß die Treue, wie sie im Gemüthe ihren Sitz hat, unserer deutschen Natur besonders entspreche, und wie sie von den Deutschen besonders gerühmt wird, so auch sie besonders ziere. Wie alt das Wort in unserer Sprache ist, können wir auch daraus sehen, daß schon in einem der ältesten Denkmäler deutscher Sprache ein seitdem verloren gegangenes Adjectivum treuhaft gebildet wie tugendhaft vorkömmt. Und wie viele Dichter haben im Mittelalter im Epos wie im Minneliede die Treue gepriesen und die Untreue als das schwärzeste Vergehen geschildert!

In allen diesen Fällen bezieht sich zwar die Treue auf einen andern, sei dies nun Gott oder Stammesfürst oder der Kampfgenosse oder der Freund oder die Geliebte! Aber wenn ich Sie ermahne, sich treu zu sein, so ist der andere, dem Sie Treue bewähren sollen, auch vorhanden, nur nicht außer Ihnen, sondern in Ihnen. Sie wissen, daß der Dichter sagt: zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust! Sie wohnen auch in der Ihrigen, und daß Sie der, die Ihnen das Rechte und Heilsame räth, zu aller Zeit ohne Wanken folgen sollen, das ist die Aufforderung, die ich in der letzten Stunde, wo Sie diesem Gymnasium angehören, an Sie richte.

Ich kann es ja nicht unternehmen, Ihnen nach allen Richtungen darzulegen, was die eine, die bessere Seele, uns räth. Nur auf einen Punkt will ich Ihre Aufmerksamkeit richten, auf die von Ihnen zu beweisende Treue im Studium der Wissenschaft.

Sie haben eine Reihe von Jahren auf einer wissenschaftlichen Lehr-Anstalt zugebracht, Sie haben sich mit mehr oder weniger Anstrengung wissenschaftlichen Studien gewidmet, und sich und Anderen oft gesagt, dieselben seien nothwendig für Ihren Lebensweg. Wenn Sie sich treu bleiben und nicht selbst Lügen strafen wollen, so müssen Sie den Wissenschaften, zu denen Ihnen der Zugang eröffnet worden ist, die nächsten Jahre Ihres Lebens ernstlich widmen. Das geschieht nicht schon dadurch, daß Sie die durch Ihr Fach vorgeschriebenen Collegien annehmen und regelmäßig besuchen, ja auch nicht dadurch, daß Sie den Inhalt dieser Vorträge dem Gedächtnisse einprägen. Thun Sie nichts weiter, so haben Sie im besten Falle ein Wissen gesammelt, etwas anderer Art, reichhaltiger auch wohl schwerer als das, welches das Gymnasium Ihnen überliefert hat, aber das Wissen ist noch keine Wissenschaft. Auch können Sie eine solche Thätigkeit wohl ein Lernen nach Schülerweise, aber kein Studiren nennen. Jede Wissenschaft ist ein System, ein in sich geschlossenes Ganze, von Grundsätzen ausgehend und auf ihnen erbaut, so daß es den ganzen Umfang des nach einer gewissen Richtung hin bis zu dieser Zeit von den Meistern auf diesem Gebiet gefundenen Wissens in strenger Ordnung umfaßt, und in sich den Beweis der Wahrheit trägt. Das kann Ihnen nicht in die Feder dictirt, das kann nicht in verhältnißmäßig wenigen Stunden vorgetragen werden. Dazu gehört lang fortgesetzte, stille, eigene Arbeit. Ihre künftigen Lehrer wollen Sie dazu anleiten. Sie zeigen Ihnen den Weg der Forschung, sie theilen Ihnen die bisher gewonnenen Resultate derselben mit, sie führen Sie überall bis zu den bisher von der Forschung nicht überschrittenen Gränzen, nicht damit Sie die Resultate gläubig ohne Prüfung aufnehmen und die Gränzen als unübersteiglich ansehen, sondern damit Sie, indem Sie selbst auf den bisher versuchten Wegen mit ihnen gehen, lernen auf eigenen Füßen zu stehen, und damit Sie durch diese wissenschaftliche Arbeit befähigt werden, den großen Fragen, die in Ihrer Wissenschaft noch der Entwicklung und der Entscheidung harren, und sie mehr oder weniger in den kommenden Jahren Ihres Lebens finden werden, selbstständig und mit eigenem Urtheile zu folgen, und an ihrer Entscheidung entweder selbst Theil zu nehmen oder die von Andern gefundene Lösung sich anzueignen und im praktischen Leben zu verwerthen.

In zwanzig Jahren stehen Sie Alle, wenn meine Wünsche und Hoffnungen für Sie in Erfüllung gehen, in einflußreichen Aemtern, und es

hängt das Wohl oder Wehe von Hunderten oder von Tausenden von Ihnen ab. Viele von Ihnen wollen sich der Rechtswissenschaft oder der Verwaltung des Staates widmen, nicht wenige haben den Lehrstand erwählt, die anderen gedenken Medicin oder Theologie zu studiren. Würden Sie es vor Gott, vor Ihrem Könige, vor Ihrem Gewissen verantworten können, wenn Sie meinten, in zwanzig, in dreißig Jahren, wo gewiß viele Verhältnisse sich ganz geändert haben werden, mit dem Wissen auskommen zu können, was Sie in den nächsten drei oder vier kurzen Jahren im besten Falle sich aneignen werden? Die Wissenschaft bleibt gewiß nicht stehen, sie ist bis dahin in vieler Hinsicht eine andere geworden. Wollen Sie dann nicht in der Fülle Ihrer männlichen Kraft sich das beschämende Geständniß machen, oder den gewiß auch zu Ihrem Ohr kommenden Vorwurf hören, Sie seien gegen die Zeit zurückgeblieben, so lernen Sie jetzt durch eifrigstes Studium die Wege Ihrer Wissenschaft, ihren Umfang, ihre gelösten wie ihre ungelösten Aufgaben gründlich kennen. Nur wenn Sie jetzt diese Treue gegen Ihre Wissenschaft beweisen, werden Sie die Treue gegen sie in Ihrem ganzen Leben bewahren können.

Soll dies aber geschehen, so müssen Sie streng und wahr gegen sich sein. Das Gymnasium hätte ja an Ihnen sein Werk nur zum kleineren Theile vollbracht, wenn Sie, kaum aus seinen Räumen entlassen und nicht mehr von seiner Strenge gehalten in Schlaffheit verfallen wollten. Zu dieser Strenge gegen sich soll Sie eben so wohl der Umfang und die Größe als die Höhe Ihrer Aufgabe und die Achtung vor sich selbst veranlassen. Der Umfang und die Größe wird sich Ihnen nothwendig in jeder Stunde eifriger eigener Arbeit offenbaren. — Sie gehören zu der auch selbst in unserem Staate verhältnißmäßig kleinen Zahl derjenigen, die des Vorzugs einer wissenschaftlichen Vorbildung durch die Fürsorge ihrer Eltern und Angehörigen theilhaftig geworden sind, und Sie sollen, wenn Sie auf diesem Wege mit Glück fortschreiten, in einigen Jahren zu denen gehören, die der König beruft oder denen er verstattet, in weiteren Kreisen eine auf Viele sich erstreckende Thätigkeit auszuüben. Sie werden einmal die öffentliche Meinung und damit die Gesinnung unseres Volkes bestimmen helfen. Sie werden die Ehrlichkeit und den Ernst preußischer Verwaltung und die Straffheit des preußischen Staatsdienstes, die Sie vorfinden, fortzuführen haben. Kann es einen höheren Beruf, ein größeres und ergiebigeres Feld zu gesegneter Wirksamkeit geben? Wenn Sie dieses Ziel immer im Auge haben, so müssen Sie ja aller Achtung vor sich selbst baar und ledig sein, wenn Sie glauben könnten, die Strenge gegen sich als Männer anderen zur Stütze, zum Vorbild und zum Muster üben zu können, welche Sie zwar auf der Schule

zu üben gelehrt und gewöhnt gewesen, die Sie aber nachher aus Schlaffheit und Weichlichkeit verlernt hätten.

Wenn ich Sie aber ermahne, wahr gegen sich auch auf wissenschaftlichem Gebiete zu sein, so meine ich damit besonders folgendes: Prüfen Sie immer genau in allen Ihren Studien, ob Sie wirklich wissen, was Sie zu wissen glauben, ob Sie in der That verstehen, was Sie zu verstehen meinen. Es ist so bequem ein von Anderen gefundenes Resultat anzunehmen, die für dasselbe vorgebrachten Gründe nachzusprechen, obwohl man sich der Beweiskraft gar nicht bewußt ist. Man kann das Verfahren eine Zeit lang fortsetzen, aber das darauf errichtete Gebäude fällt unzweifelhaft, weil es keinen Grund hat, in sich zusammen, oder erregt auf geistigem Gebiete das unheimliche Gefühl, was man in einem baufälligen, von allen Seiten schwach gestützten Hause hat. Verächtlich aber sind die, denen es gar nicht darauf ankömmt, was sie sich einprägen, die eben so geneigt sind, die eine wie die andere von zwei entgegengesetzten Ansichten anzunehmen und als ihre Ueberzeugung auszugeben, die ihre Entscheidung nur darnach treffen, welche Ansicht augenblicklich die meisten äußerlichen Vortheile in Aussicht stellt, die für die Examinatoren, vor denen sie dereinst zu stehen fürchten, oder für das Amt, nach dem sie lüstern sind, lernen, nicht für sich. Sie üben freventliche Untreue gegen die Wissenschaft, gegen sich, gegen den Staat; sie sind unwürdig einem Könige von Preußen zu dienen.

Sie werden, des bin ich gewiß, des heutigen Tages Ihr Leben lang eingedenk bleiben, und es wird aus Ihrem Gedächtnisse nicht schwinden, daß Ihre Entlassung von der Anstalt, die Sie bisher nach bestem Wissen und Vermögen gehegt und gepflegt hat, zusammengetroffen ist mit der Vorfeier des Königlichen Geburtstages. Möge diese Erinnerung Sie immer mahnen an die hohe Verpflichtung, welche Ihnen das Bewußtsein auferlegt, daß Sie Preußen und berufen sind dem ruhmvollen Geschlecht der Hohenzollern zu dienen!

Gott aber schütze, erhalte, segne den König! Er ebne seine Wege, er lasse gelingen, was er unternimmt, er gebe ihm weise Rathgeber und ein glückliches, dankbares und treues Volk! Gott segne den König!

III. Reden
zur Feier des königlichen Geburtstages.

Zu des Königs Geburtstag im Jahre 1843, gefeiert am 14. October.

Die Feier des Vertrages von Verdun.

Eine zweifache festliche Feier hat uns an diesem Tage hier versammelt. Wir wollen, um nicht morgen durch die mannigfaltige Feier, welche der wichtige Tag in den verschiedensten Kreisen findet, abgelenkt zu werden, schon heute dankbar uns daran erinnern, daß Gott unsern theuren König uns wieder ein Jahr erhalten, seine Gesundheit und Kraft bewahrt, seine Regierung gesegnet hat; wir wollen uns der Wohlthaten, welche wir seiner weisen und mächtigen Leitung verdanken, von Neuem bewußt werden; wir wollen durch diese Erwägung unsere Liebe und dankbare Verehrung zu ihm und unsere Anhänglichkeit und Hingebung an unser theures Vaterland stärken und vermehren; aber wir sollen auch nach dem Willen unserer nächsten Vorgesetzten, des Magistrats dieser Stadt, dessen väterlicher Pflege und weisen Obhut dieses Gymnasium anvertraut ist, an dem heutigen Tage das Andenken an den Vertrag von Verdun begehen, da Lehrer und Schüler an demjenigen Tage, welchen im August dieses Jahres unser Vaterland mit kirchlicher Feier festlich begangen hat, an vielen Orten zerstreut waren. Wohl Manchem unter Euch, geliebte Schüler, mag auch, wenn Ihr die Unterweisung Eurer Lehrer über den geschichtlichen Hergang der Verträge wohl begriffen und gemerkt habt, welche traurigen und verderblichen Bruderkriegen ein erwünschtes Ende brachten, die Besorgniß kommen, als würde eins von beiden — die dankbare Erinnerung an das Glück und den Segen, den uns Gott in unserem geliebten Könige gegeben hat, und das Andenken an eine Thatsache, die vor tausend Jahren geschehen ist außerhalb des deutschen Vaterlandes, zu einer Zeit, wo von Preußen noch nicht die Rede war, ja wo nur ein mäßig großer Theil unseres heutigen Vaterlandes von Deutschen bewohnt war — als würde eines von diesen beiden bei der

heutigen Feier in den Hintergrund treten oder mit oberflächlicher Erwähnung sich begnügen müssen, weil sie in gar geringer Beziehung zu einander zu stehen scheinen. Dennoch gehören beide Erwägungen so sehr zu einander, daß, auch wenn ihre Verbindung uns nicht zur Pflicht gemacht wäre, für die diesmalige Feier des Königlichen Geburtstages unter uns es ganz angemessen gewesen wäre, zu zeigen, in wie fern die Feier des Vertrags zu Verdun mit Recht in eine Verherrlichung unseres Königs und Herrn übergehe.

Ich kann nicht hoffen, Euch dies klar zu machen, als wenn ich vorher auf die Bedeutung hingewiesen habe, welche jener Vertrag für Deutschland und seine Entwickelung hat.

Diese Bedeutung scheint mir aber darin zu liegen, daß der Vertrag in der Zeit geschlossen worden ist, wo die mächtigsten Stämme Deutschlands sich zuerst ihrer Zusammengehörigkeit bewußt geworden sind, wo sie gefühlt haben, daß ein inneres Band, das der gemeinsamen Nationalität, sie verbinde. Wenn nun ein großes Volk in Wahrheit sein geschichtliches Dasein erst mit dieser Zeit beginnt, so erinnert der genannte Vertrag uns freilich an eine der allerbedeutendsten Thatsachen unserer Geschichte, an den Punkt, aus welchem alle Entwicklung unseres Volkes als aus ihrem Anfangspuncte aufgegangen ist. — „Von einer deutschen „Nation im vollen Sinne des Wortes kann man, wie Ranke, einer der „größten der jetzt lebenden deutschen Geschichtsschreiber, sagt, in den frü„heren Epochen eigentlich nicht reden. In den ältesten Zeiten hatten die „verschiedenen Stämme gar nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen, „an dem sie sich erkannt hätten." Wohl finden wir bald im Süden, bald im Westen, bald in der Mitte Deutschlands Bündnisse zwischen mehreren oder wenigeren deutschen Stämmen, aber nie sind vor den letzten Zeiten Karl's des Großen die bedeutendsten Stämme alle oder auch nur dem größern Theile nach vereinigt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist ihnen so ganz fremd, daß sie kaum eben so oft gegen auswärtige Feinde, als unter einander ein Stamm gegen den andern, ja ein Theil desselben Stammes gegen den andern, blutige und hartnäckige Kriege geführt haben. Selbst die Aehnlichkeit oder Gleichheit der Religion, der Sitte, der Verfassung, ja der Sprache, dieser großen Verbindungsmittel der Menschen, waren ohnmächtig. Ja auch das Christenthum vereinte in den ersten Jahrhunderten, nachdem es in den Deutschen Bekenner gefunden hatte, nicht, sondern entflammte, wenn nicht Alle, doch die heidnisch Gebliebenen zu noch größerer Sonderung und zu hartnäckiger Vertheidigung der Sonderinteressen, wie Karl's langjährige Kriege gegen die Sachsen selbst noch ein halbes Jahrhundert vor dem berühmten Vertrage unwiderleglich darthun. Wo solche Verhältnisse obwalten, da kann wohl von Nationalität,

von dem Gefühl der Einheit, des Aufgehens in einem größeren Ganzen nicht die Rede sein. Erst als der große Kaiser alle germanischen Stämme des heutigen Deutschlands seinem großen Reiche dauernd einverleibt hatte, konnte sich die Nation zu bilden anfangen. Aber wie Vieles hemmte die Entwicklung dieses Bewußtseins! Ludwig der Fromme übergab bei der ersten Reichstheilung im Jahre 817 den südlichen Theil Deutschlands und den östlichen seinem gleichnamigen Sohne als besonderes Königreich, während er den cultivirteren westlichen Theil und den größten Theil des nördlichen sich und seinem Sohne Lothar als Mitregenten vorbehielt, und trennte so von neuem, was eine Einheit zu bilden bestimmt war. Dennoch war das belebende Bewußtsein schon erwacht. Zweimal auf dem Reichstage zu Nymwegen im Jahre 830 und wenige Jahre nachher, als Lothar den Vater der Regierung ganz entsetzt hatte, vereinigten sich die Hauptstämme unseres Vaterlandes, die Baiern, die Sachsen, die Alemanen und die Ostfranken, um Ludwig den Frommen gegen den Uebermuth Lothar's zu schützen. Sie hatten sich, wie es scheint, naturgemäß an den angeschlossen, dem ein Theil von ihnen schon untergeben war, an Ludwig, an den Sohn, welchen der Kaiser 817 nur Baiern und Kärnthen als Königreich und die Oberhoheit über den noch nicht germanisirten Osten übergeben hatte; und diese Verbindung war durch das Bewußtsein, daß er der ihrige war, so fest geworden, daß Ludwig im Vertrauen auf ihre Anhänglichkeit, als der Vater eine neue unbillige Theilung kurz vor seinem Tode vornahm, das ganze Land diesseits des Rheins, also die Wohnplätze der bei ihm ausharrenden Stämme, als seinen ihm zukommenden Theil fordern und nach dem Tode Ludwig's des Frommen durch die Schlachten auf dem Riesgau und bei Fontenailles (841) und durch das Bündniß bei Straßburg (842) behaupten und so den Vertrag zu Verdun, der jenen Anforderungen gemäß abgeschlossen wurde, erzwingen konnte.

So ist also dieser Vertrag der erste schöne Beweis, daß die Hauptstämme unseres Volkes sich als Glieder eines großen Ganzen, als zusammengehörig, als Völker von gleicher Nationalität erkannt hatten; es ist von jetzt an nicht mehr daran zu zweifeln, daß sie ein inneres Band, oder das der gemeinsamen Nationalität, fester umschlingt, als es bis dahin Sprache, Gesetz, Sitte, Religion zu thun vermocht hatten. Auch tritt ja mit diesem Vertrage erst ein deutsches Reich politisch in's Leben. Die äußere Trennung der in dem Vaterlande Zurückgebliebenen von den deutschen Stämmen ist ausgesprochen, welche seit Jahrhunderten über den Rhein hin ausgewandert und von der dortigen lateinischen Sprache in ihre eigene Mundart so vieles aufgenommen hatten, daß daraus eine neue Mischsprache, die französische, entstanden war. Hatten doch die West=

franken und die Ostfranken, als sie sich 842 bei Straßburg durch feierliche Eide gegen Lothar verbanden, zu gegenseitiger Sicherung für nothwendig befunden, den uns noch erhaltenen Eid ein jedes in der Sprache des andern zu schwören, damit sich auch gewiß Jeder der Zuhörenden überzeugen konnte, daß das Verabredete eidlich versprochen wurde. — So haben wir also ein Recht, ja die Pflicht, wenn wir des Tages von Verdun gedenken, auch alles des Großen und Herrlichen uns zu erinnern, was die Deutschen als Volk gethan und gewirkt haben, der Bedeutung eingedenk zu sein, welche unser Volk in der Entwicklung der Weltgeschichte gewonnen hat.

Es ist unmöglich, in diesen wenigen Minuten Alles darzulegen, was unser Volk in den verschiedenen Zeiten gethan hat, aber selbst, wenn die Zeit dazu da wäre, wäre der Versuch mißlich, es fehlt vielen anderen Völkern Europas nicht an Großthaten, an vorzüglichen Leistungen in Wissenschaft und Kunst.

Wir wollen lieber zu erkennen suchen, in wie fern und nach welcher Richtung hin die durch den Vertrag zu Verdun gewonnene Einheit die Deutschen befähigt hat, ihre eigenthümlichen Eigenschaften zu entfalten und zum Heil für sich und Andere zu verwenden. Eigenthümlich sind den Deutschen Hinneigung zum Uebersinnlichen, Innigkeit und Tiefe des Gefühls, Leichtigkeit und Sicherheit der Auffassung, doch sind sie wenig empfänglich für flüchtige, vorübergehende Eindrücke, aber treu und fest im Behaupten des für Wahr erkannten, Bescheidenheit, Achtung vor fremden Rechte, Vertheidigung des eigenen.

Daher mußten die deutschen Völker dem Christenthum länger widerstreben als die leicht beweglichen romanischen Nationen; aber wenn sie sich dazu bekannt hatten, so drangen sie auch um so tiefer ein, faßten es um so inniger auf und gewannen an ihm ein Jeder ein Eigenthum.

Daß dies wirklich der Fall gewesen ist, zeigen eben jene Zeiten, welche dem berühmten Vertrage vorangehen; sie waren Christen geworden, aber nicht um Andere über das Heil ihrer Seele schalten zu lassen, nicht um dadurch in eine geistige Knechtschaft zu gerathen, welche sie mit größerem Verluste bedroht hätte als der Verlust ihrer Freiheit an den mächtigen Karl gewesen war, sondern um dadurch geistige Freiheit zu gewinnen. Daher schaarten sie sich nicht nur deshalb um Ludwig, um durch ihn den Kaiser aus unwürdiger Abhängigkeit von seinem Sohne Lothar zu befreien, sondern auch um den Bischöfen und der Geistlichkeit in den Weg zu treten, welche sich das Recht anmaßten, im Verein mit Lothar den ihnen mißfällig gewordenen Ludwig den Frommen abzusetzen. Dieser Kampf für geistige Freiheit, für individuelle Auffassung des Christenthums, ist das Werk, an dem die Deutschen nun schon tausend Jahre

gearbeitet haben, und welches sie, so Gott will, nicht aufgeben werden, so lange der Name ihres Volkes besteht. Wohl hat es Zeiten gegeben, in welchen dieser ihr Beruf ihnen weniger klar gewesen ist, ja auch solche, wo die Gewandheit und die Verschlagenheit ihrer römischen Gegner ihnen obgesiegt hat, aber in keinem Jahrhunderte ist dieser Kampf nicht geführt worden. Oder sollte es nicht genügen Heinrich III. und V., Friedrich I. und II., Heinrich IV., Ludwig den Baier, die Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts, die Hussiten zu nennen? Ist die Reformation nicht in Deutschland begonnen und durchgeführt und in ihren heilsamen Folgen durch einen dreißigjährigen Kampf gesichert worden? Ist nicht die ganze Entwicklung der deutschen Zustände namentlich in den drei letzten Jahrhunderten von diesem Kampfe abhängig? Gewiß aber würde den Deutschen nicht vergönnt gewesen sein, diesen Ruhm zu gewinnen, wenn sie, wie unter Karl dem Großen, fortdauernd einem andern größeren Reiche angehört hätten, oder wenn gar die einzelnen Provinzen Deutschlands von einander getrennt, verschiedenen Nationalitäten sich anzuschließen genöthigt gewesen wären. Frankreich und Italien sind von deutschen Stämmen eingenommen worden, aber die Sieger haben, losgerissen von den Stammesgenossen, die Sprache und den Charakter der Besiegten angenommen. Darum sehen wir mit Stolz und Dankbarkeit nach tausend Jahren zurück auf den Vertrag, dem wir mittelbar auch diesen Segen verdanken; ohne die damals gewonnene Einheit wären wir muthmaßlich in religiöser Hinsicht, in der Lage Frankreichs, Spaniens oder Italiens. Wohl haben in den Kämpfen der letzten drei Jahrhunderte Millionen unserer deutschen Brüder an der alten Verfassung der Kirche und ihren Satzungen gehalten. Aber sie selbst geben gern zu, daß auch ihnen aus der Spaltung neues geistiges Leben entstanden ist.

Aber eben so sehr mußten die oben erwähnten Eigenthümlichkeiten unseres Volkes zu der besonderen politischen Entwicklung hinführen, welche Deutschland erfahren hat. Die Deutschen haben nie nach Eroberungen gestrebt, aber ein Jeder wollte in dem, was er sein nannte, sein eigener Herr sein; die Individualität achtete er, aber er wollte die eigene auch geachtet wissen; die Heimat gefiel ihm wohl, aber er wollte sie auch nach seinem Bedürfnissen einrichten. Daher entstand das vielherrige Deutschland um so schneller und gewisser, als seine Kaiser so oft ihr Augenmerk auf das Ausland richten und daher die Entwicklung im Innern oft anders werden lassen mußten, als sie selbst wünschten. Gewiß ist dieser Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters die politische Ohnmacht, gewiß ihr die Mehrzahl der Verluste und Niederlagen, welche Deutschland erlitten hat, ja der Untergang des deutschen Reiches vorzüglich zuzuschreiben. Aber nimmer wäre ohne diese Entwicklung die Reformation der Kirche

zu Stande gekommen, Karl V. hätte sie in kurzer Zeit unterdrückt. Nimmer hätte bei einer anderen Verfassung so viel Reichthum der Städte, solche Unabhängigkeit der Gesinnung, eine so allgemeine Bildung, eine solche Mannigfaltigkeit der Entwicklung, ja nimmer so viel persönliche Tüchtigkeit und so viele behagliche Zufriedenheit entstehen können, als Jahrhunderte hindurch in Deutschland geherrscht hat. Diese Stadt, der wir angehören, ist wie wenige Deutschlands in ihrer ganzen Entwickelung ein Beweis für die Vortheile einer solchen politischen Gestaltung, wenn auch nicht um ein eroberndes Volk, doch um ein Volk zu erziehen, welches durch Reichthum der Bildung, durch wahre Frömmigkeit, durch Kräftigkeit der Gesinnung, durch hingebende Liebe für das Vaterland keinem nachsteht. Diese Formen haben sich überlebt, deshalb sind sie unkräftig geworden, und sind zusammengebrochen und brechen zusammen. Die neuere Zeit verlangt eine größere Gleichheit und Gleichmäßigkeit der Staatsformen im Großen und Kleinen; der Patriotismus soll jetzt hervorgehen aus dem Bewußtsein einem größeren Ganzen anzugehören und in ihm aufzugehen. Aber sollen wir darum vergessen, daß unsere Vorfahren in anderen Verhältnissen ihr Glück gesucht und gefunden haben, und dazu besonders gekommen sind durch die politische Entwicklung, zu welcher in Folge des Vertrags von Verdun der eigenthümliche Charakter der Deutschen hinführen mußte? Weil in jedem Theile unseres Vaterlandes die Einwohner diese Berücksichtigung ihrer Individualität erstrebten, so setzten alle Gauen sich in ihren Besitz, wenn auch in verschiedenem Grade. Einen andern fremden Herrscher zugetheilt, hätte der Einzelne und damit das Ganze schnell diese Freiheit eingebüßt.

Nicht anders verhält es sich mit dem was die Deutschen in Poesie und in Wissenschaft geleistet haben. Auch dies ist vorzugsweise ein Erzeugniß der eigenthümlichen Entwicklung, welche in Folge des Vertrages von Verdun der Deutsche nehmen konnte. Tiefe des Gefühls und Innigkeit, Neigung zu dem Uebersinnlichen, treues und beharrliches Verfolgen eines Gedankens, Leichtigkeit und Sicherheit auch das aufzufassen, was Andere Großes und Schönes gedacht, gefunden, gedichtet haben, um daran sich selbst zu erheben und sich außer dem Eigenen auch in dem Fremden einen neuen werthvollen Besitz zu sichern, das sind die Bedingungen zu einer gedeihlichen Pflege der Wissenschaften, zum Gestalten poetischer Werke. Wohl kann einem solchen Volke begegnen, daß es das eigene Gute verkennt, und bei seiner Bescheidenheit durch den Glanz des Ausländischen irre geführt wird, aber es kann nicht lange irren, es wird bei ruhigerer Erwägung sich zurecht finden, und aus der leichten Anerkennung fremden Verdienstes den großen Vortheil gewinnen, daß

ihm nichts wahrhaft Schönes und Hohes deshalb fremd bleibt, weil es nicht in dem Vaterlande zuerst aufgefunden worden ist. So sind die Deutschen und so haben sie erreicht, daß auch wer ihre religiöse und politische Bildung nicht anerkennt, ihre großartigen Leistungen in der Poesie und in allen wissenschaftlichen Forschungen, namentlich den abstractesten, der Philosophie, der Theologie, der Geschichte, der Jurisprudenz, der Sprachwissenschaften, der höheren Mathematik bewundert. Aber je mehr diese Erfolge von deutscher Art zu sein, zu denken, zu forschen, zu leben abhängen, je mehr sie selbst bedingt sind durch die Menge der verschiedenartigsten Bildungsanstalten, welche eben so sehr aus der Vielherrigkeit Deutschlands und dem Wunsche, nicht bei den Nachbarn zu suchen, was man selbst haben konnte, als aus der Anerkennung des Werthes der Bildung hervorgegangen ist, — um so mehr müssen wir auch hier wieder dankbar auf den Tag zurücksehen, welcher vor tausend Jahren Deutschland seine Selbstständigkeit gab, die allein solche Blüthen treiben und solche Früchte tragen konnte.

Dies Alles sind unbestreitbare, unwiderlegliche, unmittelbare oder mittelbare Folgen jenes berühmten Vertrages, dessen Andenken wir heut' begehen. Unser theurer König konnte also, als er diese Feier in seinen weiten Reichen befahl, wohl keine andere Absicht haben, als daß sich seine Unterthanen dieser theuren Güter, der religiösen, der politischen, der wissenschaftlichen Freiheit wieder von neuem bewußt werden und ihren Besitz nicht als ein eigenes Verdienst der Lebenden nur allein, sondern als ein theures Erbe unserer Vorfahren, als ein Erbe des deutschen Namens erkennen sollten, daß seine Unterthanen dankbar gegen Gott der vielen und schweren Kämpfe gedenken sollten, durch welche diese Güter erworben, vertheidigt und erhalten worden sind. Daß sie in einer Zeit des Egoismus, wo trotz vieler und vielerlei Reden von Freiheit doch so oft der Eigennutz der einzige Rathgeber des Einzelnen und größerer und kleinerer Gemeinschaften ist, erwägen sollten, daß das particulare, sich absondernde, sich allein genug seiende Preußenthum für sich allein gar wenig sein könne und aus sich allein wenig geworden sein würde, wenn es nicht als ein starker Stamm hervorgewachsen wäre aus der ihm mit vielen gemeinsamen Wurzel deutscher Nationalität.

Wahrlich es ist wahrhaft königlich, solche Gedanken nicht nur zu hegen, sondern sie auszusprechen, seine Völker aufzufordern zur Theilnahme, und sie in's Leben einzuführen, und wir haben Gott inbrünstig dafür zu danken, daß er uns einen König gegeben hat, der auch ein Deutscher sein will, der dies nicht nur wiederholt vor Europa bekannt hat, sondern es täglich zeigt durch Alles, was er für die Kräftigung des gemeinsamen Vaterlandes, für die innigere Verbindung seiner Glieder,

für die Vertheidigung seiner Grenzen, für die Entwicklung religiöser, politischer und wissenschaftlicher Freiheit thut und thun läßt.

Ist nun dies die Bedeutung, welche jener vielgenannte Vertrag für das gesammte Deutschland hat, so steigert sich diese Bedeutung noch sehr für diese Provinz. Schlesien ist eine der reichsten, mächtigsten Provinzen Deutschlands und Preußens, aber es ist dies geworden nicht durch die eigenthümliche Entwicklung seiner alten Einwohner vor tausend und mehr Jahren, sondern es ist dies geworden seit etwa sechshundert Jahren durch die Deutschen. Die Deutschen haben uns das Christenthum und ihre Auffassung desselben, die Deutschen haben uns Fürsten, Colonisten, Cultur, Sitte, Gesetz, Recht, Freiheit, Handel, Kunst und Wissenschaft gebracht. Nun denn, wenn dies Alles unser und der Unseren Glück ausmacht, so geziemt es uns vor Allem, des Tages in dankbarer Erinnerung zu gedenken, der dem deutschen Wesen im eigenen Lande Bestand und Dauer gebracht und es dadurch fähig gemacht hat, sich an seinen Grenzen und weit darüber hinaus deutsche Provinzen neu zu gewinnen, und sie mit seinem Reichthum auszustatten. Deshalb wollte der Magistrat dieser Stadt, daß auch in diesem Gymnasium dankbares Zeugniß für Deutschland abgelegt werden sollte.

Geliebte Jünglinge, unser theurer König ist nicht ein Mann der will, daß die Seinen die Hände träge in den Schooß legen. So werden wir also seinen Geburtstag in seinem Sinne feiern, wenn sich zu dem innigsten Danke gegen Gott, daß er uns ihn gegeben und erhalten, und ihn und sein Land auch in diesem Jahre gesegnet hat und zu dem Gebete, daß er dies auch ferner thun, ihn ferner gnädig bewahren und in seinen Wegen leiten wolle, auch der lebhafteste Vorsatz gesellt, ihm nachzuahmen. Er wollte nicht, daß wir allein an die verschwundene Herrlichkeit des deutschen Reiches uns erinnern sollten, sondern auch, daß das Vergangene uns eine Mahnung sein sollte, den Nachkommen zu bewahren, was wir von den Vorfahren bekommen, den Reichthum deutscher Nationalität.

An wen kann diese Mahnung mehr gerichtet sein als an Euch, das heranwachsende Geschlecht, in dessen Hände es einmal gelegt sein wird, ob die königlichen Gedanken unseres Herrn verwirklicht werden können oder nicht. Nun denn, so feiert auch Ihr den morgenden Tag dadurch, daß Ihr in Euch den ernsten Vorsatz von neuem faßt, Euch fähig zu machen, Hüter zu werden des deutschen Schatzes in dem Preußenlande.

Gott aber segne unsern theuren König, und gewähre ihm, daß er eine schöne Saat aufgehen und eine schwellende beglückende Ernte reifen sehe. Gott segne den König.

Am 15. October 1845.

Von den heilsamen Entschließungen, zu welchen die Schüler durch diese Festfeier aufgefordert werden.

Unter den Schulen, welche der Reformation in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihren Ursprung oder doch ein neues Leben zu danken hatten, — und ihre Zahl war bekanntlich sehr groß, theils weil das Bedürfniß sehr groß war, theils weil die Reformation nur durch sie Bestand zu gewinnen hoffen konnte, wie schon Luther sagte: wo man nicht Schüler zeugt, so werden wir nicht lange Pfarrherrn und Prediger haben — war in dem östlichen und nördlichen Deutschland keine berühmter als die in Goldberg. Nicht nur aus ganz Schlesien, sondern aus Polen, Mähren, Böhmen, ja aus Kärnthen, Ungarn, Litthauen, aus Sachsen und Franken kamen Schüler nach der kleinen Stadt, und die Nachricht ist wohl glaublich, daß die Zahl derselben oft Tausend überstieg. Diesen großen Ruf und ihre leider nur kurze Blüthe verdankte sie ihrem hochverdienten Meister oder Rector Valentin Friedland, allbekannt unter dem Beinamen Trotzendorf, den er nach der Sitte der Zeit von seinem bei Görlitz gelegenen Geburtsdorfe Trotzendorf angenommen hatte. Melanchthon, durch mehrjährigen Umgang ihm befreundet, rühmte von ihm, er sei zur Leitung einer Schule berufen, wie Fabius Cunctator zum Feldherrn, eine Vergleichung, welche in jener Zeit, wo der Staat für die Ordnung und Einrichtung der Schulen so wenig that und wo das Beste und Meiste unbedingt dem Rector überlassen werden mußte, in viel ausgedehnterem Maße wahr war als sie es jetzt ist und sein kann. Vieles Eigenthümliche wird uns erzählt von Trotzendorf und seiner Schule, aber fast nichts ist so bekannt als daß er seine vor ihm versammelten Schüler zuweilen mit dem Gruße angeredet habe: „Seid gegrüßet, nicht nur Ihr Herren vom Adel, Ihr Bürgermeister und Rathsherren, Ihr kaiserlichen,

königlichen, fürstlichen Räthe, Ihr Handwerker, Künstler und Kaufleute, sondern auch Ihr Scharfrichter, Ihr Henkersknechte, Ihr Taugnichtse."

Es muß dahin gestellt bleiben, ob es je gelingen wird, durch ein authentisches Zeugniß nachzuweisen, daß der große Mann diese Worte wirklich zuweilen oder doch einmal gebraucht habe; aber sie sind seiner gewiß nicht unwürdig. Es ist hinter dem Scherz, aus dem sie scheinbar hervorgegangen sind, ein sehr tiefer Ernst verborgen. Der in ihnen ausgesprochene Gedanke aber liegt vielleicht wenigen Menschen so nahe als jedem Lehrer an einem zahlreich besuchten Gymnasium. Und so ist mir seine Wahrheit schon oft eingefallen, wenn ich der Zukunft meiner Schüler gedacht habe, ohne daß ich Euch, geliebte Jünglinge und Knaben, mit jenen Worten anreden möchte, denn eine jede Zeit hat ihre Sitte.

Trotzendorf sah, wenn er so sprach, über die zunächst liegenden zwanzig bis dreißig Jahre hinweg, unterdeß mußten alle die Saaten, welche er und seine Gehülfen ausgestreut hatten, aufgegangen, alle Blüthen, welche sie gehütet, gepflegt und gezeitigt hatten, zu Früchten gereift sein, und aus den Knaben und Jünglingen, welche er dichtgedrängt um sich herum stehen und sitzen sah, mußten betriebsame Handwerker, vielgewandte Kauf- und Handelsherren geworden sein, und gewiß auch welterfahrene Räthe, in deren Händen die Leitung größerer oder kleinerer Kreise, die Verwaltung wichtigerer oder unwichtigerer Staatsgeschäfte lag; aber auch mancher war dann gewiß untergegangen, er hatte von den Hoffnungen, welche er in seiner Jugend erregt, keine erfüllt, er war herabgesunken bis zur untersten Stufe; auch die, die dereinst dies schreckliche Schicksal haben sollten, standen unter seinen Schülern, auch sie wollte er anreden, ohne sie zu kennen, oft ohne sie zu ahnden, und er nannte sie nach der Sitte der Zeit, „Scharfrichter und Henkersknechte" und fügte diesen Namen die allgemeine Bezeichnung Taugnichtse hinzu.

Meine geliebten Schüler, vermöchte ich den Schleier, der über Euren Schicksalen nach Gottes weisem Rathschlusse liegt, zu lüften; wäre ich im Stande, die Stellen zu erkennen, die Ihr, fast vierhundert an der Zahl, nach dreißig Jahren einnehmen werdet im Leben, — und wenn es nach unseren Wünschen geht, so erfreut Ihr Euch dann alle noch des Daseins, nach der Natur des menschlichen Lebens ist dann erst ein kleiner Theil von Euch zu einem anderen höheren Wirken abgerufen worden — ich sehe auch für Euch keine andere Zukunft. Ich sehe einige als Prediger, andere als Aerzte, andere als Lehrer, andere als Rechtskundige, andere erwerben ihr Auskommen durch ein Handwerk, andere bauen den Acker, andere sind Kaufleute oder sie sind in und an Fabriken beschäftigt, andere nehmen an der Verwaltung dieser oder einer anderen Stadt, oder an der Leitung des Heeres, oder an der Regierung einer Provinz, vielleicht gar

des ganzen Staates, Theil, — — aber auch mancher wird dann durch seine Schuld Hunger und Noth leiden, gar manchen wird sich das Gymnasium nicht rühmen dürfen gebildet zu haben, mancher wird aufgegeben sein von seinen Angehörigen, ja von der menschlichen Gesellschaft; vielleicht muß einer oder der andere sein Brod vor fremden Thüren suchen. Ich kann Euch diese betrübte Kehrseite des Bildes nicht erlassen, es gehen von denen, die ihre Bildung auf höheren Schulen angefangen, mehrere zu Grunde, als Ihr glauben mögt. Seht, diese ernsten Gedanken wollte Trotzendorf durch jene ungewöhnliche Anrede in seinen Schülern anregen, jeden wollte er antreiben, mit allen Kräften dahin zu arbeiten, daß er nicht zu den zuletzt genannten Unglücklichen gehöre, und weil Keiner seine Zukunft vorhersehen kann, so hielt er sodann das Schreckbild der möglichen künftigen Lebensverhältnisse nicht weniger vor als das anmuthige Bild.

Wenn es mir gelänge, auch Eurer Seele heute dieses zweifache Bild auf das festeste einzuprägen, und dadurch in Euch Allen den lebhaftesten Eifer zu erregen, daß Ihr all Eure Sinne darauf fortdauernd gerichtet sein ließt, daß Ihr Euren Platz dereinst unter den wohlgerathenen Zöglingen des Gymnasiums, die zum Segen für die menschliche Gesellschaft und zu ihrem Glück wirken, einnehmt, so haben wir den heutigen festlichen Tag gewiß auf eine nicht unwürdige Weise gefeiert. Wohl ist er zunächst und zuerst ein Tag des Dankes gegen Gott, daß er unsern theuren König auch in dem verflossenen Lebensjahre beschützet und behütet, und seine Regierung in so vielfacher Hinsicht gesegnet hat; es ist ein Tag des inbrünstigen Gebetes, daß Gott den König, unsern Herrn, auch ferner bewahren, führen und segnen wolle zum Heile für das gesammte theure Vaterland; aber es soll und muß der Tag, wenn wir ihn würdig feiern wollen, unzweifelhaft auch ein Tag guter Vorsätze und frommer Entschließungen sein.

Wohl ist unser König ein mächtiger und gewaltiger Herr in seinem Lande, aber er ist ohnmächtig, wenn er nicht Männer findet, welche im Stande und bereit sind, seine Gedanken aufzufassen und auszuführen. Was helfen die besten, die weisesten Gesetze, wenn es an Männern fehlt, die sie mit Unpartheilichkeit handhaben, was die zweckmäßigsten Anordnungen, wenn Niemand des Königs Sinn zu fassen vermöchte? Darum bedarf er die Hülfe sehr vieler seiner Unterthanen, um überall eine gesegnete und ruhmvolle Regierung zu führen, und der wäre ein schlechter Preuße, der heute zwar seinem Könige reichlichen Segen wünschte, aber ohne damit den Entschluß zu verbinden, auch seinerseits das Nöthige dazu beitragen zu wollen. Solche Entschlüsse zu fassen ist unser Aller heilige Pflicht.

Vor Allem aber bedürft Ihr, Jünglinge und Knaben, guter Entschließungen, frommer Gelübde; Eure Väter dienen dem Könige zum Theil schon seit vielen Jahren, ein jeder in seinem Stande nach bestem Wissen und Vermögen, sie werden nicht sich selbst untreu werden. Aber Ihr, die Ihr mit Euren Altersgenossen, wenn Ihr Männer geworden sein werdet, an unsere Stellen zu treten berufen seid, Ihr müßt Euren Geist erst noch nähren mit großen Gedanken, mit edlen Vorsätzen, Ihr müßt Eure Seele erst gewöhnen, daß sie nicht anders kann, als das Gute mit Ernst, Eifer und Ausdauer wollen; — Ihr müßt es, wollt Ihr anders in dem ersten der von Trotzendorf aufgestellten Spiegelbilde Euch und Euer künftiges Schicksal erblicken. — Und welche Vorsätze sollt Ihr fassen? wie zu werden sollen sich Knaben und Jünglinge bestreben, damit sie hoffen können, dereinst ihren Platz würdig einzunehmen, in welchen Kreisen ihnen auch ihre Thätigkeit angewiesen werden wird? was braucht der König für Männer, auf daß seine Regierung ferner eine gesegnete sein und bleiben könne?

Die Fragen sind so vielumfassend, daß es unmöglich scheint, sie hier zu beantworten. Eine erschöpfende Beantwortung zu geben muß ich freilich sogar unversucht lassen, aber vielleicht bedarf es dessen auch nicht. Es sollen nicht die besonderen, einem jeden Stande eigenthümlichen Pflichten beschrieben, nicht die den Mitgliedern dieses oder jenes Kreises nöthigen Eigenschaften bezeichnet, sondern nur einige der Eigenschaften angegeben werden, welche Ihr Alle bedürfet, wenn Ihr dem König einst helfen wollt in seinem schweren Amte. Wir betrachten zuerst das Ziel, welches sich Jeder setzt, oder doch setzen sollte, der die von dem Gymnasium dargebotene höhere Bildung erstrebt, selbst wenn er die ersten Classen der Anstalt nicht besucht?

Die vermeintliche Bescheidenheit, welche sich das dereinst zu erreichende Ziel möglichst niedrig und möglichst nahe steckt, ist, wie ich glaube, eine falsche Bescheidenheit, hervorgegangen aus Trägheit, aus einer unziemlichen Liebe zur Bequemlichkeit oder aus dem Bewußtsein völliger geistiger Schwäche und Ohnmacht. Vergebens sucht sie sich hinter das Schild des großen Wortes: „Trachtet nicht nach hohen Dingen" zurückzuziehen, denn dies Wort verbietet nur, das Glück des Lebens in äußerer Macht und Ehre, in Reichthum und irdischem Glanz zu suchen, über den Schätzen dieser Erde sein Seelenheil aus den Augen zu verlieren, aber es heißt uns nicht, das geistige Pfund, was uns verliehen ist, ungenützt zu lassen. Es verbietet uns nicht, uns für die höchste Staffel des Berufes, dem wir uns widmen, würdig zu machen. Es ist das Loos der menschlichen Schwäche, daß wir ohnehin Alle zurückbleiben und daß unsere Entschließungen selten ganz zur Ausführung gelangen. Darum wird,

wer wenig erstrebt, noch weniger erreichen, wer sich für einen kleinen Kreis nur zu wirken befähigen will, der wird nun für einen noch viel kleineren brauchbar werden. — Warum nun sendeten Euch Eure Eltern oder Angehörigen auf das Gymnasium, warum übergaben sie Euch nicht einer Volksschule, die ihre Schüler so viel schneller an ihr Ziel führt? Doch wohl nur, weil sie Euch einer umfassenderen Bildung für fähig und bedürftig hielten, weil sie glaubten, Ihr wäret nicht bestimmt, dereinst nur für Euch und die Nächsten, die Euch angehören werden, zu leben, sondern für einen größeren Kreis, sei es nun, daß sie hoffen, Ihr werdet als Aerzte die leibliche, oder als Prediger die geistige Gesundheit vieler Eurer Mitbürger bewahren, oder Vielen zeigen und zeigen helfen, was Recht und den Gesetzen gemäß sei, oder an der Verwaltung des Staats und seiner Institute oder der Gemeinden und ihren Anstalten Theil nehmen oder als Kaufleute den Verkehr unter Vielen vermitteln, oder der Industrie neue Bahnen zeigen oder auf den bekannten weiter fortschreiten als es gewöhnlich geschieht. Nun, so wird es Euch auch geziemen, die höchste, die einflußreichste Staffel des Berufs, den Ihr wählen werdet, als das Euch bestimmte Ziel zu betrachten, um nach ihm unverrückt und mit Aufwendung aller Eurer Kräfte hinzusteuern, wenn Ihr anders fähig werden wollt, Euren König bei der Leitung des Staates und seiner Angelegenheiten auf nur würdige, seinem Vertrauen entsprechende Weise zu unterstützen. Es geziemt Euch zunächst groß von Euch und Eurer Bestimmung zu denken.

Aber freilich, wollt Ihr nicht als eitle Thoren dastehen, so muß dieses Bewußtsein Euch auch mit dem entsprechenden, nie zu ermüdenden, nie nachlassenden Eifer erfüllen, durch welchen allein Ihr Eurem Ziele Euch nähern könnt. Ihr bedürft eine große Menge geordneter Kenntnisse, denn Ihr wollt nicht nur für Euch, sondern für viele Andere sorgen, Ihr wollt ihnen als Beispiel und Vorbild dienen. Wer viel erwerben will, muß früh anfangen zu erwerben. Wer nach einem geordneten Wissen verlangt, der muß in geordneter Weise, nicht ungleichmäßig, nicht sprungweise, sondern stätig, ununterbrochen, und jeden Theil zu seiner Zeit zu erlernen sich bemühen. Niemand kann vorher bestimmen, welche Kenntnisse er in dem einzelnen Falle bedürfe, welche er wird entbehren können. Darum ist es räthlich, keinen Zweig menschlicher Erkenntniß, zu der uns der Zugang geboten wird, gering zu achten, vor Allem aber die Kraft des Geistes so zu schärfen und zu üben, daß es ihm nicht an Gewinnsucht fehle, sich auch spätere Fortschritte des menschlichen Geistes, von denen wir noch nichts ahnen, anzueignen. Die Wissenschaft, mag sie sich nun auf die Erfahrung stützen oder vorzüglich auf den Forschungen des Menschen in den Tiefen seines Geistes beruhen, ist unbegränzt.

Darum wird der wahre Jünger nie meinen, ausgelernt zu haben, er wird nie aufhören können ein Strebender zu sein. Das Wissen an sich wird ein todtes Wissen, wenn seine Pfleger versäumen, es in Verbindung und Beziehung auf das Leben und seine Forderungen zu erhalten. Wie könnten wir uns daher abwenden von dem frischen Baume des Lebens? — Wer nach solchen Grundsätzen in seinen Lehrjahren auf dem Gymnasium, auf Universitäten und im praktischen Leben strebt, für seinen Beruf tüchtig zu werden, und wer nicht vergißt, daß das Ende unserer Lehrjahre erst mit dem Ende unseres irdischen Lebens zusammenfällt, der kann hoffen, seiner geistigen Bildung nach, so weit sie auf dem Wissen beruht, seinem Berufe gewachsen zu sein, in welchem Kreise ihm auch seine Thätigkeit angewiesen werden wird. Darum faßt auch heute wieder den Entschluß, nach diesen Grundsätzen, nach Eurer Ausbildung zu streben. Unser König fordert dies von Euch als eine Pflicht, der Ihr Euch nicht entziehen dürft. —

Aber soll diese seine Thätigkeit zu des Königs und des Vaterlandes Bestem gereichem, so genügt das umfangreichste Wissen, die größte Erfahrung, die vollendetste Gewandtheit das richtig Gedachte in das Leben einzuführen, bei weitem nicht, wenn damit nicht ein ehrenhafter Charakter, und namentlich unbestechliche Liebe zur Wahrheit und ein unbesiegbarer Muth, sie überall und gegen Jeden auszusprechen, verbunden sind. Je ausgedehnter die Staaten unseres theuren Königs sind, je verschiedenartiger die Verhältnisse der einzelnen Provinzen, um so weniger vermag er trotz der größten Begabtheit und dem hingebenden Eifer für sein Land und seine Völker selbst Alles zu sehen und zu prüfen. Er muß sich daher einer großen Zahl von Männern bedienen, welche an seiner Statt sehen und untersuchen; im vollen Vertrauen zu ihrer Wahrhaftigkeit entscheidet er nach dem, was sie gefunden zu haben berichten. Welches schreckliche Bild stellt sich unseren Augen dar, wenn wir uns in ein Land versetzt denken, dessen König das Edelste, das Beste will, der die Gerechtigkeit zu handhaben, das Wohl aller seiner Unterthanen zu befördern auf das Eifrigste bemüht ist, der aber von seinen hohen oder niederen Beamten hintergangen und mit falschen Nachrichten über die Zustände, die Bedürfnisse, die Wünsche seiner Unterthanen getäuscht wird? Giebt es etwas Traurigeres, als wenn so die reinsten Absichten eines Königs vernichtet und die ihm von Gott verliehene Macht durch böswillige Diener in Unsegen verkehrt oder doch der Segen verhindert wird?

Eine solche unbestechliche Liebe zur Wahrheit ist zu allen Zeiten eine heilige Pflicht Aller, eines Jeden in seinem Kreise. Die besten Gesetze, die weisesten Einrichtungen werden im Laufe der Zeit unpassend, neu gebildete Verhältnisse machen neue Bestimmungen, machen Umänderungen der

bewährtesten Einrichtungen nothwendig. Kein Gesetz vermag zum Voraus alle möglichen Fälle zu berücksichtigen. Wie kann der Staat gedeihen, selbst wenn der erfahrenste und weiseste Monarch mit sicherer Hand die Zügel führt, wenn die, deren Vermittelung er sich bedienen muß, aus Rücksicht auf Menschen, Gunst oder Ungunst, auf eigenen Vortheil oder Nachtheil, auf Lieblings-Meinungen oder Abneigungen, absichtlich ihr Auge und ihr Ohr wegwenden und nicht sehen und nicht hören, oder doch zu seiner Zeit, und an seinem Orte nicht sagen wollen, was sie gesehen und gehört haben? Darum kann Keiner hoffen, seinem Könige und seinem Vaterlande unter allen Verhältnissen treu und in heilbringender Weise zu dienen, der nicht diese Charakterfestigkeit und namentlich diese unbestechliche Wahrheitsliebe und den Muth sie überall zu sagen, mag er dadurch auch denen, die über ihm stehen oder seinen Genossen oder denen, die ihm untergeordnet sind, noch so sehr mißfallen, sich zu eigen gemacht hat. Was könnte ich also mehr wünschen, als daß Ihr, geliebte Schüler, auch diesen edlen Vorsatz heute faßtet, auch nach dieser Charakterbildung, nach dieser Festigkeit und diesem Muthe des Willens, ohne die Ihr nie Männer zu werden hoffen dürfet, mit aller Kraft und allem Eifer zu ringen, als daß Ihr diesen Vorsatz von neuem an dem heutigen Tage faßt, um Euch des Königs würdig zu machen, der Eure Dienste in nicht langer Zeit in Anspruch nehmen wird.

Ich müßte befürchten, ein wesentliches Gelübde, was Ihr alle heut' zu erneuern habt, zu übergehen, wenn ich Euch nicht mit einem Worte daran erinnerte, daß zu der bisher beschriebenen Tüchtigkeit noch die rechte Mutter aller Tüchtigkeit hinzukommen muß, wenn Ihr hoffen wollt, mit wahrem Segen dereinst dem Könige zu helfen, seine Regierung zu einer gesegneten zu machen. Ich meine die Frömmigkeit. Die Frömmigkeit, die ich meine, zeigt sich nicht in äußerlichen Gebärden, auch nicht in dem ängstlichen Festhalten an einzelnen unwesentlichen Glaubensmeinungen. Sie ist auch nicht im alleinigen Besitze Einer Religionspartei. Sie zeigt sich daraus, daß der Mensch all' sein Denken, Fühlen, Handeln durch den Gedanken an Gott weihen, heiligen und bestimmen läßt. Sie zeigt sich in dem Muth, das Rechte und Gute überall zu vertreten, in dem Muthe, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, in der Bereitwilligkeit, das Böse überall zu bekämpfen durch das Gute, in der Hingebung, mit der der Einzelne seinem Berufe lebt, selbst unter den größten Hindernissen, in der Aufopferung, mit der wir den Brüdern helfen, in der Milde, mit der wir den schwächeren Bruder tragen, in dem Frieden, welchen wir, so viel an uns liegt, mit Jedermann halten, sie zeigt sich in dem Bewußtsein, daß wir Gottes und seiner Hülfe zu keiner Zeit entbehren können, und daß, wie Luther sagt, mit unserer Macht nichts gethan ist.

Wer möchte läugnen, daß alle Wehen, an denen auch unser Staat leidet, beseitigt wären, wenn in diesem Sinne seine Bürger alle fromm wären! Gewiß also ziemt es denen, die, ein Jeder in seinem Kreise, Vielen ein Muster, Vielen ein Führer werden wollen, — diese Verpflichtung übernimmt aber Jeder, der auf einer höheren Schule seine Ausbildung sucht, — auch in der Frömmigkeit, von der alle höhere Regung ausgeht, Vielen voran zu leuchten.

Nun wohlan, geliebte Schüler, so feiert den heutigen Tag nicht nur als einen Tag des Dankes, sondern auch als einen Tag der Gelübde. Die Anstalt, deren Pflege Ihr übergeben seid, hat auch in dem verflossenen Jahre unter dem Schutze seiner Hand ungestört still und geräuschlos fortwirken können, ja sie verdankt seinem königlichen Willen eine lange ersehnte Vervollständigung ihrer Erziehungsmittel durch Einrichtung eines Turnplatzes. Bringt auch dafür heut' Euren Dank dar durch die edlen Vorsätze, durch die Gelübde, welche Ihr thut, welche Ihr faßt. Ein Jeder setze sich das höchste Ziel, welches ihm der von ihm gewählte Beruf wählen läßt, und werde von dem lebhaftesten Eifer in dem Streben nach diesem Ziele ununterbrochen beseelt, Jeder mache es sich zum unverbrüchlichen Gesetz sich einen ehrenwerthen Sinn, eine unbestechliche Liebe zur Wahrheit und den Muth sie überall zu sagen sich zu eigen zu machen, Jeder bringe das Gelübde, um auf das eifrigste nach wahrer ungeheuchelter Frömmigkeit zu ringen. Und wenn Ihr schwach zu werden befürchtet, so gedenkt der Anrede Trotzendorf's, daß sie Euch wach rufe und zu Eurem Eifer ansporne. Dann könnt Ihr hoffen, diesen festlichen Tag auf eine seiner Würde angemessenen Weise begangen zu haben.

Gott aber segne unsern theuren König und sein Haus! Gott gebe unserm theuren König getreue Räthe und Diener durch das ganze Land, welche erfüllt von der Höhe ihres Besuchs, offenen und sichern Auges um sich schauen, und die erkannte Wahrheit mit unerschrockenem Muthe aussprechen und vertreten, und die eine reine und ungeheuchelte Frömmigkeit beseelt. Gott segne den König.

Am 15. October 1848.

Ueber die Pflicht treuer Anhänglichkeit an den Mittelpunkt des Staates.

Die Liebe zu dem, was der Mensch sein Eigenthum nennt, ist eine so natürliche Aeußerung des menschlichen Willens, daß wir sie überall als sich von selbst verstehend voraussetzen. Das unmündige Kind giebt nur ungern und mit Widerstreben aus der Hand, was es meint sein nennen zu dürfen, und der Mann, mag er mächtig oder unmächtig, reich oder arm, roh oder gebildet sein, er ist immer gleich entrüstet, wenn sich ein Anderer an seinem Eigenthum vergreifen will; er weicht nur der Gewalt, oder der Nothwendigkeit, und auch dann nicht ohne das bittere Bewußtsein, in einem seiner ersten Menschenrechte gekränkt zu sein. So verschieden daher auch die Gesetze bei den verschiedenen Völkern sind, so giebt es doch schwerlich einen Staat, der nicht dieses Recht anerkennte, und wieder darin besteht ein Unterschied, daß je höher die Gesittung steigt, um so fester das Eigenthum geschützt wird, wie auch einer der berühmtesten Staatsmänner Frankreichs, Lamartine, kürzlich in einer seiner glänzenden Reden wiederum ausgesprochen hat.

Aber außer diesem Eigenthum, was der Einzelne hat, hat in geordneten Staaten auch jeder Bürger noch Theil an einem anderen, über welches er zwar nicht verfügen kann, was ihm aber darum nicht weniger angehört, wenn er es auch mit vielen theilt; das ist der Staat, das Volk, dem er und das ihm angehört, und zwar eben so wohl das Gesammtgebiet des Landes mit allem beweglichen und unbeweglichen materiellen Besitze der Gesammtheit, als auch die geistigen, aber darum gewiß nicht geringeren oder weniger wichtigen Güter, die Nationalität, die Geschichte, der Ruhm seines Volkes. Weh' dem Staate und dem Volke, dessen Bürger ihr eigenes beschränktes Besitzthum diesem gemeinschaftlichen Besitze vorziehen, und um nur jenes zu erhalten, dieses aufzugeben geneigt

und feig genug sind; sie werden, so scheint mir, unzweifelhaft beides verlieren.

Auch wir Preußen haben einen solchen allgemeinen Besitz, und wir brauchen uns desselben wahrlich nicht zu schämen. Wir haben einen Staat von mehr als 5000 Quadratmeilen, bewohnt von mehr als 16 Millionen Menschen. Es giebt größere Staaten und zahlreichere Völker, aber der Kraft des unsrigen ist es gelungen, seit mehr als einem Menschenalter durch kluge Benutzung seiner Hilfsmittel, durch Muth und Wahrhaftigkeit einen Einfluß zu gewinnen, wie ihn oft viel größere Staaten nicht gehabt und in den europäischen Verhältnissen eine entscheidende Stimme mitzusprechen; wir haben eine Geschichte, in der viele ruhmvolle Thaten Einzelner und Vieler, ja fast Aller verzeichnet stehen. Wer sollte sein Vaterland so wenig lieben, daß er diese Besitzthümer gering achten, das Bestehen oder das Zerfallen oder Verfallen dieser Gesammtheit gleichgiltig mit ansehen, es für unwichtig halten sollte, ob dieses Eigenthum dem Volke verloren oder mit dem Volke zu Grunde geht?

Wohl wird vielerlei beachtet, Verschiedenes gethan werden müssen, wenn dieses Unglück von uns abgewendet werden soll, aber gewiß gehört dazu auch das, daß alle Provinzen und alle Einwohner dieser Provinzen festhalten mit aller Treue an dem bisherigen Mittelpunkte des Staates, und das sind unsere Könige, das Geschlecht der Hohenzollern. Dazu mahnt uns eben so sehr die bisherige Entwickelung unseres Staates, als seine jetzige Beschaffenheit. Ich glaube, es ist dies kein unwürdiger oder der heutigen festlichen Feier fernliegender Gedanke. Darum will ich versuchen, Euch, geliebte Schüler, klar zu machen, wie ich das meine.

Wenn ich sage, daß die Persönlichkeit der Hohenzollern unseren Staat mehr gegründet hat, und daß unsere Könige in höherem Maße als die anderer Staaten der Mittelpunkt gewesen sind, den die einzelnen Bestandtheile der Monarchie nach und nach an sich gezogen und zu einem so bedeutenden Reiche verbunden hat, so vergesse ich dabei wahrlich nicht des herrlichen Vorrechts, daß wir uns nicht nur Preußen, sondern auch Deutsche nennen können. Wessen Brust fühlt sich nicht gehoben in diesem Bewußtsein? wer gedächte nicht mit herzlichster Dankbarkeit dessen, was wir als unser schönes Erbtheil von diesem unseren größeren Vaterlande erhalten haben? Mir erscheint unser Volk in dieser Hinsicht immer gleich bevorzugt mit den einzelnen griechischen Stämmen, welche wie die deutschen Stämme ein engeres und ein weites Vaterland hatten. Aber dies kann nicht abhalten, genau in's Auge zu fassen, was wir Deutschland, was wir unserem engeren Heimatlande verdanken, — und diese Theilung ist (leider) nicht

schwer. Wir haben die herrliche deutsche Sprache, die edle deutsche Sitte, das tiefe deutsche Gemüth, deutsche Innigkeit und Sinnigkeit, deutsche Kunst, deutsche Poesie, deutsche Wissenschaft. Aber das Alles schafft uns kein Ansehen, keine Geltung, keine Bedeutung in der Politik; die kleinsten Fürstenthümer Deutschlands theilen diesen Besitz mit uns, manche von ihnen können sich rühmen, von diesen Schätzen mehr geschaffen, mit diesem Pfunde mehr gewuchert zu haben, als das große Preußen, als das noch mächtigere Oestreich. Aber beruht darauf unsere Bedeutung als Volk? Gewiß nicht; diese Güter erwerben uns Bewunderung, vielleicht Neid bei dem Ausländer, der gebildet genug ist, um ihren hohen Werth zu ermessen, aber sie sind es nicht, welche im Staatenleben die Entscheidung herbeiführen, sie gewähren keinen Schutz, keine Rechtssicherheit. Ja manche jener angestammten deutschen Erbthümer scheinen unsere Nachbarn recht herausgefordert zu haben, zum Uebermuthe und zur Uebervortheilung der Deutschen. Wir haben diese hohen geistigen Güter zum Theil seit einer Reihe von Jahrhunderten besessen, aber sie haben sogar, als Deutschland noch Ein Reich war, uns weder vor dem Verlust von Metz, Toul und Verdun, noch vor den Gräueln und der Schmach des dreißigjährigen Krieges und dem Schalten Frankreichs und Schwedens in der Mitte von Deutschland, noch vor dem Verlust von Straßburg und dem Elsaß, noch vor Napoleon's siegreichen Schaaren bewahrt.

Nach dieser Aufzählung ist es wohl nicht erst nöthig noch nachzuweisen, wie wenig die Geschichte der letzten Jahrhunderte Deutschlands uns mit dem Hochgefühle erfüllen kann, welches der Franzose, der Engländer, selbst der Holländer bei der Rückerinnerung an diese Zeiten fühlt.

Im neunzehnten Jahrhundert hat zwar das Jahr 1813 alle Stämme zu großen Heldenthaten vereinigt, aber wer könnte vergessen, daß Oestreich erst im August, Baiern kurz vor der Schlacht bei Leipzig, Sachsen, Würtemberg und der ganze Westen erst nach derselben, nachdem Preußen und Oestreich fast das Größte der blutigen Arbeit gethan hatten, von Napoleon zurücktraten? — Reichsheer, Reichsgericht, Reichsacht sind im achtzehnten Jahrhundert übelberüchtigte Namen. Und selbst das Andenken wie die segensreiche Reformation kann nur in einem Theile Deutschlands als eine ruhmreiche That geltend gemacht werden. So müßten wir immer weiter hinaufsteigen. Schwerlich wird das funfzehnte, vierzehnte, die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts als besonders ruhmvoll für unser großes Vaterland bezeichnet werden, und so gelangen wir in Zeiten, die mehr als 600 Jahre hinter uns liegen, wenn wir die ruhmvollsten Blätter deutscher Geschichte aufsuchen; auf ihnen sind aber mit Ausnahme der großen Tartarenschlacht wenige Thaten verzeichnet, an denen die Deutschen unserer Provinzen durch ihre Vorfahren Theil genommen zu

haben sich rühmen können. Daher kann für unser engeres Vaterland Preußen der belebende Hauch der Nationalität und einer ruhmvollen Vergangenheit aus der gemeinsamen Geschichte Deutschlands bisher nicht abgeleitet werden. Wir theilen Alle die Hoffnung, daß dies in Zukunft anders sein wird, daß ein neues, herrliches Deutschland erstehen wird; wir Alle wünschen auf das lebhafteste, das schönste Gedeihen den edlen deutschen Männern, die den Grund dazu zu legen, in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser versammelt sind; aber das Ansehen, die Macht, welche Preußen bisher gehabt hat, der Ruhm, diesem Volsstamme anzugehören, kann gerechter Weise nicht auf jenen allgemeinen Quell zurückgeführt werden, er ist nicht nur ein Abglanz von dem allgemeinen Ruhme Deutschlands; daher kann unsere Begeisterung und unsere Vaterlandsliebe nur sehr mittelbar entspringen; sind doch die schönsten Zeiten Deutschlands dem größten Theile unseres Volkes so gut wie ganz unbekannt.

Es ist nicht schwer zu erweisen, daß unsere Fürsten theils durch ihre persönlichen Verhältnisse und ihre Familienverbindungen, theils durch glückliche und geschickte Benutzung der Umstände und durch weise Regierung des Erworbenen einen wesentlicheren Antheil an der Gestaltung und so überraschend schnellen Vergrößerung unseres Preußischen Staates gehabt haben, als die Könige der anderen europäischen Hauptländer. Die Könige von England und Frankreich, die Habsburger in Deutschland, die Czaren gewannen der Reihe nach naheliegende, mit ihren bisherigen Ländern in vielfacher Verbindung stehende, oft von stammverwandten Völkerschaften bewohnte Provinzen, und fast jede neue Erwerbung bedingte oder zog die folgende nach sich. Nur selten gelang dies den Hohenzollern. Die drei Hauptländermassen, welche der große Kurfürst, der wahre Gründer unseres Staates, von seinem Vorfahr überkam, Brandenburg und das Herzogthum Preußen und das Herzogthum Cleve, Mark Ravensberg, waren weit von einander getrennt. Den Erbansprüchen seines Hauses und seiner Klugheit verdankte er Hinterpommern und die wiederum getrennt von seinem Besitzthume liegenden Stifte Halberstadt, Minden, Magdeburg; seiner Feldherrngröße und der Tapferkeit die Suveränität über Preußen. Friedrich Wilhelm I. erkämpfte Vorpommern. Sein großer Sohn Friedrich II. fand außer den auch ausgeführten Erbansprüchen auf Ostfriesland, Erbansprüche auf einen großen Theil von Schlesien vor; aber wer außer ihm, der gleich groß als Feldherr, als Regent und als Mensch war, wäre im Stande gewesen, sie siegreich geltend zu machen, und fast das ganze Schlesien und Glatz zu gewinnen und sich und seinen Nachfolgern zu sichern? Wir können die Art und Weise, wie er einen großen Theil Polens erhielt, und dadurch die Richtung bestimmte, von der sein Nachfolger in Betreff des unglücklichen Volkes nicht mehr

abweichen konnte, mißbilligen und beklagen; aber wir können nicht läugnen, daß diese Erwerbungen für unsern Staat von der größten Bedeutung waren, und nicht wenig zu seiner jetzigen Macht beigetragen haben. Sie wären unmöglich gewesen, wenn nicht Friedrich der Große durch Erhöhung der Hilfsmittel des Staates und durch weise Verwendung derselben seinen Forderungen Nachdruck zu geben vermochte, wenn er nicht verstanden hätte, so verschiedenen Bestandtheilen seines Reiches in sich einen Mittelpunkt zu gewähren, von dem das Leben und die Macht ausging. Durch Erbschaft kam Friedrich Wilhelm II. in den Besitz von Anspach und Baireuth. Was Friedrich Wilhelm III. für die Vergrößerung des Staates, für seine festere Begründung, für seine Wiedergeburt gethan hat, lebt noch in Aller Andenken. Gewiß wären die Heldenthaten der Jahre 1813 bis 1815 unmöglich gewesen, wenn nicht unser Volk sich so eng und mit solcher Begeisterung und nie genug zu preisender Hingebung und Aufopferung um den König geschaart hätte; aber nach menschlichem Ermessen hätten wir die herrliche Zeit auch nicht ohne einen solchen König erlebt. Und die Jahre des Friedens, die darauf gefolgt sind, wie sind sie benutzt worden, um die Wunden, welche die unglücklichen Jahre von 1806 bis 1812 und der darauf folgende Krieg geschlagen hatten, zu heilen! Es ist möglich, daß manche Einrichtungen zu lange festgehalten und manche Richtungen zu einseitig verfolgt worden sind; es sind wesentliche Seiten in dem Leben des Volkes unberücksichtigt geblieben und in ihrer Entwicklung gehemmt oder zurückgedrängt worden. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß sich eine Fülle des Segens über das ganze Land verbreitet, und ein materielles Wohlsein geschaffen hat, wie es nie in Preußen geherrscht hat. So hat der Preußische Staat wesentlich den Hohenzollern Tapferkeit und Weisheit, seine Größe zu verdanken; und wir haben es vorzüglich auf unsere Fürsten zurückzuführen, wenn aus den brandenburgischen Staaten, welche bei dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten 1640 bei einem Umfange von etwa 1400 Quadratmeilen, von wenig über einer Million Menschen bewohnt wurden, binnen 200 Jahren unser Vaterland bis zu der Bedeutung eines der Hauptstaaten Europas gestiegen ist.

Wie also die bisherige Entwicklung Preußens unseren Königen die heilige Pflicht auflegt, das, was sie mit ihrem getreuen Volke geschaffen haben, zu erhalten und weiter zu fördern, und daher weise und gerecht im Sinne und nach dem Beispiel ihrer großen Ahnen, welche ihre Zeit auch verstanden haben, zu regieren, so erinnert jene großartige Entwicklung auch das Volk an die fortdauernde Pflicht, sich der großen Schuld an sein Königshaus fortwährend bewußt zu bleiben, und die Treue zu bewahren, welche zu dem ruhmreichen Aufblühen unseres Staates so viel beigetragen hat.

Aber nicht nur die geschichtliche Entwicklung und die pflichtmäßige Erinnerung daran mahnen uns, auch ferner auf unser Königshaus als auf den natürlichen Mittelpunkt des Ganzen hinzusehen, und uns demselben fest anzuschließen, sondern auch die Rücksicht auf die jetzige Eigenthümlichkeit unseres Staates. In denjenigen Reichen, deren Provinzen eng an einander liegen, z. B. in Frankreich, in England ist es denkbar, daß auch bei geringerer Anhänglichkeit der einzelnen Provinzen an die regierende Familie das Wohlsein des Ganzen und der Einzelnen bestehe. Ihre Provinzen sind so mit einander verbunden und auf einander angewiesen, daß sie gleichsam von selbst mit einander verbunden bleiben, auch ohne daß die Einwohner sich des gemeinsamen Mittelpunktes fortdauernd klar bewußt bleiben. Die Champagne, die Vendée, die Normandie können so wenig von Frankreich loskommen, als Wales oder Yorkshire auf den Gedanken kommen können, ohne das übrige England bestehen zu wollen. Nicht so bei uns. Die Eifersucht, die gegen Preußen sich so oft geltend gemacht hat, hat verhindert, daß als es sich darum handelte, unser Volk für seine Anstrengungen und seine Opfer im Jahre 1815 zu entschädigen, die Entschädigung im mittleren und nördlichen Deutschland im Zusammenhange mit den anderen alten Provinzen gewährt wurde. Unser Staat zerfällt nicht nur in zwei weitgetrennte Ländermassen, sondern von diesen liegt auch noch die östliche lang hingestreckt, und nur an einem Binnenmeere mit höchst ungünstigen Vertheidigungslinien. Unsere Macht und unser Ansehen beruht darauf, daß wir beisammen bleiben. Die östlichen Provinzen allein würden auf die Länge dem östlichen Nachbar nicht widerstehen, die westlichen aber noch viel weniger dem kriegerischen Frankreich. Wohl wiegen sich manche mit der Hoffnung ein, die Zeit des ewigen Friedens sei nahe. Mir scheinen das, so lange die Menschen bleiben, wie sie sind, und so lange die Lehren der Geschichte noch etwas gelten, utopische Träume, die zu keiner Zeit übler angebracht waren als zu der jetzigen. Sollen aber die einzelnen Provinzen Preußens sich gegenseitig Schirm und Schutz gewähren, so gehört dazu, daß sie sich fest miteinander vereinigt fühlen, und welches Band könnte dies sicherer und einfacher thun, als das Königshaus, was sie zusammengeführt, und ihre Geschicke bisher so geleitet hat, daß wir mit keinem unserer deutschen Stämme zu tauschen Veranlassung haben! als das Königshaus, mit dem wir durch so viele gemeinschaftliche Heldenthaten von dem Tage bei Fehrbellin an bis zu dem bei Waterloo verbunden und verkettet sind!

Vor Allem aber geziemt es Schlesien, dies sehnlich zu wünschen. Was die Schlesier den Hohenzollern verdanken, um dies zu erkennen, genügt es nach Böhmen, Mähren, Gallizien und nach Polen zu sehen. Wer von uns wäre nicht entzückt von dem schönen Böhmen! welche Frucht-

barkeit, welcher Reichthum der Natur! wie ist es vor Schlesien bevorzugt durch seine Lage am Südabhange unseres Gebirges! Böhmen hat noch dieselbe Regierung, welche Schlesien bis 1740 gehabt hat. Ist es möglich, daß Jemand, der auch nur wenige Meilen jenseits der Grenze auf irgend einem Dorfe oder in irgend einer Stadt einige Tage zugebracht hat, ernstlich und aufrichtig jene Zustände den unserigen vorziehen kann? Und um von Allem, was Religion, Kunst und Wissenschaft angeht, zu schweigen, kann ein deutscher Schlesier wirklich eine engere Verbindung mit dem slavischen Böhmen wünschen? Die Vergleichung mit dem slavischen Osten kann ich wohl ganz unterlassen. — Noch unhaltbarer ist der Versuch, sich Schlesien etwa gar selbstständig zu denken. Reich an Ackerbau und an Fabriken, was wollte Schlesien anfangen, wenn ihm die Oder nur bis Crossen offen stände und es alle weiteren Handelsbegünstigungen erst durch neue Verträge erreichen müßte, oder wie wollte es trotz des Reichthums seiner Mittel hoffen, sich des östlichen oder des südlichen Nachbars zu erwehren, die schwerlich lange der Versuchung widerstehen würden, sich des schönen Landes, wenn es nicht mehr auf den Schutz seiner Könige und der übrigen preußischen Provinzen rechnen könnte, zu bemächtigen?

Ich habe diese Gedanken vor Euch entwickelt, geliebte Schüler, nicht als ob ich an die Möglichkeit glaubte, daß die Preußen wankend werden könnten in der Treue an ihre Könige, so wenig wie ich glaube, daß unsere Königsfamilie abfallen könne von der Treue und Hingebung an unser Volk, sondern in der Ueberzeugung, daß es in so bewegter Zeit, wo die unhaltbarsten Ansichten oft nicht ohne überredende Geschicklichkeit ausgesprochen werden, auch heilsam sein möchte diese Gedanken mit mir durchzudenken, und daß es eine durchaus angemessene Vorbereitung auf den morgenden festlichen Tag sei, auch zum Bewußtsein zu bringen, wie eigenthümlicher Art unser Verhältniß zu unserem Könige und seiner Familie sei.

Vereinigt Eure Gebete morgen mit der Gemeinde in den Tempeln des Herrn und betet zu Gott, daß er dem Könige Weisheit geben möge, die besten und edelsten Männer seines Volkes zu Rathgebern zu wählen und zu hören, und Weisheit und Kraft, den Staat auch in so sturmbewegter und gefahrvoller Zeit nach dem Willen und der Vorschrift Gottes zu führen; betet zu Gott, daß er dem Könige eine lange und gesegnete Regierung zum Wohle und zum Glücke des Vaterlandes verleihen und als schönsten Lohn für seine Sorgen die Treue und Liebe seines Volkes gewähren wolle! Ja, Gott segne den König!

Zum 15. October 1851.

Preußische Vaterlandsliebe.

Wenn der Tag wiederkehrt, dessen freudige Feier wir heute im Vereine mit so vielen Millionen treuer Unterthanen begehen, so richtet sich fast unwillkürlich das Auge zunächst auf die Monate, welche seit der letzten Feier vergangen sind. Wir werden uns gern bewußt des Glücklichen und Erfreulichen, was unserm theuern Könige und damit auch uns in dem letzten Jahre zu Theil geworden ist, wir erinnern uns dankbar alles dessen, was er in dieser Zeit für sein Volk und sein Land gethan hat, und es steigert sich die Innigkeit der Gebete, welche wir für ihn heut' zu Gott empor schicken, mit der Zunahme der Einsicht in die Größe der uns erwiesenen Wohlthaten. Auch das vergangene Jahr bietet zu einer solchen Umschau die vielfachste Gelegenheit. Die große Mehrzahl unseres Volkes dankt Gott heut' inbrünstig, daß er es hat unserem Könige gelingen lassen, den goldenen Frieden, der vor einem Jahre ernstlich bedroht schien, zu erhalten, daß unser König mit starkem und kräftigem Geiste dem verlockenden Rufe widerstand, zu thun, was die am meisten verlautende öffentliche Meinung stürmisch zu verlangen schien und was viele edle Männer aussprachen; daß unser König ihm selbst sehr liebgewordene Pläne aufgegeben und vorgezogen hat, der nach menschlichem Ermessen unzweifelhaften Bestimmung unseres Vaterlandes, auch äußerlich die erste Rolle in Deutschland einzunehmen, Zeit zu ruhiger Entwicklung zu lassen, nicht aber mit den Waffen in der Hand einen Kampf mit vielleicht ganz Europa für ein Gut anzufangen, was uns zu seiner Zeit nicht entgehen kann, was aber unreif gebrochen eine sehr herbe Frucht sein würde. Unser Volk rühmt es heut' dankbar, daß der König mit kräftiger Hand Ruhe und Ordnung in seinem Staate wieder hergestellt, sie erhalten und fest gegründet hat, es rühmt die Weisheit und Vorsorge

unseres theuern Königs, welche sich theils in den auf seinen Befehl den Kammern vorgelegten Gesetzen, theils in den Verträgen ausspricht, welche er hat vollziehen lassen. Ist es doch durch diese Verträge gelungen, was noch vor zehn Jahren kaum Jemand der im Mannesalter Stehenden glaubte erleben zu können, daß ein Wechselrecht fast in ganz Deutschland gilt, daß wenigstens die die Correspondenz betreffenden Theile der Postgesetzgebung fast in ganz Deutschland von gleichen Grundsätzen ausgehen und die Correspondenz so wohlfeil gemacht haben, wie es wohl nur Wenige noch vor zehn Jahren für möglich gehalten. Ja wir verdanken solchen Verträgen die Aussicht auf die Erweiterung des so überaus wichtigen Zollvereins bis an das offene Meer. Wir erinnern uns heute mit Dank daran, daß unser König in dem verflossenen Sommer alle Provinzen seines Reiches zum Theil wiederholt besucht hat, um überall selbst zu sehen und zu hören, was den Provinzen, deren Interessen so verschieden sind, wohlthätig sei, um überall von den Wünschen seines Volkes Kenntniß zu erhalten, daß er bei diesen Reisen die Treuen in ihrer Treue bestärkt, die Wankenden durch ernstes Wort an ihre Pflicht gemahnt, die Untreuen seine königliche Ungnade hat empfinden lassen. Wir gedenken, wie der Glanz unsers Königshauses vermehrt worden ist durch die Erbhuldigung der Gebiete, aus welchen unser ruhmgekröntes Fürstenhaus hervorgegangen ist. Wir rühmen endlich, daß der alte Ruhm unserer Fürsten, Pfleger der Wissenschaft und Kunst zu sein, in dem verflossenen Jahre eine neue Bestätigung erfahren hat durch die nur mit Unterstützung des Königs nun möglich gewordene Errichtung des schönen Denkmals in Königsberg und durch die nur auf seiner Munificenz beruhende unsterbliche Schöpfung des Friedrich-Denkmals in Berlin, eines Denkmals, welches durch Umfang, Größe der Conception, Schönheit und Vollendung der Ausführung den vollkommensten Kunstschöpfungen aller Zeiten sich anschließt und Alles übertrifft, was die letzten Jahrhunderte in dieser Art hervorgebracht haben, ein Denkmal, welches eben so sehr die ehrt, denen es errichtet ist, als die, welche es errichtet haben, und den Ort, wo es aufgestellt ist.

Aber nicht diese Zusammenstellung ist der Zweck meiner Rede; denn ich hoffe, daß das Alles Euch, geliebte Schüler, noch frisch im Gedächtnisse ist; andere aber daran sich knüpfende Fragen scheinen mir eben so wohl die Fassungskraft der meisten von Euch zu überschreiten, als ihre Behandlung mir nicht zukömmt. Ich halte es für viel wichtiger, Euch zur Betrachtung der Quelle hinzuführen, aus der die Sitte, den heutigen Tag überhaupt zu feiern, in immer neuer Frische entspringt. Diese ist keine andere als die V a t e r l a n d s l i e b e.

Weil Preußens Blüthe, seine ganze Entwicklung, ja seine Existenz

als mächtiges Reich nicht nur in dem genauesten Zusammenhange mit der Familie und Folge seiner Fürsten steht, sondern mehr davon abhängt, als sich dies bei irgend einem andern Lande des neuen Europas sagen läßt: so ist es ein altes wohlbegründetes Herkommen wie eine theure Pflicht für die ihr Vaterland liebenden Preußen, den Geburtstag ihres Königs als einen Festtag des gesammten Landes zu begehen, eingedenk aller der Wohlthaten, welche unsere Vorfahren diesem unserm angestammten Fürstenhause im Laufe der vergangenen Jahrhunderte, und welche wir in dem jetzigen zu verdanken haben, eingedenk der Wahrheit, daß, wie Preußen das, was es ist, geworden ist in engster Verbindung mit seinen Fürsten und wesentlich durch sie, — daß so Preußen auch nur bleiben wird, was es ist, unter dem ruhmreichen Scepter der Hohenzollern. Dieser Pflicht kommt auch diese Stadt, auch diese Anstalt heute mit Freuden nach; aber hoffentlich steht Ihr, geliebte Jünglinge und Knaben, nicht in der irrigen Meinung, damit sei nun den Pflichten, die aus der Vaterlandsliebe für Euch entspringen, wieder für ein Jahr Genüge geleistet. Wenn gefragt wird, worin sich die Vaterlandsliebe zeigt, so pflegen die meisten zunächst an die Pflicht, das Vaterland mit den Waffen zu vertheidigen und wenn es sein muß, sein Leben für dasselbe zu lassen, zu denken. Könnte die wahre Vaterlandsliebe sich nur auf diese eine Art kund thun, so kämen im neunzehnten Jahrhundert, wenn es, wie wir hoffen, weiter verläuft wie bisher, nur sehr wenige Preußen dazu, ihre Liebe zu ihrem Vaterlande darzuthun, und Jünglinge und Knaben auf den Schulbänken, denen doch nur in der äußersten Noth verstattet wird, die Waffen zu ergreifen, wären dann fast der Möglichkeit beraubt, ihre Liebe durch die That zu beweisen.

So steht es aber nicht; auch Eure Herzen schlagen lebhafter, wenn Sie nur dies geheiligte Haupt des Königs sehen, sehr viele erglühen bei der Erzählung der Großthaten Eures Volkes. Ein so lebhaftes Gefühl zieht immer ein entsprechendes Handeln nach sich; wenn Ihr Euch auch nicht bewußt seid, welche Eurer Handlungen zunächst und zumeist ein Ausfluß Eurer Vaterlandsliebe sein können und sollen, Ihr erfahrt doch ihre Wirkungen. Aber freilich läßt sich hoffen, daß dies in viel höherem Grade der Fall sein wird, wenn Ihr Euch klar macht, wie sich Eure Vaterlandsliebe zeigen kann und soll. Ich will versuchen, Euch dabei behilflich zu sein.

In Einer Aeußerung wird sich Eure Vaterlandsliebe mit der der Erwachsenen vollkommen begegnen. Was der Mensch liebt, das will er von Allen hochgeachtet, geehrt, gepflegt sehen. Dies ist eine so natürliche und so tief im Innern des Menschen begründete Regung, daß bekanntlich oft Kinder, wenn ihre Eltern, deren Wohlthaten zu ermessen sie noch

ganz außer Stande sind, im Scherz von Anderen bedroht werden, sehr eifrig die Vertheidigung der Eltern übernehmen. Darum zeigt der wenig Vaterlandsliebe, der, anstatt wo möglich jeden Flecken von seinem Vaterlande, seinem Fürstenhause, seiner Geschichte, von seinem Volke fern zu halten, sich fast ein Geschäft daraus zu machen sucht, seine Schwächen und Mängel aufzuspüren und schonungslos an das Licht zu stellen. Und es ist ein bitterer Vorwurf für unser größeres Vaterland Deutschland, daß so mancher seiner Söhne, aber gewiß nur seine entarteten Söhne, dieser ersten Pflicht gegen das Land, was sie geboren und erzogen hat, so wenig nachkommen, daß die bittersten Anklagen, der herbste Tadel gegen Deutschland sogar im Auslande von ihnen, nicht von Fremden ausgehen. Ja ich hege die Ueberzeugung, daß wer so handeln kann, aller wahren Vaterlandsliebe baar und ledig ist. — Darum werdet Ihr mit Recht im Innersten Eurer Seele bewegt, wenn Ihr von den Großthaten Eures Volkes in den letzten zweihundert Jahren hört oder leset, Ihr werdet mit Recht empört, wenn Ihr erfahrt, wie Einzelne z. B. im Jahre 1807 dem Gesetze der Ehre untreu geworden und die Festungen den Feinden ohne männliche Vertheidigung übergeben haben, Euer Blut wallt aber auch mit Recht lebhaft auf, wenn Ihr Stimmen vernehmt, welche unser Volk und seine Geschichte, unsere großen Fürsten und die Männer, welche im Verein mit ihnen für das Wohl unseres Vaterlandes hingebend gewirkt haben, herabzusetzen oder in den Staub und Schmutz zu ziehen suchen.

Wollt Ihr aber so unrühmlichem Treiben mit Glück entgegentreten, so wird das nur geschehen können, wenn Ihr den Pflichten mit Eifer und Anstrengung nachzukommen sucht, welche Euer jetziger Stand von Euch fordert; und darin, in diesem Leben für Euren Beruf, wird sich Eure Vaterlandsliebe ferner zu zeigen haben. Auch darin ist die Uebereinstimmung mit dem, was die Erwachsenen zu thun haben, um ihre Vaterlandsliebe zu zeigen, leicht nachzuweisen. In Griechenland und Rom boten sich in den besten Zeiten jedem Geschlechte wiederholte Gelegenheiten dar, seine Liebe zu dem Vaterlande durch außerordentliche Thaten im Kriege oder im Frieden zu zeigen; die Verhältnisse dieser Staaten waren noch so großen Veränderungen unterworfen, es war das Gedeihen so sehr von der Persönlichkeit der Leitenden abhängig, es mußten die Wege, welche der Einzelne zu gehen hatte, so sehr von ihm selbst gesucht oder gebahnt werden, daß dadurch die Mannigfaltigkeit der auf dem Schauplatz erscheinenden Charaktere und das dieser Verschiedenheit entsprechende verschiedene Handeln sich fast wie von selbst ergab. Die Stätigkeit und größere Festigkeit in unseren bürgerlichen und Staatsverhältnissen, die mannigfaltige Wechselwirkung, in welcher jeder Staat mit den benach-

barten steht, die Zusammengesetztheit aller Verhältnisse, die Größe unserer Staaten, die gleichen Berechtigungen der einzelnen Stände beschränken heut', so lange Frieden und Ruhe herrschen, die Individualität viel mehr, als in jenen beiden Staaten der alten Welt. Es kann zwar im Einzelnen jedes Geschäft, jede Verrichtung noch auf sehr verschiedene Weise vollzogen werden, aber in hervorleuchtenden besonderen Thaten seine Vaterlandsliebe zu beweisen, ist in ruhigen Zeiten nur Wenigen möglich. Sie zeigt sich vielmehr in der stillen Gewissenhaftigkeit, mit welcher Jeder seinem Berufe lebt, und in dem engen sich Anschließen, in dem Anwachsen in dem Kreise, in den er gestellt ist. So hat sie ein unermeßliches, nie ganz zu bestellendes und jede Bemühung überreich lohnendes Feld. Denn wird es nicht um den Staat im Einzelnen und im Ganzen am besten stehen, in welchem Jeder das thut, und ganz thut, wozu er berufen ist und was er gelernt hat? und in welchem jeder der kleineren Kreise, in welche er zerfällt, in sich ein reiches frisches Leben nährt und entwickelt? Ist nicht ein großer Theil unreifer und unpraktischer Versuche, die größten Fragen der neueren Staatskunst in gewaltsamer Weise zu lösen, ohne die durch Land, Volk und Nachbarvölker gegebenen Bedingungen zu beachten, von zwar wohlmeinenden aber doch von solchen Männern ausgegangen, welche in Wahrheit nicht berufen waren, den Staat zu leiten, sondern welche nur ihre Neigung, ihren guten Willen, zuweilen ihren Ergeiz für den Nachweis ihres Berufes hielten?

So meine ich, daß Ihr, geliebte Schüler, Eure Vaterlandsliebe auch am besten zeigen könnt, wenn Ihr mit stiller Gewissenhaftigkeit Eurem Berufe lebt; dieser Beruf aber ist Euch belehren, Euch bilden und erziehen zu lassen. — Mir ist, als hörte ich Einen oder den Andern fragen: aber in welcher Verbindung steht unser Lernen in der Schule mit der Vaterlandsliebe? — In einer viel näheren als Ihr glaubt.

Wenn Eure Väter Preußen viel mehr lieben als Ihr, so hat das seinen natürlichen Grund darin, daß wir viel mehr als ihr einsehen, wie herrlich seine Entwicklung, wie groß seine Bedeutung, wie ruhmvoll seine Geschichte, wie zahlreich die Wohlthaten sind, welche es seinen Bürgern gewährt. Wie könntet Ihr also schneller und gewisser zu eben der Ueberzeugung von dem Glücke kommen, welches Ihr ohne es zu wissen, dadurch genießt, daß Ihr Preußen seid, als wenn Ihr die in der Schule Euch reichlich gegebene Gelegenheit, seine Geschichte, seine Bedeutung, seinen Ruhm, seine Verdienste um Deutschland, die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit seines Landes und seiner Lage kennen zu lernen, redlich benutzt? Um dies Alles aber vorurtheilsfrei aufzufassen, ja um es nur zu begreifen, dazu führt nur Ein Weg, der der Vergleichung. Auch auf diesen leitet Euch das Gymnasium. Die Großthaten der Römer und

Griechen, die Verfassungen dieser Völker, die Geschichte der vorzüglichsten Völker des Mittelalters und der neueren Zeit, die wichtigsten Länder der Erde und ihre Verhältnisse, das Günstige oder Ungünstige ihrer Lage, die Mannigfaltigkeit der Producte, dies Alles kennen zu lernen bietet der Unterricht Euch völlig ausreichende Gelegenheit dar. Er übt Eure Kräfte im Vergleichen, er lehrt das Glänzende dem Unscheinbaren, aber Gediegenen und Wichtigen nachsetzen. Wenn Ihr dies Alles Euch so zu eigen macht, so wird der Erfolg gewiß nicht ausbleiben, daß Ihr Euer Vaterland immer mehr liebgewinnt vor allen Ländern und Euer Volk hochachtet vor allen anderen. Je mehr aber diese Zuneigung steigt, um so mehr wird das Verlangen steigen, in dieser Erkenntniß zuzunehmen. Wer die Eltern, wer einen Freund, einen Verwandten lieb hat, den interessirt Alles, was die Eltern, den Freund, den Verwandten angeht, auf das Lebhafteste; und Ihr wolltet behaupten, das Vaterland lieb zu haben, und die Kenntniß des Landes und seines Volkes zöge Euch nicht auf das Unwiderstehlichste an? Darum ist es so wie ich gesagt habe, Ihr könnt Eure Vaterlandsliebe nicht besser zeigen, als wenn Ihr diesem Euren Berufe, Euren Geist mit den mannigfaltigsten in näherer oder entfernterer Beziehung zu dem Vaterlande stehenden Kenntnissen zu nähren, mit Eifer obliegt. So werdet Ihr auch allein befähigt werden, falschen Ansichten, der unbegründeten Herabsetzung Eures Vaterlandes durch Uebelwollende, oder Unerfahrene, welche jedem gedruckten Worte unbedingte Geltung zuschreiben, mit Glück und Erfolg entgegenzutreten.

Kenntnisse sind ein großer Reichthum, aber Bildung ist ein größerer; diese Bildung Euch geben, Euch erziehen zu lassen, ist die zweite hier in's Auge zu fassende Seite Eures Berufes als Gymnasiasten. Diese Erziehung entspringt zwar zum Theil aus dem Wesen der hier von Euch gesammelten Kenntnisse, aus den belebenden, nährenden, bildenden Ideen, welche niedergelegt sind in den Schriftstellen alter und neuer Zeit, die Ihr hier kennen lernt, aus den Wissenschaften, denen Ihr Euch in diesen Räumen widmet; aber mindestens eben so sehr daraus, daß Ihr gewöhnt werdet, Alles in bestimmter Ordnung, mit Ernst und mit Liebe zu thun, daß Ihr lernt, immer größere Schwierigkeiten durch Fleiß, regelrechte Thätigkeit und Anstrengung zu besiegen, daß Ihr Euch übt, Euren Willen den Bestimmungen des Gesetzes und dem Willen Eurer Lehrer unterordnen, daß Ihr im Zusammensein mit Euren Mitschülern den Eigenwillen brechen, fremde Eigenthümlichkeit ehren, aber doch die eigene Individualität bewahren lernt. Das Alles giebt Euch Eure Bildung, das Alles erzieht Euch. Nun machen die Lehrer zwar oft die Bemerkung, wie der Ordnung der Anstalt gelingt, auch auf einen widerspenstigen, widerstrebenden Charakter Einfluß und über ihn Gewalt zu gewinnen; aber

gewiß wird dieser Zweck Eures Aufenthalts viel besser und schneller erreicht, wenn Ihr Euch willig zeigt, die erziehenden Mächte des Gymnasiums auf Euch wirken zu lassen. Und auf die Frage: was muß Euch antreiben zu dieser Bereitwilligkeit, zu diesem Entgegenkommen? werdet Ihr schwerlich eine höhere Autorität zu nennen vermögen, als: die Liebe zu unserm Vaterlande. Wenn Ihr Preußen liebt, so wünscht Ihr sein Glück, seine Blüthe, und werdet gern dazu beitragen, was in Euren Kräften steht. Nun habt Ihr jetzt über Niemand Macht als Euch selbst, als Euch, von deren Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit das Wohl des Vaterlandes in fünfzehn bis zwanzig Jahren wesentlich mit abhängen wird. Ihr werdet also von der Vaterlandsliebe gedrungen werden, dafür zu sorgen, daß Ihr selbst möglichst gut vorbereitet zum Dienste Eures Vaterlandes aus dieser Anstalt scheidet. Zu dieser Vorbereitung aber gehört mindestens eben so sehr was Ihr könnt und vermöget, der Grad der Bildung, die von der Erziehung abhängige Befähigung eine angestrengte und geordnete Thätigkeit auszuüben, als was Ihr wißt. Darum habe ich ja wohl recht zu sagen: der Einsichtige wird den Grad Eurer jetzigen Vaterlandsliebe nach dem Eifer messen, mit dem Ihr Euch Eurem Berufe hingebt.

Je größer aber dieser Euer Eifer sein wird, um so mehr wird auch wiederum Eure Vaterlandsliebe an Innigkeit und Lebhaftigkeit zunehmen. Niemand liebt das Vaterland, ich möchte sagen, unmittelbar, wir alle bedürfen einer Vermittelung. Der Soldat fühlt sich zunächst als Glied des Heeres, und in und mit ihm wird er sich seiner Liebe zu dem Vaterlande, dessen Stütze und Schirm das Heer ist, bewußt. Der patriotische Bürger wird sich seiner Liebe zum Vaterlande zunächst als Glied einer einzelnen Gemeinde bewußt, mit deren Gliedern er sich auf das engste verbunden fühlt; darauf fühlt er sich als Einwohner einer bestimmten Provinz, und mit dieser Gesammtheit verschmolzen theilt er ihre Liebe zu dem gemeinsamen großen Vaterlande. So fühlt Ihr Eure Liebe zum Vaterlande, wenn es recht mit Euch steht, am lebhaftesten unter Euren Genossen, mit ihnen theilt Ihr Abneigung wie Zuneigung im Kleinen wie im Großen. So werdet Ihr also dem Vaterlande Euch um so enger angeschlossen finden, je näher Ihr einander alle angehört; Eure Verbindung unter einander ist aber um so inniger, je mehr Ihr Alle nach den Gesetzen der Anstalt, der Ihr angehört, lebt, mit einander strebt und arbeitet. So steigt unzweifelhaft die Innigkeit Eurer Vaterlandsliebe mit der Innigkeit Eurer Liebe unter einander und zu der Anstalt, die Euch hegt und pflegt.

Nun denn, geliebte Schüler, sorgt dafür, daß Euer Ruhm in dieser Hinsicht fein sei. Laßt es Euch Eure heiligste Aufgabe sein, daß Ihr

fähig werdet, dereinst die Stelle Eurer Väter mit Ehren einzunehmen. Möge unser geliebter König, wenn er einst Eure Thätigkeit bei der Verwaltung des Staates in Anspruch nimmt, tüchtige, bewährte, zuverlässige, ihm und dem Vaterlande ganz ergebene, ihrem Eide treue Männer in Euch finden. Diesen Entschluß zu fassen, dafür mit ganzer Kraft und unaufhörlich zu sorgen, das sei Eure Feier des heutigen Tages. Gott aber segne den König und Preußen!

Am 15. October 1853.

Ueber den Beruf, welcher dem preußischen Staate seine Entstehung und seine Entwicklung anweist.

Schon der Psalmist sagt: Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es. Ich gehe oder liege, so bist du um mich, und siehest alle meine Wege. Aber die beruhigende Gewißheit der Ueberzeugung, daß der Herr die Schicksale der Einzelnen wie *ganzer Völker* leite, daß er die *Welt* mit Weisheit regiert, verdanken wir erst der uns durch Christum gewordenen Offenbarung und der sich ihr anschließenden Belehrung seiner Apostel. So wissen wir, daß Gott in vergangenen Zeiten hat lassen alle Heiden wandeln ihre eigenen Wege (Art. XIV. 16), und hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Dennoch haben weise Männer erst seit etwa hundert Jahren den gelungenen Versuch gemacht, in bestimmterer Weise gleichsam den Beruf zu bezeichnen, welchen die Völker des Alterthums außer den Juden, welchen die des Mittelalters nach dem Willen Gottes in der Entwicklung der Geschichte der Menschheit gehabt haben. Da wir kein höheres Ziel für das Menschengeschlecht kennen als erlöst zu werden durch Jesus Christus, so erscheint uns als der höchste Beruf für Alexander den Großen und die aus seinem Weltreiche sich bildenden Herrschaften, daß sie griechische Cultur über Asien und über Aegypten hin verbreitet haben; für das römische Weltreich, daß es das Morgenland und das Abendland in ein großes Ganze vereinigte, beide Völker, das Macedonische und das Römische, aber haben zusammen den Beruf, gleichsam den Boden für den Samen des Christenthums vorzubereiten und fruchtbar zu machen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß von diesem Berufe seines Volkes

kein Macedonier etwas gewußt hat, und nur vielleicht einzelne Römer der späteren Kaiserzeit von dem oben bezeichneten Berufe des römischen Volkes eine dunkele Ahnung gehabt haben. Wenn wir dazu überlegen, wie die Geschichtsforscher erst viele Jahrhunderte nach dem Untergange jener Völker diese jetzt allgemein anerkannten Ansichten aufgestellt haben, so wird es uns sehr zweifelhaft erscheinen können, ob jemals ein ganzes Volk oder doch die hervorragenden Männer desselben im Stande sein werden, noch während des Verlaufs und der Entwicklung seine Geschichte zu erkennen, wozu der Wille des Höchsten dieses Volk bestimmt habe. Aber die Erfahrung erlaubt diesen Zweifel zu bekämpfen. In dem jüdischen Volke hat Jahrhunderte hindurch sich das Bewußtsein erhalten und fortgepflanzt, daß es berufen war, den Glauben an einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, zu erhalten und zu bewahren. Und um Beispiele der neueren Zeit zu brauchen, die Schweden, welche mit Gustav Adolph landeten, fühlten, welche Aufgabe ihnen und ihrem Könige gesetzt war; und von vielen Engländern der Jetztzeit ist mit nicht minderer Gewißheit zu behaupten, daß sie sich des höheren Amtes, welches ihnen Gott anvertraut hat, sowohl in Betreff der Entwicklung ihrer Landesverfassung als in Betreff der besonders durch sie zu bewirkenden allgemeinen Verbreitung christlicher Cultur vollkommen bewußt sind. Nur muß dabei zugestanden werden, daß die Möglichkeit eines Irrthums sehr nahe liegt, auch da wo die große Mehrzahl eines Volkes über seinen Beruf einig zu sein scheint. Oder sollten wirklich die Franzosen, wie sie bis vor einigen Jahren laut genug und ruhmredig von sich verkündigten, bestimmt sein für das von ihnen so gern in Anspruch genommene Amt der Freiheitsapostel? oder waren dies die Polen, weil sie es zu sein behaupteten? Ja es kann zugegeben werden, daß Irrthum hierbei in so fern unvermeidlich sei, als der kurzsichtige Mensch nur eine Spanne Zeit übersieht, und vielleicht, weil er davon berührt wird, für groß und wichtig hält, was den späteren Jahrhunderten unbedeutend erscheint, und dennoch werden solche Betrachtungen immer anzustellen sein, weil sie fast in allen Fällen heilsam sein werden.

Denn wer nach dem Berufe seines Volkes frägt, der zeigt dadurch schon, daß er sich zu höheren Anschauungen erheben will. Er will den engherzigen, nur für den Augenblick lebenden Particularismus von sich weisen, er sucht ein Höheres, als den niederen Genuß, ein solcher kann das Unedle, das Gemeine als das Ziel des Strebens für sein ganzes Volk, nicht nur für ein Menschenalter, sondern für die Reihe der Jahrhunderte sich nimmermehr auch nur als möglich denken. Je klarer und gewisser seine Anschauung nun sein wird, um so mehr wird er sich bestreben, im Verein mit Gleichgesinnten Alles zur Verwirklichung jener

Ideen zu thun. Es wird daher gewiß wohlbestellt sein um ein Volk, wenn dessen beste Bürger, von gleich fester Ueberzeugung durchdrungen, gemeinsam nach einem so hohen Ziele streben. Zugleich wird von diesem Punkte, daß das Volk, dem man angehört, nach dem Willen Gottes einen erkannten Beruf haben, wie von einem leuchtenden Sterne auch in der dunkelsten Nacht unglücksschwangerer Zeiten Licht, Hoffnung, Leben ausgehen.

Unter solchen Voraussetzungen will ich nun versuchen, Euch, geliebte Zöglinge, klar zu machen, was die Geschichte unseres Vaterlandes, so weit ich sie verstehe, über den unserem preußischen Volke gewordenen Beruf lehrt. Ich thue es an dem Tage, an welchem wir besonders hocherfreut und dankerfüllt uns dem Throne Gottes in unseren Gebeten nahen, eingedenk aller der großen Wohlthaten, die er uns in unserem theuren Könige und durch ihn auch in diesem Jahre gegeben hat, ich thue es in der Hoffnung, daß, wenn Ihr nur alle recht lebhaft die Größe des unserem Volke gewordenen Berufes erkennt, dies für Euch der nachhaltigste Antrieb sein wird, Eures Königs und Eures Volkes würdig zu werden. Eine schönere und würdigere Feier des heutigen festlichen Tages aber kann ich mir für Euch nicht denken. Es handelt sich dabei natürlich nicht um eine Frage des Tages, was in dieser oder jener Verwicklung der europäischen Verhältnisse, unter diesen oder jenen Bedingungen der letzten Wochen unser theurer König zum Besten Preußens für einen Entschluß zu fassen habe. Ich würde Euch das schlechteste Beispiel geben, wenn ich dieser Unsitte unserer Zeit folgend die Anmaßung haben wollte, über Fragen an diesem Orte und an diesem Tage zu sprechen, deren Entscheidung mir nicht zukömmt, und zu deren gründlicher Erwägung eine viel tiefere Einsicht, eine viel größere Kenntniß und ein höherer Standpunkt gehören, als der meinige. Auch denke ich nicht an eine Pflicht, die Preußen heute hat, und die es vielleicht weder vor dreißig Jahren gehabt hat, noch nach dreißig Jahren haben wird, sondern wie jeder Mensch nur einen Beruf haben, dieser aber sehr verschiedene Pflichten mit sich bringen kann, so möchte ich von dem Berufe sprechen, den Preußen hat, seitdem es in die Reihe der größeren, das Geschick Europas bestimmenden Staaten eingetreten ist, und den es behalten wird, so lange ihm Gott sein Bestehen gewähren wird. Denn allerdings scheint mir unser Vaterland auch in der Hinsicht einen großen Vorzug vor manchen anderen Staaten zu haben, daß sein Beruf gleich bei seiner Entstehung gleichsam von den Verhältnissen, unter denen der Staat sich gebildet, bezeichnet, von den Fürsten und dem Volke früh und zur rechten Zeit erkannt, festgehalten und verfolgt worden ist, daß seine Entwicklung also, um den Ausdruck zu brauchen, eine naturwüchsige gewesen, die keine

anderen Hemmungen erfahren hat, als die Bäume auch erfahren, wenn auf ein fruchtbares Jahr ein anderes folgt, in welchem ein langer Winter, ein kalter Frühling, ein kurzer Sommer, ein zeitiger Herbst nur ein langsames Wachsen gestatten, aber die Ungunst der Witterung und die Stürme und kalten Regenschauer bewirken, daß der etwas jähe Schoß des vergangenen Jahres Kraft und Stärke gewinnt.

Unser Staat ist als solcher bekanntlich erst unter der Regierung des großen Kurfürsten und wesentlich durch denselben entstanden. Zwar galten einzelne seiner Vorfahren nicht nur als Kurfürsten, sondern durch ihre Persönlichkeit sehr viel. Berichtete doch im Jahre 1586 dem Papste Sixtus V. einer seiner Legaten von Johann Georg: Der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg waren zu solchem Ansehen gestiegen, daß sie vollkommen die Entscheidung in Deutschland hatten und der Kaiser nichts that, wenn es von ihnen nicht gebilligt worden war. Aber diese Geltung war eben nur eine persönliche. Ein Menschenalter später war der Kaiserhof gegen keinen Fürsten so eingenommen, als gegen Johann Sigismund, und suchte nichts so sehr zu verhindern, als daß Brandenburg die ihm durch unzweifelhaften Erbanspruch zufallenden Gebiete von Jülich und Cleve in Besitz nähme. Vergebens war es, daß Johann Sigismus 1613 auch durch seinen Uebertritt zum Calvinismus sich den Fürsten zugesellte, welche mehr bereit waren, ihren Glauben gegen die Reaction der kaiserlichen Partei auch mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen. Im Allgemeinen blieb er, und noch viel mehr sein Nachfolger, Georg Wilhelm, den politischen Ansichten treu, es möchten Bündnisse zwischen den Protestanten geschlossen, auch ohne daß entsprechende Kriegsheere unter einheitlicher Leitung den Worten Nachdruck gäben, einen hinlänglichen Schutz gewähren gegen etwaige Beeinträchtigungen der Liga und des Kaisers. Die protestantischen Fürsten und ihre Stände nahmen nicht wahr, daß der Kaiser in seinen Erblanden, namentlich aber Maximilian von Baiern und seine Bundesgenossen in ihren Gebieten eine ganz andere Herrschaft übten, und über ganz andere Mittel geboten als sie. So geschah, was geschehen mußte. Die kaiserlichen und die ligistischen Heere siegten trotz der Tapferkeit, mit der die protestantischen Fürsten in einzelnen Schlachten kämpften, und einzelne Städte vertheidigten, und nach menschlichem Ermessen stand dem protestantischen Glauben und seinen Bekennern auch in Norddeutschland im Jahre 1629 das Schlimmste bevor.

Da kam zwar Hülfe, woher sie kaum erwartet werden konnte. Frankreich und die weltlichen katholischen Fürsten Deuschlands fürchteten, die kaiserliche Macht möchte einen zu hohen Aufschwung nehmen und der Gewalt, welche ein jeder deutsche Fürst schon seit einigen Menschenaltern in seinem Gebiete übte, gefährlich werden. So fiel Wallenstein auf dem Reichstage

von Regensburg. Edlere und nachhaltigere Hülfe brachte Gustav Adolph; aber wie theuer mußte sie im Jahre 1648 beim Frieden bezahlt werden! wie große Gefahr brachte es Deutschland, daß solche Hilfe den Protestanten ganz unentbehrlich war! Hätte der große König den Plan, den man ihm nachsagt, ausgeführt, und die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, wenn dies überhaupt möglich gewesen wäre, — er wäre ein Deutscher geworden. Aber nach seinem frühzeitigen Tode war die Politik seiner Generale und des erfahrenen Oxenstierna nur eine schwedische, und sie lastete, als Georg Wilhelm 1637 das ihm zukommende Herzogthum Pommern besetzen wollte, auf dem protestantischen Kurfürstenthum nicht weniger schwer als auf den Ländern der katholischen Fürsten, in welche der rasche Siegeslauf die kühnen schwedischen Generale führte.

Und dennoch war von dem so schwer heimgesuchten Brandenburg nach dem Friedenschlusse von Osnabrück und Münster für Nord-Deutschland und für den Protestantismus allein etwas zu hoffen. Außer Brandenburg hatte unter den protestantischen Fürsten Norddeutschlands nur Sachsen einen ziemlich bedeutenden Länderbesitz; aber dieses Fürstenhaus hatte durch die geringe Betheiligung an dem langen schweren Kriege, durch die Eile, mit der es, nur auf eigenen Vortheil bedacht, den Frieden zu Prag geschlossen hatte, endlich durch seine ganze haltungslose Politik und die engherzig lutherischen Ansichten sich um die Achtung der eigenen Religionsgenossen so gebracht, daß es, selbst des Schutzes und der Stütze bedürftig, anderen unmöglich Schutz und Schirm gewähren konnte. Dazu war sein Gebiet durch den Frieden wenig vergrößert worden. Anders war dies bei unserem Fürstenhause. Die Energie und die Klugheit, mit welcher der junge Fürst, der seit 1640 den Thron eingenommen, zwischen den Schweden und Kaiserlichen eine feste Stellung eingenommen und behauptet hatte, bewirkte, daß man beim Friedensschluß ernstlich daran dachte, ihn für das von Schweden beanspruchte Stettin und Vor-Pommern zu entschädigen. Man wies ihm Magdeburg, Minden, Halberstadt, Camin zu. In Verbindung mit der Kurmark, mit Cleve, Mark, Ravensberg, mit Hinterpommern bildeten sie ein Gebiet, welches mit Ausnahme der kaiserlichen Erblande größer war als das jedes anderen Fürsten des deutschen Reiches.

Hierzu kam noch in dem außerhalb des deutschen Reiches gelegenen Herzogthum Preußen ein eben dadurch doppelt bedeutender Zuwachs. Alle diese Länder wurden von stammverwandten Norddeutschen bewohnt, von denen der größere Theil dem lutherischen Bekenntniß anhing. Da war also in Deutschland selbst ein protestantischer Fürst Herr eines so bedeutenden Gebietes, daß, wenn es sich nur erst von der unbeschreiblichen Verwüstung und Verödung erholt hatte, welche der lange Krieg namentlich über die

Mark gebracht hatte, in sich selbst Kraft haben konnte zur Vertheidigung gegen einen Angriff der Feinde, und nicht abhängig war von der Verbindung mit oft uneinigen, eigenwilligen, unentschiedenen, jedenfalls schwachen Bundesgenossen. Wie viel mehr Zutrauen mußte er erwecken, als Schweden, welches zwar, so ließ sich vermuthen, zu fernerem Schutze des Protestantismus immer bereit sein würde; aber um welchen Preis, das zeigten die dem Reiche entrissenen schönen Besitzungen: Vorpommern, Wismar, Bremen und Verden, die wie Einladungen zu weiteren Erwerbungen aussahen. Die Greuel, welche die Schweden seit dem Tode Gustav Adolph's überall in Deutschland verübt hatten, mußten es in Aller Gedächtniß erhalten, daß sie Feinde waren, nicht minder als die Franzosen; es lag der Wunsch gleich nahe, beide wieder aus ihren Eroberungen zu verdrängen. Und auch dies konnte in Betreff Schwedens zunächst nur von Brandenburg erwartet werden.

So ist also unserem Staate gleich bei seiner Entstehung ungesucht durch die Umstände, unter welchem er sich gebildet hat, ein zwiefacher hoher Beruf zugefallen, ein Wart von Deutschland und das Haupt von Norddeutschland, und ein Schirm und Hort des Protestantismus zu sein. Aber freilich dieser Beruf konnte ihm zufallen, ohne als solcher überhaupt oder doch zu rechter Zeit erkannt zu werden. Wir haben aber dies als ein besonderes Glück und als ein besonderes Geschick Gottes zu betrachten, daß dieser Beruf frühzeitig von unseren großen Fürsten erkannt und männlich verfolgt worden ist. Welche Anstrengungen, welche Arbeiten durch viele Jahre dies gekostet hat, das kann hier nicht erörtert werden. Es muß genügen, mit einem Worte nur daran zu erinnern, wie der große Kurfürst erst Herr in der Mark zu werden suchte, darauf eine kleine Kriegsmacht schuf, um zu einiger Selbstständigkeit zwischen den Schweden und dem Kaiser zu gelangen, wie er dann durch kluge Benutzung der Verhältnisse Preußen von der Abhängigkeit von Polen frei machte, welchen Kampf er mit den Ständen seiner Provinzen bestand, wie er darauf ein größeres Kriegsheer schuf und so den Grund zu Preußens Kriegsmacht legte, wie er durch umsichtige Verwaltung und durch Ordnung im Staatshaushalte die Wunden, welche der Krieg geschlagen, zu heilen sich angelegen sein ließ, wie er durch seine Theilnahme an den Kriegen gegen Frankreich und ganz besonders durch seinen siegreichen Feldzug gegen die Schweden bewies, daß er ein echt deutscher Fürst war. Wie ernst er es aber mit der Religion nahm, das zeigt wohl nichts mehr, als daß er zweimal die ihm angebotene polnische Königskrone zurückwies, das zweite Mal mit den Worten: „meine Religion, darin ich meiner Seligkeit versichert bin, um eine Krone zu verlassen, solches werde ich in Ewigkeit nicht thun.“ Aber so fest er an seinen Glauben hing, so fern war er

von Unduldsamkeit. Preußen ist der Hort des Protestantismus, aber von Anfang an der Staat der Toleranz. Friedrich Wilhelm war von Herzen reformirt, aber er zog an seinem Hofe seine Glaubensgenossen nicht den Lutherischen vor. Er nahm die Refugiés aus Frankreich mit offenen Armen auf, aber die Katholiken hatten keine Klage über ihn.

Und wie hat hundert Jahre später Friedrich der Große den zwiefachen Beruf Preußens erkannt und dieser Erkenntniß gemäß gehandelt! Wenn das deutsche Volk im achtzehnten Jahrhundert wieder zu politischer Achtung und Bedeutung bei den fremden Nationen gekommen ist, ja wenn es ein erhöhtes Selbstbewußtsein gewonnen hat, so ist dies zunächst und zumeist den Großthaten unseres Königs und unseren Vorfahren zuzuschreiben. Es ist daher ein schlechter und unbegründeter Vorwurf, daß der König besonders den Untergang des deutschen Reiches herbeigeführt oder doch vorbereitet habe, er, der in ganz Norddeutschland ein neues frisches Leben erweckt hat. War dasselbe gewaltiger, als daß es sich in den abgestorbenen Formen des deutschen Reiches hätte entfalten und bewegen können, so ist das wohl nicht des großen Königs Schuld. — Wie viel er für den Protestantismus gethan, davon zeugt keine Provinz so sehr als unser Schlesien; aber freilich er hat nach dem Beispiele seines großen Ahnen weniger gethan, als diejenigen erwarteten, welche eine neue Gegenreformation zu erleben hofften; er wollte keinen Fanatismus, sondern machte seinen Behörden besonders zur Pflicht, die Katholiken bei ihrer Religion zu schützen.

Dieselbe Pflicht, welche ihm in dieser Hinsicht die Erwerbung der von vielen Katholiken bewohnten Provinzen Schlesien und Westpreußen auflegte, ergab sich von Neuem, als Preußen 1815 die großentheils katholischen Rheinprovinzen erhielt; und es ist dieser Pflicht redlich nachgekommen. Wohl hören wir dies von manchen Seiten noch bestreiten und bezweifeln. Aber wo ist auf dem weiten Erdenrunde ein dem unsrigen an Umfang und Bedeutung gleicher Staat, in welchem die Katholiken, wenn sie in der Minderzahl sind, ähnliche Rechte und Freiheit haben, und wo ist irgend ein katholischer Staat, der seinen protestantischen Unterthanen auch nur zur Hälfte das bewilligt hätte, dessen unsere katholischen Mitbürger zu unserer ganzen Genugthuung unter unseren Königen sich erfreuen? Oder sollte es nothwendig sein, ausführlich an das Schicksal der Protestanten in dem Florenz zu erinnern, welches seit Jahrhunderten darauf Anspruch macht, der cultivirteste Theil Italiens zu sein! oder daran, daß in Madrid unseren Glaubensgenossen erst vor wenigen Wochen das Recht eines eigenen Kirchhofes und öffentlicher Beerdigungen und zwar als eine besondere Gnade bewilligt worden ist!

Wie sehr aber Preußen der Wart von Deutschland seit zweihundert

Jahren gewesen ist, das bedarf wohl keines Beweises. Es sind seitdem nur wenige Schlachten für ein deutsches Interesse geschlagen worden, in denen nicht Preußen ruhmvoll mit gefochten hätten. Die Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts aber haben unserem Vaterlande den Schirm und Schutz Deutschlands namentlich Norddeutschlands noch in einer ganz anderen Weise übertragen, als dies früher der Fall war. Preußen allein unter allen deutschen Staaten gränzt unmittelbar und in bedeutender Ausdehnung mit den beiden gefährlichen Nachbaren im Osten und Westen. Was sollte daher aus Deutschland werden, wenn wir nicht der Wacht warteten? Das haben auch unsere Könige wohl erkannt, und darum mit Aufbietung aller Kräfte den Staat und das Volk wehrhaft gemacht, damit sie ihres heiligen Amtes warten können.

Auch ist darüber, daß beides Preußens Beruf sei, kein Zweifel. Das letzte Jahr hat neue Bestätigungen gebracht. Daß der Zollverein trotz des Widerstrebens mancher seiner Glieder auf's neue auf 12 Jahre zu Stande gekommen ist, bezeugt wie allgemein zugestanden es ist, daß Preußen das nothwendige Haupt, der Mittelpunkt in Norddeutschland sei. Nicht minder spricht dafür der mit Oestreich eingeleitete Zollverband, noch mehr die Art, wie beide Verträge trotz bedeutenden Widerspruchs zu Stande gekommen sind. Und wenn unser theurer König zur Einweihung des auf seinen Befehl erbauten Mausoleums des Fürsten Blücher gekommen ist, was wollte er damit bekräftigen, als daß die höchste Anerkennung von seiner und des Volkes Seite denen gewiß sei, die diese Schirmvogtei auf das Schönste geübt, ja sie auf's neue für Preußen erworben haben. Die Beschlüsse des Berliner Kirchentages aber und sein Tagen sprechen nicht minder die Ueberzeugung aus, daß der Protestantismus in Preußens Monarchen seinen natürlichen weltlichen Schirmherrn habe.

Seht, geliebte Jünglinge und Knaben, einen so hohen Beruf hat unser theures Vaterland durch seine Entstehung, Begründung und Entwicklung, durch die Leitung seiner Fürsten, durch die Thaten seines Volkes erhalten. Wie kurze Zeit wird vergehen, und Ihr seid Männer geworden, und in Eurer Hand liegt es mit, diesen Beruf zu pflegen und die durch ihn aufgelegten Pflichten zu erfüllen. Unsere Fürsten, die seit Jahrhunderten den Ruf der Geschichte verstanden haben, werden ihr Amt wie bisher zum Ruhme des Staates verwalten, und das Erbe, was sie von ihren Vorfahren empfangen haben, nicht nur ungeschmälert zu erhalten, sondern es zu wehren sich angelegen sein lassen. Aber nächst der Hülfe Gottes, ohne welche alles menschliche Bemühen umsonst ist, bedürfen sie dazu nichts so sehr, als daß die Bürger ihre Stimme hören und verstehen. Ob Ihr einst dazu fähig sein werdet, das wird besonders von der Art abhängen, wie Ihr die Jahre Eurer Jugend benutzt. Ihr sollt

helfen, den Protestantismus, dem mancherlei innere und äußere Gefahren drohen, zu schützen und zu schirmen. Das vermögt Ihr nur, wenn Ihr das Wesen desselben kennt und versteht, und wenn Ihr von seinem Geiste Euch durchdringen laßt. Die Kirche bietet auch Euch ihre Hülfe, ihre Kraft, ihre Lehre, ihre Segnungen dazu an, aber das Gymnasium bemüht sich, der Kirche bei Euch vorzuarbeiten, durch mannigfache Belehrungen, die es Euch giebt. Wir bemühen uns Euch so vorzubereiten, daß Ihr dereinst nicht nur als solche der Kirche angehört, die sich von ihr führen lassen, sondern daß die Kirche auf Eure Einsicht, Euren Muth, Eure Thatkraft, Eure Gelehrsamkeit, Eure Frömmigkeit rechnen kann. O möchtet Ihr die Euch reichlich gebotene Gelegenheit so benutzen, daß diese Hoffnungen reichlich in Erfüllung gehen. Aber Ihr sollt auch helfen unser engeres Vaterland Preußen und unser weiteres Deutschland zu beschützen und zu bewahren, sei es nun, daß Ihr ihm im Frieden, sei es, daß Ihr ihm im Kriege dienen werdet. Dazu gehört Gesundheit der Seele und des Leibes, Festigkeit des Willens, Standhaftigkeit, Männerkraft und Männertugend. Sie zu erreichen, kann nur der hoffen, der seine Jugend gut anwendet. Darum seid eingedenk, daß, wie Ihr jetzt säen werdet, so werdet Ihr ernten, aber nicht nur für Euer Wohl und Euer Glück, sondern zum Heil oder, was Gott verhüten wolle, zum Unheil Eures Vaterlandes.

Darum sei das Eure Feier des heutigen Tages, daß Ihr Euch gelobt, Eures Königs und Eures Volkes würdig zu werden, und daß Ihr dem Gelobten nachstrebt, mit Aufbietung aller Eurer Kräfte.

Gott aber segne unseren theuern König, er schirme sein Leben, stärke seine Gesundheit, er gebe ihm eine lange und glückliche Regierung, er gebe ihm königliche Gedanken, Weisheit des Entschlusses, Kraft der Ausführung, er schmücke sein Leben mit Allem, was ihm einen edlen Reiz geben kann, er erfreue ihn durch das schönste Gelingen seiner Absichten und durch das Glück und die Liebe seines Volkes. Gott segne den König!

Am 14. October 1854.

Ueber den Segen, welchen Schlesien der Vereinigung mit dem preußischen Staate unter dem Scepter der Hohenzollern zu danken hat.

Unter allen Quellen, aus denen die Vaterlandsliebe entspringen kann, scheint mir keine ergiebiger, keine nachhaltiger zu sein, als das Bewußtsein einem durch Thaten im Kriege und im Frieden großen Volke, welches auf eine lange ruhmvolle Vergangenheit hinsehen kann, anzugehören. Es ist als ob, wie die meisten Weine durch die Reihe der Jahre an Kraft und Feuer zunehmen, so auch die Innigkeit der Liebe zu dem heimatlichen Lande sich steigert durch die Zahl der Jahre, seit welchen die einzelnen Provinzen eines Staates zusammen ein Ganzes ausmachen, seit welchen ihre Einwohner Freude und Leid, Glück und Unglück zusammen erfahren haben. Aber nicht minder einflußreich ist das Bewußtsein, nicht nur einem Volksstamm, sondern einem zahlreichen Volke anzugehören. Das Herz wird dadurch gleichsam erweitert, wenn der Mensch von früh an gewöhnt ist, nicht nur an dem Wohl und Wehe eines engeren Kreises Theil zu nehmen, sondern auch das zu fühlen als seine eigene Sache, was Tausende angeht, die vielleicht durch eine Entfernung von mehr als 100 Meilen von ihm getrennt sind. Und wie ein Ruf um so stärker ist, aus je mehr Kehlen er erschallt, so verstärkt sich der Ruf, den das Vaterland an seine Söhne ergehen läßt, unzweifelhaft um so mehr, je größer die Zahl derjenigen ist, von denen er ausgeht, und in denen er einen Wiederhall findet. Das unsichtbare Wehen des Gemeingeistes, zu dessen schönsten Aeußerungen die Vaterlandsliebe gehört, wächst mit dem Umfange des Kreises, in welchem dieses Wehen sich findet. Es ist daher oft geschehen, daß die ältesten Provinzen eines Staates, welche am längsten zu einem Ganzen verbunden gewesen sind, eine viel kräftigere Liebe zum Vaterlande bewährt haben, als diejenigen Gebiete, welche, sei es nun

durch Eroberung oder auf eine andere Weise, erst später mit jenen vereinigt worden sind; und unmittelbar nach dem geschehenen Anschlusse kann von Vaterlandsliebe in den neuen Provinzen eigentlich nur selten oder fast nie die Rede sein.

Wie lange Zeit zu einer innigen Verschmelzung der neuen Bestandtheile eines Reiches mit den alten erforderlich ist, das wird davon abhängen, ob die neuen Theile bald eine innige, ich möchte sagen organische Verbindung eingehen mit den alten; und ob das geschieht und geschehen kann, ist dadurch bedingt, ob Beide gleichartig und verwandt, oder ob sie so verschieden sind, daß das Neue seine Eigenthümlichkeit ganz aufgeben und nach und nach, oft erst in mehreren Menschenaltern, die andere annehmen muß. Ueberaus beschleunigt wird diese engere Verbindung, wenn die neuen Provinzen durch Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten dem neuen Herrscherhause verpflichtet werden.

Diese letzten Gedanken enthalten die Ursachen, aus denen Schlesien, von den Königen von Preußen mit dem Schwerte erobert, so schnell und so innig sich den alten Landen angeschlossen hat, daß wir uns wohl der Hoffnung hingeben können, in unserer Liebe zu unserem angestammten Königshause gegen keine der älteren Provinzen zurückzustehen. Es scheint mir aber der Feier, die wir als Vorfeier für den morgenden Festtag des ganzen weiten Preußenlandes begehen, nicht unangemessen zu sein, wenn ich den Versuch mache, in Euch, geliebte Jünglinge und Knaben, auch die Erkenntniß zu begründen, daß unsere heimatliche Provinz der Vereinigung mit dem Preußischen Staate unter dem ruhmvollen Scepter der Hohenzollern den reichsten Segen zu verdanken hat. Zwar kann ich nicht hoffen, das weite Thema irgendwie zu erschöpfen, Vieles vermag ich auch nicht, Euch zur Anschauung zu bringen, aber ich hoffe, wenigstens einzelne Hauptpunkte Euch einleuchtend zu machen.

Schlesien gehört seiner geographischen Lage nach offenbar zu Norddeutschland. Von der südlichen Hälfte Deutschlands ist es seiner ganzen Länge nach durch ein Gebirge getrennt, welches selbst zu unseren Zeiten, wo für größere Wegsamkeit des Landes so viel geschehen ist, nur wenige Uebergänge darbietet. Dagegen ist das Land offen gegen Norden und Nordwesten. Nach dem Nordwesten führt auch seine einzige große Wasserstraße, und so ist es gleichsam hingewiesen auf die Verbindung mit der Mark Brandenburg. Sogar von Sachsen ist es durch die bergige Oberlausitz getrennt. Dennoch hatte es Jahrhunderte hindurch zu den Erblanden des Kaisers gehört, dessen übrige deutsche Provinzen nicht nur alle in der südlichen Hälfte lagen, sondern dessen Hauptbesitz außer Deutschland zu suchen war. Unter den deutschen Provinzen war es die entlegenste, daher wurde es von den Kaisern nur so lange, von jedem

wenigstens einmal besucht, als die Verhältnisse es noch nöthig machten, die Huldigung persönlich entgegen zu nehmen. So war es gekommen, daß von 1611 bis 1740 kein Kaiser dieses sein Erbland auch nur gesehen hatte.

Aber noch mehr als durch seine Lage war es durch die Gesittung und durch die Religion mit Norddeutschland verbunden. Schlesien verdankte seine Blüthe zuerst der Einwanderung zahlreicher Deutscher. Sie eroberten das Land nicht mit dem Schwerte, sondern gerufen von den polnischen Fürsten nahmen sie das großentheils uncultivirte Land in Frieden mit dem Pfluge und der Egge als Bauern ein, indem sie es urbar machten, sie gründeten unzählige Dörfer nach deutscher Art und mit deutscher Freiheit. Nicht wenigere gründeten Flecken und Städte; bei ihnen vertraten die Spindel, der Webstuhl, das übrige Handwerkzeug die Stelle des sonst Eroberungen machenden Schwertes. Die Eingeborenen wurden nicht vertrieben, auch nicht unterdrückt, sondern von den Einwanderern so viel sie vermochten zum gemeinsamen Genusse und den Segnungen deutschen Rechtes, deutscher Sitte, deutscher Cultur herangezogen. So verbanden sich beide Volksstämme in den nördlichen und mittleren Gegenden des Landes innig, und auch die Kinder der Mischehen wurden Deutsche. Welcher Segen dies gewesen sei,. darüber kann Niemand im Zweifel sein, wer jemals die Zustände Oberschlesiens, in dem jetzt noch der Polnische Stamm überwiegt, durch eigene Anschauung oder auch nur vom Hörensagen kennen gelernt hat.

Und zum zweiten Male wurde Schlesien durch die Reformation für Norddeutschland gewonnen. So weit Deutsche in Schlesien wohnten, so weit fand sie schnell die bereitwilligste Aufnahme. Sie hatte in den größeren Städten frühere und entschiedenere Verbreitung gefunden als selbst in der Mark Brandenburg und in vielen Gegenden Norddeutschlands, ja als in Sachsen. Der unvergeßliche Johann Heß hielt vorm Breslauer Rath, in Gegenwart vieler angesehener Männer in sein Amt eingeführt, schon am 25. Oktober 1523 in dieser Kirche seine erste Predigt, und in demselben Jahre wurde das lautere Wort Gottes auch schon in Goldberg, Liegnitz, Freistadt, Löwenberg, Wohlau, 1524 in Bunzlau, Hirschberg, Brieg, Lüben, Parchwitz gepredigt. So verbreitete sich die gereinigte Lehre schnell in den Erbfürstenthümern Schweidnitz und Jauer, in dem großen Gebiete des Herzogs von Liegnitz und in den Fürstenthümern Jägerndorf, Oppeln und Ratibor, unter dem Markgrafen Georg von Brandenburg. Das Verlangen nach besserer Verkündigung des Evangeliums war durch das ganze Land ein allgemeines, in ihm begegneten sich die Fürsten und ihre Unterthanen, die Grundherren und die Gemeinden auf ihren Territorien. Daher die überaus schnelle Ver-

breitung der Reformation ohne Streit, ja man kann, wenn man von den Widerstand leistenden geistlichen Körperschaften absieht, sagen, fast ohne Widerspruch, und so kam es, daß 1611 ein katholischer Bischof klagen konnte, daß es in Schlesien viel tausend Flecken, Städte und Dörfer gebe, wo kein einziger Mensch katholisch sei.

Und welches war nun das Loos der evangelischen Schlesier im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert? Bekanntlich ein sehr trauriges, und ich würde heute bei so festlicher freudiger Gelegenheit gewiß unterlassen es auch nur in einzelnen wenigen Zügen zu zeichnen, wenn ich nicht glaubte, daß nur aus ihm die schnelle Entwicklung Schlesiens unter unserem Königshause zu begreifen wäre. Unsere jetzt lebenden katholischen Mitbürger können ja nimmermehr für die Unbilden verantwortlich gemacht werden, welche dem Lande fernstehende Fanatiker in Wien über den größeren Theil der damaligen Schlesier gebracht haben. Zwar verhieß Rudolph durch den Majestätsbrief im Jahre 1609 auch den Schlesiern freie Religionsübung, auch Ferdinand II. erneuerte durch einen Eid seine Gültigkeit. Aber kaum war die politische Macht der Evangelischen in dem übrigen Deutschland gebrochen, so begann 1628 auch die sogenannte Gegenreformation. Nur Liegnitz, Brieg, Wohlau, Breslau, Oels blieben von dem Besuche der grausamen Lichtensteinschen Dragoner verschont, welche alle geistigen und leiblichen Qualen anwendeten, um die Protestanten in den übrigen schlesischen Städten zum Besuche der Messe zu zwingen, und den Hohn soweit trieben, daß die Bürger zuletzt noch mit einem Revers bezeugen mußten, daß sie freiwillig und ungezwungen zur katholischen Kirche übergetreten seien. Der Westphälische Friede brachte nur die Erlaubniß, die sogenannten Friedenskirchen in Glogau, Schweidnitz und Jauer zu bauen; aber kaum waren sie abgesteckt, so wurde ein kaiserlicher Befehl erlassen, daß den Evangelischen in allen unmittelbaren Fürstenthümern, d. h. in dem ganzen Lande außer in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels und in der Stadt Breslau, die Kirchen genommen und die Geistlichen aus dem Lande getrieben werden sollten. So wurden in Niederschlesien allein mehr als 600 Kirchen, deren Namen wir noch wissen, den unglücklichen Gemeinden entrissen. Als die Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1677 ausstarben, wagte man zwar nicht hier ebenso gewaltthätig zu verfahren; aber indem man die Stellen kaiserlichen Patronats, wenn sie erledigt wurden, Jahre lang unbesetzt ließ, dann mit katholischen Pfarrern besetzte, und in den Städten die erledigten Stellen erst dann zu besetzen erlaubte, wenn das Patronatsrecht juristisch erwiesen war, kam man dahin, daß 1707 sämmtliche Kirchen der Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau bis auf 5 eingezogen und mit katholischen Geistlichen besetzt waren, obgleich in vielen Gemeinden

nicht ein einziger Katholik war. Daß die Evangelischen gesetzlich verpflichtet wurden alle katholischen Feiertage mit zu begehen, daß alle oder doch alle wichtigeren Aemter, in den meisten Städten auch die der Rathmänner, nur von Katholiken verwaltet werden durften, daß man in einzelnen Gegenden, wie in Glogau, allen evangelischen Schulunterricht verbot oder die evangelischen Schulen schloß, und die Lehrer vertrieb, daß man vielfach evangelische Waisen katholisch erziehen ließ, erscheint gegen jene Gewaltthaten gering. Dennoch erreichte man seinen Zweck lange nicht in dem gehofften Grade. Aus Oberschlesien zogen die Evangelischen von Zeit zu Zeit karavanenweise bis 20 Meilen weit bis zur nächsten evangelischen Kirche, in Mittelschlesien konnte dies Bedürfniß leichter befriedigt werden, in Niederschlesien boten die an den Gränzen in der Mark und der Lausitz freilich oft viele Meilen entfernten Kirchen Gelegenheit das Verlangen nach evangelischer Predigt zu stillen, mochten auch der Benutzung dieser Kirchen von dem Fanatismus fortdauernd Hindernisse in den Weg gestellt werden. Erleichterung in dieser harten Bedrängniß kam aber nicht von Wien, etwa weil der begründeten Klagen gar zu viele geworden waren, sondern sie erzwang der König von Schweden Karl XII. in der Altranstädter Convention, durch welche den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Wohlau, Münsterberg, Oels und der Stadt Breslau 121 Kirchen zurückgegeben wurden; außerdem mußte der Kaiser die Erbauung der sogenannten 6 Gnadenkirchen in Freistadt, Sagan, Hirschberg, Landeshut, Militsch und Teschen gestatten.

Ihr werdet jetzt begreifen, geliebte Schüler, daß wir mit Recht behaupten können: Schlesien erhielt durch seine Eroberung erst diejenige Stellung in Deutschland, welche eine schnelle und ungestörte Entwicklung des schönen Landes möglich machte. Es wurde mit Norddeutschland verbunden, wohin es der geographischen Lage nach gehörte, wohin seine Wasser- und Landstraßen wiesen, mit dem es alte Gewohnheiten und Rechte, Sitten und Gebräuche, Erzeugnisse und Bedürfnisse, Sprache und Literatur gemeinsam hatte, zu dessen Glaubensform sich auch im Jahre 1740 noch, trotzdem daß Tausende dem Protestantismus abwendig gemacht worden waren, die Mehrzahl seiner Bewohner in dem cultivirteren mittleren oder nordwestlichen Theil des Landes bekannten, und als Angebinde erhielt es von seinem neuen Könige nach hartem, länger als hundert Jahre dauernden Drucke, Religionsfreiheit. Und mit welcher Weisheit wurden diese Verhältnisse geordnet! Nicht wurde, wie wohl viele Protestanten gehofft hatten, die protestantische Kirche zur Herrschaft berufen. Der König wollte Frieden haben zwischen beiden Religionsparteien, er hatte versprochen, die katholische Kirche und die Geistlichen in ihrem Bestande und ihren Rechten zu schützen, und er hat sein Königliches Wort gehalten.

Er wollte den Protestanten Gewissensfreiheit verschaffen; daher hörte alle Abhängigkeit von den katholischen Consistorien auf, alle den Gottesdienst beschränkenden Bestimmungen wurden aufgehoben; sie erhielten Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern, in die ganz katholischen Magisträte vieler Städte wurden, um Gleichmäßigkeit anzubahnen, einige evangelische Mitglieder eingeführt, schon im Januar 1741 ließ er zwölf evangelische Predigtamtscandidaten kommen, um diese und bald darauf noch neunzehn andere als Prediger an den darnach besonders Verlangen tragenden Orten anzustellen. Aber von den ihren Vorfahren entrissenen Hunderten von evangelischen Kirchen bekamen sie auch nicht eine zurück, damit nicht die kaum verharschten Wunden auf's neue aufbrechen und neuer Hader entstehen möchte. Wohl aber erlaubte er jeder Gemeinde, welche nachwies, daß sie im Stande war ein Bethaus zu erbauen und einen Prediger zu unterhalten, dies zu thun. Es hätte ja der Glaube der Evangelischen sich selbst das schlechteste Zeugniß ausgestellt, wenn sie nicht gern bereit gewesen wären, um diesen verhältnißmäßig geringen Preis sich wieder in den so lange entbehrten Besitz eines eigenen Gotteshauses und eigener Seelsorger zu setzen. Die Menge der Jubelfeste, welche wir seit zwölf Jahren haben feiern sehen, ist ein lebendiger Beweis, wie viele Gemeinden dankbar von dieser Erlaubniß Gebrauch machten. Ueber zweihundert Bethäuser wurden allein im Jahre 1742 begründet, aber auch sie erhielten den Namen Kirchen erst viel später. Und der Dank blieb nicht aus. Wie ein neuerer Geschichtsschreiber sagt: (Ranke Th. II. p. 490) „Die Katholiken priesen Gott in ihren Kirchen so gut für den Frieden, wie die Evangelischen in den ihren." Und was Friedrich II. begonnen, das haben seine Königlichen Nachfolger redlich fortgesetzt. Es giebt in Europa kein großes von Katholiken und Protestanten bewohntes Land, in welchem eben so viele Religionsfreiheit für beide Theile bestände; und ist der Friede in den letzten zwanzig Jahren zwischen beiden Religionsparteien nicht immer bewahrt worden, so ist dies wenigstens gewiß nicht erhöhten Ansprüchen der Evangelischen oder der weniger treuen Ueberwachung durch unsere Könige zuzuschreiben. Daß aber dieser Segen, auf den billig in einem protestantischen Gymnasium zuerst hingewiesen werden muß, dem Lande Schlesien nur durch die Hohenzollern zu Theil geworden ist, dafür genügt es ja wohl auf die Lage unserer evangelischen Kirche in den bei Oesterreich gebliebenen Ländern Deutschlands hinzuweisen. Obgleich das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert duldsam genannt werden müssen gegen die vorangehenden, diese Duldsamkeit ist in Böhmen, Mähren, dem eigentlichen Oestreich, Kärnthen, Salzburg wahrlich erst in ihren ersten Anfängen zu spüren. Oder soll ich ausführlich daran erinnern, was die Auswanderung der Zillerthaler aus

ihrer schönen Heimat in unser Hirschberger Thal vor nicht vielen Jahren veranlaßt hat?

Aber laßt mich auch noch von den materiellen Verbesserungen einige Worte sagen, welche Schlesien seiner Verbindung mit Preußen zu danken hat. Ich glaube ohne Furcht vor Widerspruch behaupten zu können, daß wohl niemals in einer mit dem Schwerte gewonnenen großen Provinz von dem Eroberer so viele und so große, segensreiche Veränderungen vorgenommen worden sind, als in Schlesien durch Friedrich den Großen. Die Menge der nothwendigen, ihre bald sich zeigenden wohlthätigen Folgen, die Ruhe und Bereitwilligkeit, mit welcher sie angenommen wurden von den Einwohnern, zeigen, wie mir scheint, gleich sehr gegen die frühere Verwaltung und für die Weisheit des großen Urhebers derselben. Die Stelle des Kaisers oder vielmehr des Königs, deren keiner seit mehr als hundert Jahren seine schöne Provinz besucht hatte, vertrat das Ober-Amts-Collegium, welches seine Weisungen aus Wien erhielt. Die Landeshauptmannschaften der einzelnen Fürstenthümer waren in kaiserliche Aemter übergegangen. Jährlich versammelten sich, oft mehr als einmal, die Fürstentage. Aber von ihrer Bedeutung war wenig übrig geblieben. Sie hatten in dem zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts fast nichts als die Abgaben zu bewilligen, und sie mußten das Geforderte jährlich zugestehen, wenn sie sich auch oft dagegen sträubten. Ob ihre Beschwerden, ihre Anträge an den König kamen, das hing vom Oberamte ab. Eine Beschwerde unmittelbar in Wien beim Hofe zu führen, war sehr weit aussehend, fast nur durch persönliches Erscheinen in der damals viel weiter als jetzt entfernten Hauptstadt möglich, und unter allen Umständen höchst kostbar. Die von dem Lande aufzubringenden Summen waren sehr beträchtlich, Friedrich der Große hatte keine Veranlassung sie zu erhöhen; dazu kam, daß ihre Vertheilung nach einem 1527 festgesetzten Vertheilungsplane gemacht war, der bei seiner Einführung von vielen Unrichtigkeiten ausgehend mit jedem Jahre unpassender und drückender wurde; und was das schlimmste war, die Höhe wurde jährlich neu bestimmt, so daß Niemand vorher wußte, wie viel er zu geben hatte; vieles war auch gar nicht beizutreiben; und von dem was einging, blieb manches in den Händen derer, die es einzogen. Von dem aber, was einmal nach Wien gegangen war, kam nichts der Provinz zu gut. Man überließ ihr sich selbst zu helfen, ja man überließ auch die einzelnen Städte und Gemeinschaften in vielen Dingen sich selbst, keine Anregung, Ermunterung, Anleitung geschah von oben herab. Wenn der Handel nach dem Jahre 1668 auf der Oder sich hob, so war dies keiner Beförderung von Schlesien oder von Wien aus zu danken, sondern dem neuen Kanal, durch welchen der große Kurfürst die Oder mit der Spree verbunden hatte.

Es genügten wenige Jahre, um dies Alles umzuändern und zwar entschieden zum Besten. Der König hatte die Zustände und Bedürfnisse des Landes durch eigene Anschauung kennen lernen. Leicht zugänglich hörte er selbst die Klagenden; bald war seine Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit allgemein bekannt. Er wollte Einheit, Entschiedenheit, Ordnung, Klarheit in der ganzen Verwaltung. Nachdem er die alten schwerfälligen Behörden aufgehoben hatte, richtete er zwei Kriegs- und Domainenkammern ein, und übertrug ihnen die gesammte Verwaltung; an die Spitze der Kreise, in welche die Provinz getheilt worden war, stellte er Landräthe; über die ganze Provinz setzte er mit äußerst glücklicher Wahl einen Minister, den Grafen von Münchow. Eben so entschieden und schnell brachte er Einfachheit und Ordnung in das Rechtswesen durch Errichtung der Oberamtsregierungen, und nach wenigen Jahren durch Einführung eines neuen Gesetzbuches. Gleiche Sorge widmete er dem Abgabenwesen. Die Accise, d. h. die Verbrauchssteuern, wurden nur für die Städte beibehalten. Schwerer war die Vertheilung der Grundsteuer. Indem er die seit länger als zwanzig Jahren über eine richtigere Vertheilung gepflogenen Verhandlungen und Ermittelungen benutzte, gründete er schon 1743 eine neue Steuer-Ordnung, welche nicht weniger einbrachte als die frühere, aber bei einer gleichmäßigeren und gerechteren Vertheilung von Allen leichter getragen wurde. Dazu kam, daß Jeder wußte, was er zu zahlen hatte, daß in der Erhebung und der Verwendung der Abgaben die größte Ordnung und Pünktlichkeit herrschte, und daß von den Erträgen der reichen Provinz nur sechszehntausend bis siebzehntausend Thaler jährlich zu des Königs eigenen Händen kamen. Alles übrige verwandte er in haushälterischer Weise theils zum Unterhalte der in der Provinz stehenden Heeresabtheilung, theils sonst zum Besten Schlesiens. Wiederholt theils nach den Kriegen theils wenn sonst Noth eingetreten war, ließ er aus seinen Magazinen Getreide zur Saat oder zur Nahrung austheilen, nach dem siebenjährigen Kriege schenkte er siebzehntausend Pferde zum Ackerbau, und erließ auf ein halbes Jahr die Steuer. Fünfzehn Städte in Mittel- und Niederschlesien, und einige hundert Dörfer, welche während des Krieges eingeäschert worden waren, wurden größtentheils auf Kosten des Königs neu gebaut. Tausende von Bauergütern, welche von den Gutsbesitzern nach dem Absterben der früheren Besitzer eingezogezogen waren, mußten von Neuem mit Bauern besetzt werden, wodurch mehrere hundert neue Dörfer entstanden. Um den durch den Krieg sehr herabgekommenen Gutsbesitzern zu helfen, wurde 1770 die großartige schlesische Landschaft gegründet, deren glückliches Gedeihen später zu so vielen Nachahmungen veranlaßt hat. Nicht minder lag dem Könige die Beförderung von Handel und Gewerbe am Herzen; und wenn er hierbei

nicht immer glänzende Erfolge erzielt, oft auch von unrichtigen Principien ausgegangen ist, so können und müssen wir zu seiner Entschuldigung geltend machen: er hat doch auch hierin unendlich viel mehr gethan als die Habsburger in ihrer mehr als zweihundertjährigen Herrschaft; und wenn er irrte, so irrte er mit seinem ganzen Zeitalter. Es ist unmöglich, in gleicher Weise Alles aufzuzählen, was er und was die auf ihn folgenden unserer Könige bald nicht mehr für Schlesien allein, sondern für das ganze Land gethan haben, mit welchem Schlesien in überraschend kurzer Zeit zu einem Ganzen verwachsen war. Es genüge von dem, was unser Jahrhundert gebracht hat, nur die Städte=Ordnung, die Aufhebung des Zunftzwanges, die wiederholten Veranstaltungen zur Auseinandersetzung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse und den nie genug zu preisenden Zollverein, der in dem letzten Jahre in die Zollverbindung mit Oestreich übergegangen ist, zu erwähnen, und auf die nicht ohne bedeutende Begünstigung von Seiten des Staates gebauten Chausseen und Eisenbahnen, auf die damit zusammenhängende schnelle Entwicklung des Bergbaus und des gesammten Verkehrs aufmerksam zu machen.

So sind wir bis zur Gegenwart gekommen, und sie zeigt in aller Weise, welche Fortschritte Schlesien in den seit der Besitzergreifung durch Friedrich verflossenen 113 Jahren gemacht hat. Damals zählte die Provinz in derselben Ausdehnung wie jetzt genommen etwa 1,200,000 Einwohner; jetzt bewohnen den Regierungsbezirk Breslau allein noch über 30,000 Menschen mehr, und die ganze Provinz ist trotz der Lücken, welche Hunger und Krankheit in den letzten zehn Jahren gemacht haben, fast dreimal so bevölkert als damals. Gott hat gewollt, daß seit einigen Jahren die Früchte des Feldes in einem großen Theile von Deutschland, auch in Schlesien weniger gediehen als sonst; aber auch so müssen wir behaupten, daß unsere Provinz ihre zahlreichen Einwohner nicht nur eben so gut, sondern, daß sie dieselben besser und reichlicher ernährt als damals. Folglich muß sich die Cultur des Landes namhaft gehoben und verbessert haben. Wir müssen die Provinz in Vergleich mit anderen eine sehr wohlhabende nennen. Dafür sprechen nicht nur die Menge großer und reicher Grundbesitzer, sondern vielmehr die große Zahl reicher Bauern und die vielen schönen Landsitze. Wir hören wohl oft klagen, daß Handel und Gewerbe viel zu wünschen übrig lassen; dennoch hat Schlesien schwerlich jemals einen so lebhaften Verkehr in sich und aus sich entwickelt. Der Bildung unseres Volkes ist größere Vertiefung zu wünschen, aber sie ist noch nie tiefer nie so allgemein gewesen. Unsere Schulanstalten könnten und sollten mehr leisten, aber Schlesien ist nie so reich an guten Anstalten gewesen, als jetzt. Und alles dies ist unter der milden und väterlichen Regierung der Hohenzollern so gediehen; und wenn auch Vieles

noch anders und besser werden kann und muß, mit jeder Provinz des östreichischen Kaiserstaates kann Schlesien die Vergleichung eingehen, und von keiner wird es übertroffen, ja von keiner erreicht werden, obgleich dieselben zum Theil durch Klima und Boden so viele Vorzüge vor Schlesien haben. Auch ist das Bewußtsein dieses Segens, der über die Provinz aus der Vereinigung mit Preußen gekommen ist, lebhaft in aller Brust vorhanden. Oder wäre es denkbar, daß Protestanten oder Katholiken einen Feind, der unsere Gränzen beträte, so aufnehmen sollten, wie Friedrich der Große aufgenommen worden ist, mit so geringem Widerstreben, um nicht zu sagen mit offenen Armen? Haben nicht unsere Landsleute auf unzähligen Schlachtfeldern in und außerhalb Schlesiens bewiesen, daß sie das Glück zu schätzen wissen, die Hohenzollern als Fürsten und Herren gewonnen zu haben? Könnte dies, wenn der König uns riefe, je anders sein?

Solche Gedanken ziemen, wie mir scheint, dem heutigen Tage, bestimmt zur Vorfeier des Geburtstages unseres theuren verehrten Königs. Wie lieb er Schlesien hat, das hat er in den letzten Wochen wieder bewiesen. Kaum aus einem zur Kräftigung seiner Gesundheit besuchten Seebad zurückgekehrt, scheute er die Unbill des Wetters und die Beschwerden einer solchen Reise nicht, sondern eilte, sich selbst von den Verheerungen einer in den Annalen des Landes unerhörten Ueberschwemmung mit seinen Räthen zu überzeugen, um überall selbst Trost nnd Hoffnung in die gebeugten und bekümmerten Seelen der Betroffenen zu bringen, und selbst zu erforschen, auf welche Weise am leichtesten, sichersten und nachhaltigsten das Elend gemildert, die Noth gelindert, der Schaden ersetzt uud das Land in Zukunft vor einem ähnlichen Unglück bewahrt werden könne. Gott wolle es ihm lohnen! er wolle ihn erleuchten, in schwerer Zeit die Zügel der Regierung mit weiser und fester Hand zu führen, er wolle sein theures Leben schützen, seine Gesundheit stärken und kräftigen!

Aber auch der König kann nicht Alles thun, auch nicht durch seine Räthe und die Obrigkeiten, die er setzt, thun lassen. Ein jeder Bürger, jeder Einwohner des Staates muß mit aller Anstrengung und nach seinem besten Wissen Alles thun, was ihm obliegt. Auch Ihr, geliebte Jünglinge und Knaben, habt diese Verpflichtung. Ihr habt Euch nach bestem Vermögen vorzubereiten für den Beruf, dem Ihr Euch dereinst widmen wollt, Ihr habt dies zu thun, um des Preußen-Namens, den Ihr mit Ehren führen sollt, um Eurer Könige würdig zu sein. Um diese Verpflichtung Euch auch äußerlich bemerklich zu machen, um Euch unvergeßlich einzuprägen, daß Ihr das Glück, Preußen zu sein, und Euch des Namens rühmen zu können, den Hohenzollern wesentlich zu danken habt, ist dieser Saal mit den Bildern unserer Fürsten seit dem

großen Kurfürsten, dem Gründer des Preußischen Staates, geschmückt worden. Ihr werdet von den Bildern, davon bin ich überzeugt, jeden Schaden abwehren; aber Ihr sollt Euch durch die milden ernsten Züge, so oft Ihr diesen Saal betretet, auch lebhaft erinnern lassen an die Pflichten, die Ihr jetzt schon und durch Euer ganzes Leben zu erfüllen habt, wenn Ihr nicht undankbare Söhne Eures Vaterlandes sein wollt. Das wolle Gott nicht geben!

Gott aber segne den König!

Am 15. October 1855.

Was ist Breslau durch die Hohenzollern geworden?

Daß die Geschichte die Lehrerin des Lebens sei, ist seitdem Cicero diesen Ausspruch gethan, unzählig oft wiederholt und bestätigend behauptet worden. Am wenigsten haben dies aber zugeben wollen diejenigen, welche die Geschichte am genauesten kennen, die Geschichtsschreiber. Von ihnen hört man viel häufiger versichern, die welche aus der Geschichte das meiste lernen könnten und sollten, die Fürsten und Staatsmänner, werden oft gar wenig durch sie belehrt. Ja die Geschichtsforscher stehen nicht an zu behaupten, dies komme daher, weil überhaupt die Kenntniß der Geschichte eine viel geringere auch unter den Gebildeten und Gelehrten sei, als man billig erwarten sollte; nur bringen sie, wie mir scheint, dabei den nahe liegenden Entschuldigungsgrund zu wenig in Anrechnung, daß die Erwerbung ausreichender geschichtlicher Kenntnisse viel schwieriger ist als es bei oberflächlichem Urtheil scheinen will. Es gehört eben dazu in vieler Hinsicht ein wirkliches geschichtliches Studium, was natürlich nicht Jedermanns Sache ist. Und so würde der Ausspruch des römischen Staatsmannes wohl richtiger so lauten: die Geschichte könnte und sollte die Lehrerin der Menschen sein. Nur in einer Rücksicht ist es nicht schwer, sich von ihr belehren zu lassen, ich meine in Rücksicht auf die Vergleichung der Zustände der Gegenwart mit denen einer nicht gar weit hinter uns liegenden Vergangenheit, in Rücksicht auf die Entwicklung des Staates, dem ein jeder angehört. Aber sei es nun, daß das eilige und unruhige Treiben der Gegenwart die meisten abhält, sich die dazu nöthige geringe Kenntniß vergangener Zeiten zu erwerben, oder sei es, daß die Empfindung drückender und lästiger gegenwärtiger Verhältnisse nur zu leicht verleitet, die Vergangenheit, die zwar von diesen Beschwerden frei war, aber dabei viel größere anderer Art zu tragen hatte, mit einem günstigeren Auge anzusehen, ihre Lobredner sind in allen Ländern und

Städten, auch in unserer guten Stadt Breslau in weit überwiegender Zahl vorhanden.

Wäre dies nicht der Fall, wir würden es an keinem Tage des ganzen Jahres so inne werden, als an dem heutigen, dem größten staatlichen Festtage, an welchem wir uns mit so vielen Millionen treuer Preußen-Unterthanen zum Dank gegen Gott vereinigen, für den König, den er uns gegeben hat, und zu den inbrünstigsten Gebeten, sein theures Leben zu erhalten, seine Kraft zu stärken und ihn mit dem schönsten und reichsten Segen zu krönen. Es würde die Vaterlandsliebe, die sich in allen den Veranstaltungen zur Feier des heutigen Tages ausspricht, nicht nur ein wenn auch noch so lebhaftes Gefühl sein, sondern sie würde viel mehr zum Wissen, zur Ueberzeugung geworden sein. Die Entwicklung Preußens seit zweihundert Jahren ist nun einmal eine einzig in der Geschichte der neueren Zeit dastehende Erscheinung. Zu derselben Zeit, wo der einzige etwas bedeutendere Staat in Norddeutschland, Sachsen, sich Oestreich nähert und bald ganz unterordnet, und seine Schirmvogtei über das evangelische Deutschland durch den Religionswechsel seiner Fürsten aufgiebt, erhebt sich das bis dahin wenig bedeutende Brandenburg und entwickelt sich, als geschehe dies nach einem voraus festgestellten und zum unverbrüchlichen Gesetze erklärten, Jahrhunderte festgehaltenen und befolgten Plane zu einer Größe und politischen und sittlichen Bedeutung, daß es nicht nur den Principat in Norddeutschland erhält, sondern der Hort und Schirm des ganzen Deutschlands wird und den Eintritt in den Rath der großen Europäischen Mächte erzwingt. Und dahin wird es nicht durch die günstige Lage seines Gebietes unvermerkt geführt, sondern trotz der ungünstigen Lage wird dies Ziel errungen wesentlich durch die Weisheit und Kraft seiner Fürsten, deren glanzvolle Reihe von den Fürsten keines Landes auch nur erreicht, viel weniger übertroffen wird.

Um nun diese Erkenntniß unter Euch, geliebte Schüler, immer mehr zu begründen und zu erweitern, pflege ich an diesem Tage durch irgend eine geschichtliche Betrachtung Euch darauf hinzuweisen, wie viel wir unserem erlauchten Königsgeschlecht zu verdanken haben. Ich habe im vorigen Jahre Euch zu zeigen versucht, welches Glück es gerade für Schlesien gewesen ist, ihrem Scepter untergeordnet zu werden. Diese Betrachtungsweise ist aber leicht einer Erweiterung fähig. Ich will heute Eure Aufmerksamkeit auf diese Stadt, auf Breslau, die Vaterstadt der meisten unter Euch, hinlenken, und die wenigstens andeutende Beantwortung der Frage versuchen: was ist Breslau unter den Hohenzollern und durch dieselben geworden, was hat Breslau den Hohenzollern zu danken?

Nicht will ich diese Frage durch Aufführung einer Menge von Pri-

vilegien, Bevorrechtungen, Auszeichnungen lösen, welche unsere Könige der Stadt seit ihrer Besitzergreifung Schlesiens zu ihrer Förderung verliehen, obgleich es an ihnen wahrlich nicht gefehlt hat von der 1742 erfolgten Erhebung zur dritten Haupt- und Residenzstadt in allen königlichen Staaten, der Verleihung zweier Messen, der Gewährung eines Pfand- und Leihhauses, der gänzlichen Befreiung von der Werbung an bis zu dem vor wenigen Jahren verliehenen Bankprivilegium herab. Im Gegentheil eine Menge der in den früheren Jahrhunderten von den Fürsten bewilligten Vorrechte sind unter der gerechten Regierung der Hohenzollern oft zu großem augenblicklichen Leidwesen der Bevorzugten, aber zum eben so großen und größeren Vortheile der Provinz und des ganzen Staates und so zu größerem wenn auch erst nach und nach sich entwickelnden Nutzen der Stadt selbst, zurückgenommen worden. Mir wenigstens erscheinen Privilegien immer nur als künstliche, nur für eine beschränkte Zeit verwendbare Mittel zur Erhebung einer Stadt oder eines Gebietes, ihre Verleihung muß um so seltener werden und um so kürzere Zeit dauern, je größer der Staat, je enger verbunden seine Provinzen, je zusammengesetzter die Verhältnisse, je natürlicher der ganze Zustand der Staatsentwicklung ist. Gleiches Maß für alle Unterthanen und keine Bevorzugungen! das ist der Gerechtigkeit und des Staates Pflicht, der das suum cuique zu einer seiner Devisen gemacht hat.

Ich glaube vielmehr den Beweis für das, was Breslau den Hohenzollern zu danken hat, genügend dadurch zu führen, wenn ich aufmerksam mache auf einige der Veränderungen, welche in Breslau seit den letzten 60 Jahren der kaiserlichen Herrschaft also seit 1680 vorgegangen sind. Es ist leicht der Grund zu allen wesentlichen seitdem eingetretenen Veränderungen in dem Einflusse der Einwirkung, oft in dem Befehl und der bestimmten Anordnung unserer Könige nachzuweisen, wenn auch dazu die mir heute zu Gebot stehende Zeit nicht ausreicht.

Könnten wir einen Gang durch das alte Breslau machen, so würde uns allen zunächst die dumpfe, feuchte Athmosphäre unangenehm auffallen, hervorgerufen durch die durch Buden verengten Straßen und Plätze, durch die Mauern, welche die Kirchplätze umgeben, durch die Schwibbögen und Thürme der auf die Ohlau mündenden Straßen, besonders aber durch die hohen Wälle und Festungswerke, welche jeden freieren Luftzug in der eigentlichen Stadt fast unmöglich machten. Den Platz der Festungswerke haben jetzt unsere für Breslau unschätzbaren Promenaden eingenommen. Jenem Zustande gegenüber würde sich also die Freundlichkeit, Luftigkeit, Reinlichkeit der jetzigen Stadt, so weit sie auch hierin noch gegen manche andere Stadt Deutschlands zurücksteht, bemerklich machen. Aber diese Wohlthat unseres in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm III., welcher die von

den Franzosen 1807 nach der Eroberung gesprengten Festungswerke unter der Bedingung sie abzutragen der Stadt im September jenes Jahres schenkte, ist nun der Boden geworden, auf dem das neue Breslau sich erhoben hat mit einer Schnelligkeit, die mit Ausnahme der unter ganz anderen Umständen sich erweiternden Wohnsitze regierender Fürsten so viel ich weiß in Deutschland nicht ihres gleichen hat.

1710 lebten in Breslau nach langen Friedensjahren und zu einer Zeit, wo wegen der freien Religionsübung gewiß viele, die es vermochten, sich in diese Stadt wendeten, wenig über 40,000 Menschen. Heut' beträgt die Zahl der Einwohner ohne das Militär wohl nicht viel unter dem dreifachen, unter 120,000, ungerechnet die Einwohner der dicht an die Stadt stoßenden Dörfer.

Zwar nicht entsprechend konnte sich die Zahl der Wohnhäuser vermehren, aber sehr bedeutend hat auch sie zugenommen. Selbst wo die äußersten Enden der vorstädtischen Straßen nicht viel weiter hinausgerückt worden sind, sind viele noch vor zwanzig bis dreißig Jahren unbebaute weite Flächen vor der Stadt mit Häusern bebaut worden. Die älteren unter Euch haben die neuen Straßen in der Schweidnitzer Vorstadt erstehen sehen, welche 1807 nur siebenzig Wohngebäude enthielt. Und welche Häuser, wie entsprechend der Zunahme des Wohlstandes, sind in der inneren Stadt und um dieselbe entstanden! Gewiß, Breslau muß eine durch Gelegenheit zum Verdienst blühende Stadt sein.

Wohl kenne ich das Sprüchwort: es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Aber wenn die prächtigen Läden, welche noch vor einem Menschenalter nur auf der Riemerzeile und in einem oder dem anderen Hause des Ringes zu finden waren, sich auf alle Hauptstraßen verbreiten; wenn ihre Einrichtung und ihre Miethe oft so viel betragen, wie sonst der Werth der in ihnen feilgebotenen Waaren betrug; wenn in einer Stadt, wo so viele und so glänzend eingerichtete Vergnügungsorte bestehen, noch Veranlassung da ist, ein so großes und kostbares zu erbauen, wie wir in den letzten beiden Jahren haben entstehen sehen; wenn die Straßenecken kaum die Menge der Einladungen zu täglich sich darbietenden Genüssen an öffentlichen Orten zu fassen vermögen, und die meisten der Einladungen nicht vergeblich sind; wenn im Frühling und im Sommer die Ausflüge in die Nähe und in die Ferne kaum in irgend einer Stadt Deuschlands verhältnißmäßig so gewöhnlich und so zahlreich sind, wie in Breslau, wenn sich dazu Geld und die oft noch kostbarere Zeit finden; wenn die Hauptstraßen vom frühen Morgen bis spät Abends so von geschäftigen oder ihrem Vergnügen nacheilenden Menschen unwegsam gemacht werden, wie hier: so muß in weiten Kreisen eine gewisse Wohlhabenheit vorhanden, es muß Gelegenheit da sein, sie zu erreichen. Man wende

dagegen nicht ein, daß Viele derjenigen, welche die Einwohnerzahl so angeschwellt haben, der Stadt zur Last sind. Denn theils würden Viele es nicht sein, wenn sie wirthlicher wären, theils ist es bei Gewerbefreiheit schwerlich zu vermeiden, daß zeitweise sich einem Geschäftszweige mehr zuwenden, als in ihm ihr gutes Auskommen finden können, theils bleibt auch dann noch, wenn selbst 10,000 in der Stadt wären, welche ihr mehr zur Last als zum Vortheil gereichen, noch immer eine sehr seltene Zunahme der Bevölkerung übrig. Wenigstens glaube ich nicht, daß die uralten Handelsstädte Nürnberg, Augsburg, Prag, Leipzig, deren beengende Mauern auch gefallen sind, einen solchen Aufschwung genommen haben. — Auch der oft gehörte Einwurf, Breslaus Handel sei ein Schatten gegen den früherer Jahrhunderte, scheint nicht stichhaltig zu sein. Es kann zugegeben werden, daß als der Osten von Europa seine Waaren bis Breslau brachte und hier die Waaren des Westens dafür in Empfang nahm, als Breslau oder doch Schlesien einen großen Theil des Leinwandhandels fast als Monopol trieben, der Handelsgewinn sicherer und leichter, und weil sich Wenige in denselben theilten, größer für den Einzelnen war. Aber es scheint mir kurzsichtig zu sein, während man selbst alle Vortheile gern benutzt, welche die Errichtung von Fabriken im eigenen Lande, die Erweiterung des Marktes und die Erleichterung des Verkehrs durch beschleunigte Land- und Wasserverbindungen gewährt, zu verlangen, daß zum Besten einer Stadt die Verbindungen früherer Jahrhunderte unverändert bleiben und die östlichen oder westlichen Völker ihre Bedürfnisse an Manufacturwaaren weder selbst befriedigen noch daher beziehen sollen, woher es ihnen am vortheilhaftesten dünkt. — Endlich dürfte auch die gegenwärtige Theurung, so sehr drückend sie ist, kein genügender Einwand gegen die Blüthe Breslaus sein. Sie trifft den Erdtheil, nicht die einzelne Stadt. Gott schickt uns magere Jahre, vielleicht um uns zu züchtigen, gewiß um uns zu sich zu ziehen und zu bekehren. Er wird in seiner Barmherzigkeit auch wieder reichlichere Ernten geben. Die gute alte Zeit hat oft schwerere Jahre erlebt. Im Jahre 1736 regnete es vom 10. Mai bis 22. Juli mit Ausnahme zweier ganzen und eines halben Tages an dreiundsiebzig Tagen hinter einander. Ueberschwemmungen, größere Dammbrüche als die, welche wir im vorigen Jahre zu beklagen hatten, waren die nothwendige Folge. Der Steindamm nach Hundsfeld wurde zwanzigmal durchbrochen, eine der Oeffnungen war vierhundert Ellen weit und über dreiß tief. Die größte Theurung blieb nicht aus. Das schlechteste Korn galt am 30. Juni schon 3 Thlr. der Scheffel, am 23. Februar 1737 4 Thlr. 8 Sgr., obgleich das Geld damals einen viel größeren Werth hatte als jetzt. Der Winter war schrecklich. Vom 23. bis 30. Januar fand man in und bei der Stadt mehr als fünfzehn verhungerte Menschen;

mancher konnte das ihm gereichte Brod vor Erschöpfung nicht mehr genießen; ein armes Weib bat in einem Gewölbe auf dem Markte um Brod, sie erhielt ein Stück, küßte es mit vielen Thränen, aß es, fiel nieder und starb.

Mit der oben von mir geschilderten schnellen Entwicklung Breslaus bildet das Stehenbleiben der Stadt im 16. und 17. Jahrhundert einen eigenthümlichen Contrast. Im Jahre 1555 wurden 35,400, 1618 36,260, 1675 30,310, 1710 wie gesagt 40,890 Einwohner gezählt. Dabei aber erinnert es an reichstädtische Freiheit und Macht, wenn wir erfahren, daß die kaiserliche Stadt Breslau im Jahre 1632 kurz vor der Schlacht bei Lützen von einem östreichischen und einem sächsisch-schwedischen Heere umgeben, wenn sie auch erklärte, beim Kaiser leben und sterben zu wollen, zwischen beiden Heeren neutral bleiben und die Aufnahme kaiserlicher Truppen, ja die Verproviantirung und den Durchzug derselben verweigern konnte. Auch im Prager Frieden 1635 bestätigte der Kaiser der Stadt, deren Bürger in ihrem Herzen größtentheils es mit den Schweden hielten, dennoch alle Rechte und Privilegien und die freie Religionsübung; nur mußte sie einen Theil ihrer eigenen Soldaten und Söldner entlassen, und während bis dahin der Vorstand des Rathes auch die Stelle des kaiserlichen Landeshauptmannes des Fürstenthums Breslau kraft des Herkommens bekleidet hatte, verlor sie dieses Recht, obwohl der Kaiser den letzten städtischen Landeshauptmann auch seinerseits zu der Stelle ernannte. Zu den von dem Kaiser bestätigten Rechten gehörte die bürgerliche und die peinliche Gerichtsbarkeit. Auch sie blieb der Stadt, und wahrlich nicht zum Scheine. Die Jahrbücher erzählen nur zu oft von den Hinrichtungen, welche der Rath verhängte und gewöhnlich vor dem Rathhause vollziehen ließ. Als durch meuterische Söldner, welche sich zu der im Prager Frieden bedungenen neuen Vereidigung nicht bequemen wollten und welche an der Bürgerschaft einen Rückhalt fanden, im Februar 1636 ein Aufruhr erregt wurde, der zu großen Gewaltthaten führte, ließ der Rath am 17. März elf Personen einziehen; fünf davon wurden schon am 26. zum Tode verurtheilt und am folgenden Tage enthauptet; am 27. April wurden sechs andere gefangen, darunter Bürgerssöhne und ansässige Handwerker, die an dem Aufruhr sich betheiligt hatten. Es ist ferner bekannt, daß wenn nur den von Wien ergehenden Aufforderungen an die Fürstentage zur Bewilligung des oft nöthigen Zuzugs zu den Türkenkriegen und der Steuern genügt wurde, im Uebrigen die Verwaltung der Stadt und ihre Angelegenheiten ihrem Rathe völlig überlassen wurde, nur bei Religionssachen fand argwöhnische Beobachtung und hinterlistige Beeinträchtigung statt. So entsteht leicht die Vorstellung, die Stadt Breslau habe sich der weisen und thätigen Verwaltung einer kräftigen, von

ihr nach festen reichsständischen Gewohnheiten gewählten Behörde zu erfreuen gehabt, und die Bürger seien bei der Berathung und Verwaltung der Angelegenheiten ihrer Stadt in angemessener Art betheiligt gewesen. Aber wie wenig entspricht dieses Bild der Wirklichkeit!

Das Rathscollegium, in dessen Hand die ganze Verwaltung und Leitung der Stadt lag, zerfiel in acht Consuln und elf Schöppen. Von den Consuln bekleidete jeder jährlich etwa sechs Wochen lang das Amt des Bürgermeisters. Die erste Stelle im ganzen Collegium nahm der sogenannte Präses ein, der, wenn ihn die Reihe traf, daneben auch die Geschäfte als Bürgermeister verwaltete. Aber die Wahl in den Rath durch die Zünfte oder die Bürgerschaft war längst abgekommen, der Rath ergänzte sich durch Selbstwahl, und die Wahl traf nur die Mitglieder der patrizischen Familien, deren Zahl durch erkaufte Adelsbriefe zunahm. So bestand also die Freiheit der Breslauer darin, daß die Patrizier, die sich großentheils stolz von den Bürgern absonderten, über die sie sich weit erhaben fühlten, die Einkünfte der Stadt nach ihrem Gutdünken verzehren und in gesetzlichen Formen ein namentlich gegen Mißliebige oder solche, die sich nicht fügen wollten, oft sehr hartes Regiment üben konnten. Der Bürger, der über die Angelegenheiten des Gemeinwesens so gut wie nichts zu sagen, keine Rechnungslegung, in den meisten Fällen auch keine scheinbare Befragung zu beanspruchen hatte, tröstete sich wohl damit, daß ihm sein Erwerb und sein Streben nach Wohlstand nicht verkümmert wurde und daß es in seiner durch die Geschichte vergangener Jahrhunderte berühmten Vaterstadt doch noch viel besser stand als in dem ganzen übrigen Schlesien und Böhmen; und wenn er Lutheraner war, daß er in der großen Stadt Breslau völlig freie Religionsübung hatte und nur von Rathsherren desselben Glaubens regiert wurde; denn nimmermehr wäre ein Katholik oder ein Reformirter Mitglied des Rathes geworden. Geschah ihm ein Unrecht und er konnte Abstellung nicht vom Rathe erhalten, so mußte er es in der Regel ertragen, denn eine Appellation nach Wien war sehr schwierig, weitaussehend und sehr kostbar. Persönlich etwa bei einer Anwesenheit des Kaisers in Schlesien klagbar zu werden, war unmöglich, denn seit Ferdinand II., 1617, hatte kein Kaiser das Land besucht. Wie es aber mit der Handhabung von Recht und Gerechtigkeit aussah, dafür genügt es wohl anzuführen, daß die patrizischen Familien im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu rühmen pflegten, der berüchtigte Räuber Mandube, der die Umgegend von Breslau mit seiner Räuberbande unsicher machte, habe sie bei später Zurückkunft von einer Spazierfahrt als Schutzwehr gegen seine Genossen bis an's Thor begleitet und sich dann mit einer ehrerbietigen Verneigung empfohlen. Er hatte sich mit den Herren des Rathes abgefunden und war daher der Straflosigkeit

sicher. Gewiß ein sehr trübes Bild der der Eroberung Schlesiens durch Friedrich vorangehenden Zeit!

Wenn unter solchen Umständen so wenig Klage darüber zu führen war, daß unredliche oder unsittliche Männer in dem Rathe gesessen und wirkliche Gewaltthat versucht haben, so ist der Grund davon wohl darin zu suchen, daß in Breslau im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Studium der Wissenschaften von den Patrizierfamilien, auch dem weiblichen Theile derselben, mit seltenem Eifer getrieben und auf alle Weise gefördert wurde; und daß die Wissenschaften ihren bildenden und veredelnden Einfluß wenigstens darin bethätigten, daß sie ihren Jüngern Achtung vor dem Sittengesetz einflößten, wenn sie dieselben auch nicht zu einer wahrhaft kräftigen Leitung der Stadt und zur Erweckung eines frischen und freien Lebens begeistern und befähigen konnten. Die bekannten Häupter der zweiten schlesischen Dichterschule, die Rathspräsides Lohenstein und Hoffmannswaldau waren grundgelehrte und gebildete Männer, und sie waren wahrlich nicht die einzigen, wie die magistratualischen Acten und die öffentlichen städtischen Bibliotheken, welche ihre Bücherschätze zum Theil in sich aufgenommen haben, vielfach nachweisen. Daher pflegten sie auch die beiden städtischen Gymnasien mit väterlicher und sehr einsichtiger Sorgfalt. Aber sonst stand es freilich mit dem Unterricht der Jugend des Volkes kläglich. Es gab sonst nur eine evangelische öffentliche Schule, die Schule zum heiligen Geist; aber eine Menge Privatschulen von kläglicher Beschaffenheit. Wie wenig die Universität der Jesuiten mit ihren zwei Facultäten den Bedürfnissen der größtentheils evangelischen Einwohner für höhere Bildung genügen konnte, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.

Wie hätte unter solchen Umständen ein frisches Leben in der Stadt Breslau sich entwickeln können! Das Haupthemmniß aber lag in Wien. Man hatte sich genöthigt gesehen, der Hauptstadt des unterworfenen Schlesiens vielerlei Freiheiten zu bewilligen, weil man nicht hoffen konnte, sie ihr zu nehmen; aber man versuchte fortdauernd allerlei Beschränkungen und Minderungen des Bewilligten. Da ist es wohl sehr erklärlich, daß der Rath von Breslau Alles erreicht zu haben glauben konnte, wenn er nur genaue Befolgung der tractatmäßigen Versprechungen durchsetzte. Wie man sich in Wien überall auf den Buchstaben der Tractate berief, so wachte der Rath von Breslau seinerseits über der buchstäblichen Erfüllung, so viel er vermochte; darüber aber nahm er nicht wahr, welcher Stillstand, welche Versumpfung in allen Zuständen der geliebten Vaterstadt sich ausbildete.

Darum Preis unseren Königen, daß sie es verstanden, die Lebenssäfte der Provinz und ihrer Hauptstadt von neuem in Fluß zu bringen!

Schon im September 1741 verlangte Friedrich der Große Rechnung vom Magistrat über die Kämmereieinkünfte. Der königliche Director, den er dem Rathe vorsetzte, wachte von jetzt an über dem Ganzen. Die patrizischen Familien zogen sich nach und nach aus dem Rathe zurück, es traten geschäftskundige Beamte, zwar immer noch durch die Wahl des Collegiums, aber gewöhnlich auf die Empfehlung der königlichen Behörde ein, geneigt und im Stande, auf die neuen Ideen des großen Königs einzugehen. Dennoch bleibt es gewiß, daß die völlige Regeneration Breslaus seine jetzige Blüthe erst durch die große Gesetzgebung in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts, vor Allem durch die nie genug zu rühmende Städteordnung herbeigeführt worden ist. Darum Preis dem Könige Friedrich Wilhelm III., der sie der Stadt gegeben, Preis unseres jetzt regierenden Königs Majestät, der sie uns erhalten und für ihre weitere Entwicklung Sorge getragen hat! Preis ihnen für die Abstellung der religiösen Intoleranz, wodurch allen Bürgern möglich gemacht worden ist, mögen sie einem christlichen Glaubensbekenntnisse angehören oder die jüdische Religion bekennen, gemeinsam für das Wohl der Stadt zu sorgen! Preis ihnen, die sie durch Verlegung der Universität und ihrer großartigen Bildungsanstalten nach Breslau und durch die fortgesetzte Sorgfalt für höheren und niederen Unterricht dieser Stadt die Mittel gegeben haben, ihre Söhne in jeder Rücksicht ausbilden zu lassen! Preis ihnen, die sie, nachdem durch die glorreichen Kriege in den Jahren 1813—1815 die Freiheit des theuern Vaterlandes gewonnen und gesichert war, den goldenen Frieden erhalten haben, von dessen Segnungen wenige Städte so zeugen als Breslau! Preis ihnen, die durch Stiftung des auch für Breslau so wichtigen Zollvereins, durch Anlegung von Chausseen und Eisenbahnen, durch die Förderung von Fabriken und Manufacturen, durch Pflege des für Schlesien und Breslau so bedeutenden Bergbaues, durch eine weise bis in die neueste Zeit fortgesetzte Aufhebung veralteter, hemmender gesetzlicher Bestimmungen dieser Provinz und ihrer Hauptstadt so viele besondere Wohlthaten erwiesen, ihr Gedeihen, ihre weitere blühende Entwicklung, so hoffen und wünschen wir, für kommende Geschlechter sicher begründet haben. O möchten die Bürger dieser Stadt, die den Hohenzollern so viel verdankt, wie außer Berlin keine Stadt unseres großen Vaterlandes, auch allen vorangehen mit unverbrüchlicher Liebe, Dankbarkeit und Hingebung für unsern theuern König und sein Haus. Möge ihre Jugend frühzeitig dieser ihrer heiligen Verpflichtung sich bewußt werden, und ihrer sich bewußt bleiben in guten und bösen Tagen, wie sie Gott in seiner Weisheit uns schicken wird!

Gott aber segne den König, er segne ihn! Amen!

Zum 15. October 1857.

Warum eine Lebensgefahr des Königs jeden Preußen mit schmerzlichem Ernste erfüllt.

Der Tag, den wir so oft in der freudigsten Stimmung unserer Seele gemeinsam begangen haben, findet uns heute in schmerzlichster Bewegung. Und dasselbe Gefühl geht durch das ganze weite Preußenland von seinen östlichen bis zu den entlegenen westlichen Gränzen. Sonst wetteiferten die verschiedenen Kreise in Stadt und Land den heutigen Tag als Festtag auszuzeichnen; auch für dieses Jahr waren überall in unserem Vaterlande umfassende Einleitungen zu seiner festlichen Feier getroffen. Noch vor acht Tagen schien nichts gewisser, als daß das gern und so eifrig Vorbereitete unter allgemeiner Betheiligung aller Stände würde in's Werk gerichtet werden können. Und dies Alles ist plötzlich so ganz anders geworden. Um die Altäre Gottes schaaren sich die treuen Unterthanen, um in demüthigem Gebete die Erhaltung des theuren Lebens zu erflehen, was vor so kurzer Zeit Allen noch als ein gewisser, für eine lange Reihe von Jahren noch mit Zuversicht zu hoffender Besitz des Landes und des Volkes erschien. Wie sollte auch die Erfahrung der letzten Tage nicht in Allen, welche nicht leicht und unbesonnen dahin leben, die ernstesten Gedanken hervorrufen! Unser theurer König, sich der Gesundheit so weit erfreuend, daß er in den letzten Monaten größere Reisen unternehmen, beschwerliche Heerschauen abhalten, den sorgenvollen Geschäften der Regierung mit gewohnter Anstrengung sich unterziehen konnte, wird, eben im Begriff einen mehrtägigen Ausflug nach Schlesien zu unternehmen, von einem Unwohlsein befallen, welches ihn bestimmt die kleine Reise aufzugeben; und die sorgfältigste Aufmerksamkeit der berühmtesten Aerzte, die treueste Pflege der königlichen Gemahlin vermag nicht zu hindern, daß dieses Unwohlsein sich in kürzester Zeit zur gefährlichsten Erkrankung

steigert, welche die größten Besorgnisse rechtfertigt, das ganze Land mit Trauer und mit Schrecken erfüllt, und welche, nachdem durch die Gnade Gottes die augenblickliche Gefahr beseitigt ist, doch nur eine sehr langsame Genesung in Aussicht stellt. Was wäre mehr geeignet, uns hinzuweisen auf die Ohnmacht des Menschen und auf die Flüchtigkeit und die Ungewißheit unseres Lebens, als die Wahrnehmung, wie wenig selbst die Mächtigsten der Erde, welche über Millionen Menschen gebieten, und im Stande sind, alle Mittel menschlicher Weisheit anzuwenden, um die Gesundheit zu erhalten und die verlorene wieder zu gewinnen, verhindern können, daß sie plötzlich an den Rand des offenen Grabes geführt werden!

Ist es unter diesen Umständen unmöglich, in die an diesem Tage gewohnte festlich frohe Stimmung zu kommen, so wollen wir ihn doch feiern. Die Bestimmung dieses Tages und seines gemeinsamen Begehens durch Lehrer und Schüler einer Anstalt ist nicht nur, der Freude des Herzens Ausdruck zu verleihen, so daß darum der Mund des Redners verstummen müßte, wenn Trauer und Besorgniß Alle erfüllt, sondern überhaupt das Gefühl der Vaterlandsliebe in den Gemüthern der Jugend zu erregen, anzufachen und zu erhöhen. Und es läßt sich hoffen, daß dies nicht weniger unter so sorgenvollen Umständen möglich sein wird.

Ich will deshalb vor Euch, geliebte Schüler, die Ihr die staatlichen Verhältnisse zu Eurem Glücke noch aus großer Entfernung betrachten könnt, die Frage beantworten: Warum erfüllt eine Lebensgefahr unseres Allergnädigsten Königs und Herrn jeden sein Vaterland liebenden Preußen mit so großem und schmerzlichem Ernste?

Es ist nicht die nach den Lehren der Geschichte nur zu oft eingetroffene Besorgniß von großen tiefeingreifenden Veränderungen in Sachen und Personen, welche oft unter ähnlichen Umständen unvermeidlich gewesen sind, es ist überhaupt nicht in dem gewöhnlichen Sinne die Sorge vor der in solchem Falle doppelt dunklen Zukunft. Die Hoffnungen unseres ganzen Vaterlandes richten sich für den Fall, daß Gott in seiner, unseren Augen unerforschlichen Weisheit das beschlossen hätte, was hunderttausende treuer Unterthanen durch ihre inbrünstigen Gebete gern abwenden möchten, einmüthig und mit dem begründetsten Vertrauen auf den, der Seinem Königlichen Bruder während seiner ganzen Regierung am nächsten gestanden hat, der an allen wichtigen Verhandlungen den wesentlichsten Theil genommen und Seine Theilnahme durch Seine Unterschrift ausgesprochen hat, auf Seine Königliche Hoheit, den ritterlichen Prinzen von Preußen, geprüft, gestählt und bewährt durch sein ganzes Leben, unter dem ganzen Volke, in ganz Preußen, ja durch ganz Deutschland durch Kraft, Männlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Festigkeit des Charak-

ters bekannt und beliebt, den glücklichen Vater des Königlichen Sohnes, der auch in dieser Provinz, in dieser Stadt, ja in diesen Räumen durch die Macht Seiner in seltenstem Maße liebenswürdigen Persönlichkeit Sich und dem edlen Fürstenhause der Hohenzollern Aller Herzen auf das Festeste verbunden hat. Wie könnte unter diesen Verhältnissen eine Sorge um die ungewisse Zukunft in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes der Grund des tiefen Ernstes sein, der Alle erfüllt, die es mit Preußen wohl meinen? Das Wort: Der König stirbt nicht!, herübergenommen aus einem fremden Volke, mit dem wir und Gott sei Dank auch unsere geschichtliche Entwicklung gar wenig Aehnlichkeit haben, gilt von dem Geschlechte der Hohenzollern in einem fast einzig zu nennenden Grade. So ist es bisher seit Jahrhunderten gewesen, und so wird es, das ist meine festeste Hoffnung und meine gewisseste Zuversicht, auch noch durch fernere Jahrhunderte sein, wenn unser Volk nicht seiner innersten Natur völlig ungetreu wird.

Der tiefe Ernst, den die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung Sr. Majestät unseres allverehrten Königs überall hin verbreitet hat, entsteht viel mehr aus einer mehr oder weniger klaren Erkenntniß oder doch wenigstens aus der bei allen treuen Preußen vorhandenen Ahnung des eigenthümlichen Verhältnisses, in welchem die Geschichte des preußischen Staates zu den Persönlichkeiten unserer Fürsten aus dem ruhmwürdigen Geschlechte der Hohenzollern steht. Dieses Verhältniß kann, wie mir scheint, nicht kürzer bezeichnet werden als mit den Worten des Dichters: es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Dieser Gedanke ist, wenn ich nicht irre, zunächst von der Entwicklung der Naturkörper, so wohl der unorganischen als der organischen, dann namentlich von der verschiedenartigen Gestaltung des menschlichen Körpers ausgesprochen worden. Die Naturforschung hat auf die Frage, warum verschiedene Mineralien, obwohl sich chemisch nur geringe und scheinbar unwesentliche Verschiedenheiten in ihrer Zusammensetzung nachweisen lassen, in so ganz verschiedener Weise krystallisiren, keine andere Antwort, als daß der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden gleichsam eine Kraft, einen Lebenskeim in eine jede Mischung gelegt habe, und dieser erbaue sich den ihm eignenden Körper. — Welche chemische Analyse möchte zwischen den Kernen verwandter Fruchtarten eine so große Verschiedenheit nachzuweisen unternehmen, daß sich daraus begreifen ließe, wie doch aus ihnen Gräser oder Bäume, oder überhaupt Pflanzen so ganz verschiedener Art entstehen können?

Die von Gott in ein jedes Samenkorn gelegte belebende Kraft, der lebendige Keim, der Jedem eigenthümlich ist, gestaltet sich den zu diesem Keime passenden Körper. — Dieselbe Betrachtung wird bei den Thieren,

sie wird namentlich bei den Menschen angestellt, und bei den letzteren auch dahin ausgedehnt, daß die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen die Bildung seines Schädels, den Ausdruck seines Gesichtes, die Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen nach und nach unmerklich gestaltet, wie sich ja auch nicht läugnen läßt, daß der Mensch selbst, nachdem er schon erwachsen ist, je nachdem er einer Leidenschaft, deren Keim in ihm liegt, nachgiebt oder ihr widerstrebt, einen sehr merkbaren Einfluß auf den Ausdruck seiner Züge und auf seine ganze äußere Erscheinung auszuüben vermag.

Auf die Entwicklung des preußischen Staates übertragen, läßt der Ausspruch: es ist der Geist, der sich den Körper baut! eine zwiefache Anwendung zu. Zunächst die, daß die Entstehung unseres Staates und seine Zusammensetzung aus oft weit von einander getrennten Provinzen auf die persönlichen Verhältnisse unserer Fürsten aus dem Hause Hohenzollern, auf die von ihnen geschlossenen Erbverbrüderungen und ihre Familienverbindungen in einem ganz anderen Sinne zurückzuführen ist als bei anderen Staaten.

Die Erbverbrüderung Joachims II. im Jahre 1537 mit den Herzögen von Liegnitz, Brieg und Wohlau legt den Grund zu der späteren Erwerbung Schlesiens, die Verwandschaft der kurfürstlichen Linie mit den Herzögen von Jülich bringt 1614 Cleve, Mark und Ravensberg zu den Kurlanden, die mit den Herzögen in Preußen bewirkt 1618 die Besitzergreifung des fernen Preußens, die mit den Herzögen von Pommern fügt im Westphälischen Frieden Hinterpommern und die für Vorpommern gewährten säcularisirten Stifter Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin hinzu. Die oranische Erbschaft, die Vergrößerung des Staates durch Ostfriesland, der Heimfall der fränkischen Länder, die Erwerbung der beiden Hohenzollern sind eben so viele erfreuliche Folgen der Familienverbindungen unserer Fürsten.

Daß also unser Staat gerade aus diesen Gebieten und denjenigen zusammengesetzt ist, die bei den späteren Umgestaltungen Europas an die Stelle von einzelnen der genannten treten, das haben wir unzweifelhaft aus dem persönlichen Verhältnisse unserer Fürsten herzuleiten; und in dieser Hinsicht können wir sagen, daß sie den Leib des Staates in ganz anderem Sinne gebaut haben, als andere Herrscher Europas.

Aber ich weiß nicht, ob nicht das Wort: es ist der Geist, der sich den Körper baut, in noch höherem Grade deshalb von Preußen gilt, weil seine Fürsten seit Jahrhunderten ihren Geist dem Volke einzuhauchen verstanden und es dadurch dazu gemacht haben, was es ist. Wenn es auch nicht möglich ist, dies durch den ganzen Verlauf der Geschichte in diesen wenigen Minuten nachzuweisen, so wird es doch hoffentlich gelingen, was darunter gemeint sei, klar zu machen.

Als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm nach dem Frieden zu Osnabrück und Münster sich in dem Besitze eines viel größeren Gebietes sah als alle seine Vorfahren, da fehlte doch sehr viel, daß man diese vereinigten Ländermassen einen Staat in dem jetzt mit diesem Worte verbundenen Sinne hätte nennen können. Verschiedene Volksstämme, einander in vieler Hinsicht fremd, wurden nach sehr verschiedenen Gesetzen und Ordnungen regiert; sie begehrten nicht einmal eine Einheit zu sein, sondern jeder wünschte seine besonderen Verhältnisse erhalten zu sehen. Die gewaltige Hand des großen Fürsten schuf, indem sie oft genug umsonst in das Herkommen eingriff, man kann sagen wider den Willen der Mehrzahl der Unterthanen den geordneten Gesammtstaat Preußen. Seine Energie, seine Tapferkeit und Klugheit gewann und sicherte durch schwere Kämpfe in dem vor 200 Jahren geschlossenen Vertrage von Wehlau die Souveränität und Unabhängigkeit des Herzogthums Preußen. Sein Geist der Ordnung und der Thätigkeit bewirkte, daß die Folgen des dreißigjährigen Krieges in den deutschen Gebieten verhältnißmäßig schnell durch Aufbau der verwüsteten Städte, durch sorgfältigen Anbau des verödeten Landes, durch Pflege des lange unterbrochenen Handels verschwanden. Er legte durch seine glorreichen Kämpfe und Siege gegen Franzosen, Schweden und Polen, wenn ich so sagen darf, den Grund zu dem preußischen Kriegsruhm und der mit auf ihm beruhenden Vaterlandsliebe.

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß als sein Nachfolger Friedrich III. sich 1701 zum Könige in Preußen machte, die Mitlebenden zum größeren Theile sehr zweifelhaft waren über den Werth dieser Erhöhung. Die Stiftung der Akademie der Künste, die Gründung der Akademie der Wissenschaften wurden selbst von seinem Nachfolger nicht in ihrem Werthe erkannt. Um so schwerer lebte sich natürlich die Masse des Volkes in die neuen Ideen hinein, aus denen jene Erhebung und diese Stiftungen hervorgegangen waren. Und doch wer könnte in Abrede stellen, daß sie als Samen der fruchtbarsten Art sich bewährt haben?

Bekannt ist, wie die Vorliebe Friedrich Wilhelms I. für das Kriegswesen und Alles was damit zusammenhing, wie die peinliche Sparsamkeit des Königs in anderen Dingen oft hart genug empfunden worden ist. Und doch müssen wir sagen, daß die Heldenlaufbahn Friedrich's des Großen kaum möglich gewesen wäre, wenn er nicht das Heer und den Schatz seines Vaters vorgefunden hätte. Sein Geist aber hat nicht nur seinem Volke und seinem Lande selbst bis nach seinem Tode gleichsam die Bahnen vorgeschrieben, sondern in vieler Hinsicht selbst seinem Jahrhundert, dem er den Namen gegeben. Er ist noch in einem anderen Sinne als der große Kurfürst der Begründer Preußens, wie er durch seine Siege, an die das Jahr 1857 in hervorragendster Weise erinnert, auf dem Grunde,

den der große Kurfürst gelegt, und auf welchem unter dessen beiden Nachfolgern der Fürst Leopold von Dessau weiter gebaut hatte, den unvergänglichen Tempel preußischen Ruhms errichtet und den Nachkommen einen heiligen Schatz zu hüten hinterlassen hat.

Es sind die einzelnen Phasen, in welche der preußische Staat im Laufe der Zeit getreten ist, die eigenthümliche Entwicklung, welche er erfahren hat, auch seitdem an die Persönlichkeit unserer Könige mehr geknüpft als bei irgend einem mir bekannten Volke. Dies bedarf von der Umgestaltung unseres Staates nach den unglücklichen Tagen bei Jena und Auerstädt und dem Frieden zu Tilsit, von der Erhebung des Volkes auf den Aufruf unseres in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelms III. vom 3. Februar 1813, von der Gestaltung der öffentlichen, namentlich der ständischen Verhältnisse seit den Befreiungskriegen, von der Stiftung der Union und Allem was damit in Verbindung steht, keines Beweises. Noch weniger, daß dies in noch höherem Grade von unseres jetzt regierenden Königs Majestät gilt. Wie sollte sich der Reichthum an Geist, der Adel der Gesinnung, die Tiefe des Gefühls, an denen unser Königlicher Herr gar einzig unter den gekrönten Häuptern unseres Erdtheils dasteht, nicht bezeugt haben, und sich nicht nachweisen lassen in der eigenthümlichen politischen Entwicklung, welche unser Vaterland seit 1840 erlebt hat, namentlich in der Verfassung, welche Sr. Majestät, der der Pflege der ständischen Verhältnisse immer eine besonders lebhafte Theilnahme zugewendet hatte, dem Lande im Jahre 1850 gegeben hat, in dem seit 1840 immer mehr hervortretenden kirchlichen und religiösen Leben, in den von der Zeit dringend geforderten Organisationen zur Belebung und zur Erweiterung des Verkehrs und des Handels, in der Pflege und Förderung so vieler Anstalten für Wissenschaft und Kunst, für welche in Preußen nie so große Aufwendungen gemacht sind als unter seiner Regierung trotz der schweren Nothjahre, deren Möglichkeit sogar kurz vor ihrem Eintritte fast allgemein bezweifelt wurde, in der ernsten Rüstung zum Kriege wie in der weisen Erhaltung des goldnen Friedens? Wer wollte in allen diesen Gebieten, und sie umfassen das ganze Leben des Staates und des Volkes nach allen Richtungen hin, — den directesten Einfluß, die bestimmteste Leitung unseres hochbegabten Königs verkennen?

Wer so die ganze Reihe preußischer Könige überblickt, und wahrnimmt, daß einem jeden gleichsam von Gott eine ganz bestimmte Aufgabe geworden ist, und daß als Resultat der versuchten Lösungen die Gegenwart, in welcher wir leben, zu betrachten ist, der wird von dem schmerzlichsten Ernste bewegt, wenn eine plötzlich dem theuren Leben unseres königlichen Herrn drohende Gefahr die Besorgniß erregt, es könnte der, welcher den großen Bau ruhmreicher Vorfahren siebzehn Jahre mit erfahrener Hand

fortgesetzt hat, uns nach so vielfach Unvollendetem abberufen werden, und eine neue Phase in der Entwicklung unseres Vaterlandes könnte so unerwartet schnell beginnen. Wahrlich, bei einer solchen staatlichen Entwicklung, wie sie unserem Vaterlande zu seinem Glücke und zu seiner Ehre bisher geworden ist, ist es in hervorragendem Grade ein überaus ernstes, folgenschweres Ereigniß, wenn die bewegende Kraft des Ganzen nach dem Willen Gottes von ihrem Werke scheidet.

O daß doch zu dem schmerzlichen Ernst, mit welchem die dem Leben unseres theuren Königs drohende Gefahr jeden Preußen erfüllt, der sein Vaterland von Herzen lieb hat, sich auch bei allen die Folge gesellte, welche diese ernsten Erwägungen haben können und sollen! Der Mensch ist nun einmal so geartet, daß er den Werth einer Sache erst dann recht erkennt und fühlt, wenn er sie zu verlieren in Gefahr ist, daß er seiner Verpflichtung zur Dankbarkeit dann am meisten inne wird, wenn er besorgen muß von dem, der ihm wohlgethan hat, für lange oder für immer getrennt zu werden. Auch Ihr, geliebte Schüler, seid unseres jetzt regierenden Königs Majestät zum allergrößten Danke verpflichtet. Ist auch die große Mehrzahl von Euch außer Stande einzusehen, welchen großen Fortschritt unser theures Vaterland unter seiner Regierung gemacht, welche größere er in königlicher Weisheit verbreitet hat, wie er ganz eigentlich bestrebt gewesen ist, sein Volk für eine weitere Entwicklung vorzubilden und zu erziehen: so vermögt Ihr doch die Fülle anderer Segnungen zu begreifen, die Ihr ihm zu danken habt. Von Euch sind nur Wenige nicht unter ihm geboren; aber auch diese, Ihr Alle habt dankbar auf ihn zurückzuführen, daß Eure Erziehung, Eure Unterweisung, Eure Ausbildung, so viel der Staat dazu hat thun können, ungestört durch den Lärm und die Unruhe des Krieges, im Schatten des Friedens auf Schulen hat vor sich gehen können, wie sie trotz aller Mängel, die sie noch an sich haben mögen, nie in einem so großen Lande der Erde zu finden gewesen sind. Und wenn Ihr dereinst die Universität oder andere höhere Schulen zu weiterer Ausbildung bezieht, so seid des eingedenk, daß ihre Ausstattung mit Lehrkräften und Lehrmitteln, mit Sammlungen und Instituten ihren Reichthum wesentlich seinem Königlichen Willen zu danken haben. — Die große Mehrzahl von Euch hat eine Noth des Lebens aus eigener Erfahrung nicht kennen lernen. Es muß doch also trotz der schweren Jahre, welche über unser Vaterland dahin gegangen sind, reiche Gelegenheit zu Erwerb vorhanden gewesen sein; denn ich irre mich schwerlich, wenn ich glaube, daß gewiß nie auf diesem Gymnasium, und in ähnlicher Weise doch wohl auch auf sehr vielen höheren Unterrichtsanstalten unseres Staates, ein ähnliches Verhältniß vorhanden gewesen ist.

Ich will in unserem Vaterlande, dessen Könige das suum cuique

auf einen ihrer Orden haben eingraben lassen, nicht rühmen, daß Recht und Gerechtigkeit unbeugsam geübt werden, und daß in ihrer Ausübung gegen frühere Zeiten unter der Regierung unseres Königs eine sehr große Beschleunigung und Vereinfachung eingetreten ist. Ich will nicht auf die sehr allgemeine Erfahrung hinweisen, daß Fremde, die in unseren Staat eintreten, viel häufiger die Bestimmtheit, die Ordnung, die Zuverlässigkeit unserer Verwaltung wahrnehmen und rühmend anerkennen, als wir zu gleicher Bemerkung bei unseren Reisen in das Ausland irgendwie Veranlassung finden.

Es giebt nur einen Weg für diese und für so viele andere Wohlthaten, deren Urheber oder Träger unser Königlicher Herr ist, Euren Dank darzubringen, das ist: ihrer werth zu werden. Nun laßt das, Große und Kleine, die Folge der ernsten Ansprache sein, welche ich an Euch an diesem Tage gehalten habe, daß Ihr den festen Vorsatz fasset, der dazu nöthig ist. Das Große fällt Niemanden ohne seine Mühe in den Schooß, es will erarbeitet sein. Ihr seid die Hoffnungen Eurer Eltern und Angehörigen, Ihr seid die Hoffnung des Staates, dessen König auch für Euch so viel gethan hat. Es wäre eine nie zu tilgende Schmach, wenn so große Wohlthat an Euch umsonst verwendet wäre, und wenn Ihr untüchtig würdet oder bliebet, die Erbschaft Eures Vaterlandes, welche, so Gott will, Eure Eltern Euch ungeschmälert an Glück und Ehre überliefern werden, würdig zu verwalten, zu erhalten und zu wahren!

Du aber, o Gott, der Du verheißen hast, Du wollest mehr sein denen, die Dich mit Ernst anrufen, siehe wir kommen zu Dir, und flehen um Hilfe für unsern geliebten König, der von schwerer Erkrankung befallen ist. Du hast ihn dem Lande gegeben, Du hast gnädig gewährt, daß er im Aufblick auf Dich durch eine Reihe von Jahren eine gesegnete Regierung geführt hat. Du hast ihn oft sichtbarlich in drohender Gefahr bewahrt und uns ihn gerettet. Wir vertrauen Dir, Du wirst es auch ferner mit ihm und mit uns wohl machen. Siehe, o Herr unser Gott, der Du unsere einige Zuflucht bist für und für, wie wir ringen vor Dir und um die Erhaltung und die Genesung des theuren Königs flehen. Thue uns nach Deiner Barmherzigkeit und erhöre das Gebet der Tausende, die vor Dich heute dasselbe sehnsüchtige Verlangen bringen! Aber nicht unser Wille geschehe, sondern der Deine! Du wirst, des sind wir gewiß, Alles herrlich hinausführen.

Am 15. Februar 1861.

Ehrengedächtniß Friedrich Wilhelm IV.

Der Magistrat dieser Stadt, dessen wohlwollender Pflege sich vier höhere Unterrichtsanstalten zu erfreuen haben, hat auf die gemeinschaftliche Bitte ihrer Vorsteher gern erlaubt, daß heute diese einfache Feier zum Gedächtniß Sr. Majestät des hochseligen Königs von den Lehrern und Schülern dieses Gymnasiums begangen werde, gewiß nicht in der Voraussetzung, daß es in dem kurzen Zeitraume irgend einem Lehrer gelingen könnte, einen irgendwie genügenden Ueberblick über die an mannigfaltigen Ereignissen so reiche Regierung unsers theuren heimgegangenen Königs zu geben, und dadurch das Wissen der Schüler zu vermehren. Noch weniger kann es mir in den Sinn kommen, gleichsam dem Amte der Geschichte vorzugreifen und eine Würdigung der Regierung zu unternehmen. Wie wir eine Uebersicht über eine weite Gegend und die in ihr vertheilten Felder und Wälder, Thäler und Höhen, Dörfer und Städte, nur von einem höheren Standpunkte gewinnen können, so ist ja darum die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, so überaus schwer, weil jeder derselben zu nahe steht und weil sein Blick in der Regel um so mehr getrübt ist, je lebhafteren Antheil er an ihren Gegensätzen nimmt. Auch bin ich ganz der Ansicht der weisesten Griechen, daß es die größte Kunst sei, einen Staat zu leiten, und daß es daher einer sehr umfassenden Kenntniß der Vergangenheit, einer seltenen Einsicht in das Leben seines und der anderen Völker und einer nur äußerst seltenen Ahnung und Voraussicht in die Zukunft bedürfe, um sachgemäß zu würdigen, was so nahe vor uns und hinter uns liegt. Meine Aufgabe kann wohl nur die sein, ein Zeugniß abzulegen, wie in diesem Gymnasium die Geschichte unseres Vaterlandes aufgefaßt wird, ein Zeugniß, daß es sich dankbar der Segnungen bewußt ist, welche uns Gott durch die Regierung unseres ver-

storbenen Königs so reichlich hat zu Theil werden lassen, ein Zeugniß vor Knaben und Jünglingen, welche nur das Nächste sehen und hören und das Vergangene so schnell vergessen, ja welche von sehr vielen Zeiten der Geschichte Preußens viel mehr wissen, als von den letzten zwanzig Jahren. Es ist dazu der letzte Schultag der allgemeinen Landestrauer gewählt worden, nicht daß wir meinten, mit den Trauerkleidern, die zum schönen Zeugniß für den Heimgegangenen und für sein Volk so viele Tausende angelegt haben, ohne dazu durch amtliche Verhältnisse verpflichtet oder auch nur angeregt zu sein, auch die gerechte Trauer ablegen zu wollen, oder mit diesem Zeugniß der Dankbarkeit unserer Dankbarkeit selbst ein Ende machen zu dürfen, sondern es ist der Tag gewählt worden, in der Hoffnung den Eindruck in den Herzen der Jugend zu erhöhen, und vielleicht zu bewirken, daß sie sich in später Zeit der allgemeinen öffentlichen Trauer in Stadt, Schule, Universität und Kirche erinnern und auch dadurch lernen ihren Vätern in treuer Anhänglichkeit an König und Vaterland ähnlich zu werden.

Die Macht eines jeden Staates zeigt sich in dem Ansehen, welches er unter den anderen Staaten genießt. Wenn es nun auch schwer ist die Größe des Ansehens von Preußen beim Beginn und am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms IV. zu wägen, so scheint es mir doch außer Zweifel, daß dasselbe jetzt viel bedeutender ist als es 1840 war. Nicht nur daß Preußen jetzt wie damals zu den Hauptmächten Europas zählt, und zwar ohne daß es seine Kräfte durch ungünstige Kriege geschwächt hätte wie Rußland oder erschöpft wie Oestreich, sondern trotz der von Vielen mißbilligten Friedensliebe Friedrich Wilhelms genügte seine Rüstung, um zu verhüten, daß durch den Krimmkrieg der ganze Erdtheil in Flammen gesetzt wurde, und um zu bewirken, daß der Kaiser von Frankreich den Frieden zu Villafranca bewilligte. Wir können uns nicht verbergen, daß die alte Eifersucht von ganz Deutschland gegen Preußen und seine seit zweihundert Jahren so glorreiche Entwicklung auch heut' noch verbreitet genug ist. Aber sie ist viel geringer als sie 1840 war. Vergebens erheben die Gegner ihre Stimmen möglichst laut; sie ersetzen dadurch nicht den Rückhalt den sie sonst an den Ländern und Ländchen hatten, aus denen sie ertönen; ja sie geben zum Theil zu, daß unser Vaterland bestimmt und berufen sei, die Vertretung und die Führung wenigstens von ganz Norddeutschland zu übernehmen, aber sie wollen nur die Stunde größerer Gefahr abwarten und nicht freiwillig übertragen, was sie glauben sich durch die Noth abzwingen lassen zu müssen. Daß viele Tausende Nichtpreußen sich mit Freuden unserem Königshause anschließen würden, daß Hessen und Holsteiner ihre Hoffnung nicht nur vorzugsweis, sondern fast allein auf Preußen setzen, ist nicht zu bestreiten. Und diese Hoff-

nungen werden nicht im Geheimen gehegt, sondern laut ausgesprochen, und selbst die Gegner solcher Bestrebungen müssen ihre Berechtigung anerkennen. — So hat also unser theures Vaterland an Geltung in Europa in den vergangenen zwanzig Jahren gewiß sehr gewonnen.

Aber diese Machtentwicklung könnte eine künstliche sein, bedingt durch unnatürliche, übermäßige Anstrengung der Kräfte des Volkes. So ist es Gott sei Dank nicht. Wir haben Gott sonntäglich in unseren Kirchen gebeten, unserem Könige eine gesegnete Regierung zu verleihen; und Gott hat unsere Gebete erhört. Preußen ist zwar nicht größer geworden, aber es hat an Menschenzahl um drei Millionen zugenommen, und das materielle Glück hat sich trotz aller Klagen, trotz der schweren letzten Jahre, trotz mehrjährigen Kriegsrüstungen, trotz theilweis eingetretenem Mißwachs und Hungersnoth noch mehr gesteigert als die Zahl der Einwohner. Wäre dies nicht der Fall, woher käme der Glanz von Städten wie Köln und Breslau, woher die an die Schnelligkeit der Entwicklung amerikanischer Städte erinnernde glänzende Vergrößerung Berlins? Hätte Friedrich Wilhelm IV. nur den grosartigen Brückenbau über den Rhein bei Köln veranlaßt und vollendet, es würde das Werk jedes Preises für Jahrhunderte werth sein; aber er hat das größere gethan und die Weichsel überbrückt, wahrscheinlich das größte Wasserbauwerk, was die neuere Zeit auf dem Continent von Europa hat entstehen sehen; und beide Bauten sind nun gleichsam die Verbindungs- und Schlußsteine der Eisenbahnen, welche von einer Gränze Preußens bis zur anderen reichen, und an die sich so viele andere Bahnen anschließen, daß, so viel ich weiß, nur Belgien auf dem Festlande reicher ist als unser Vaterland an solchen neugeschaffenen Adern für den Verkehr. Und um wie viel sich die Landstraßen verbessert haben, davon legt jeder ein dankbares Zeugniß ab, der nicht vergessen hat, daß noch 1840 auf gar vielen Hauptstraßen, die jetzt trefflich chaussirt sind, eine Meile durchschnittlich nur in ein und einer halben Stunde zurückgelegt werden konnte. Diese beschleunigte Verbindung ist eben so wohl Ursache wie Folge der ungeheuren Verkehrssteigerung. Schwerlich würde sich die Behauptung rechtfertigen lassen, die Straßen dieser Stadt seien jetzt weniger belebt und weniger von Lastwagen erfüllt als vor zwanzig Jahren; und doch berührt der bei weitem größeste Theil des Verkehrs die innere Stadt gar nicht mehr, sondern er geht an ihr vorbei, oder hat seinen Sitz auf wenigen Bahnhöfen und in ihrer Nähe aufgeschlagen. Ein Dampfschornstein war beim Beginn dieses Zeitabschnitts in vielen Gegenden Preußens etwas ganz Ungewöhnliches. Jetzt kann man von Reisenden oft genug hören: Die landschaftliche Schönheit werde durch die Menge der unschönen Bauwerke nur zu sehr beeinträchtigt. Wie sehr die Fabrikthätigkeit in Preußen zugenommen,

dafür bietet Schlesien eben so wohl in seinen Ebenen und ihren Städten, wie in dem Gebirge und dem fast umgeschaffenen Oberschlesien die überzeugendsten Beispiele. Es ist darüber gestritten worden, ob einen Theil unserer kleinen Kriegsflotte nach Amerika und Asien zu senden an der Zeit gewesen sei? aber Niemand hat in Zweifel gezogen, daß die jetzige Ausdehnung unseres Handels und unserer Rhederei groß genug sei, um an vielen Orten den lebhaften Wunsch zu erregen, daß sich der preußische Adler auch in jenen Meeren einmal zeige. Eisenbahnen, Fabriken, Handel, Schifffarth sind eben so wohl die Wirkungen wie die Ursachen gesteigerten Verkehrs und vermehrten Wohlseins trotz aller Gefahren plötzlicher Verarmung und unerwarteter Störung die sie mit sich führen. Ja es würde leicht sein den Beweis, daß sich das leibliche Wohlbefinden der meisten Einwohner Preußens seit zwanzig Jahren sehr gesteigert habe, auch dadurch zu führen, daß eine Menge von Bedürfnissen jetzt dem Bürger und dem Bauer bekannt und lieb geworden sind, an welche damals die Mehrzahl kaum dachte. Und das Alles ist geschehen, ohne den Ackerbau, den Hauptpfeiler von Preußens Wohlergehen, zu schwächen. Wie viel ist für weitere Befreiung des Bodens durch Aufhebung langjähriger Hemmnisse geschehen! wie ist trotz alles scheinbar durch das Recht der Jahrhunderte geschützten Widerstrebens an die alte Gesetzgebung von 1808 wieder angeknüpft worden! Und fast nicht weniger bedeutend ist die Stiftung so vieler Anstalten oder bessere Einrichtung der vorhandenen, um besseren Culturen immer mehr Eingang zu verschaffen. Alle diese Entwicklungen des Handels und der Fabriken sind unter oft nur zu directer Förderung und Betheiligung der Regierung vor sich gegangen. Sie haben nur durch den Aufwand großer Mittel ausgeführt werden können; sie bedürfen fortdauernder, oft kostbarer Pflege. Und so haben sich denn auch die Ausgaben des Staates gegen jene Zeit mehr als verdoppelt; aber auch die Einnahmen haben in demselben Maße sich steigern lassen, ohne den Unterthanen größere, ja ohne ihnen nur so große Entbehrungen aufzuerlegen als zwischen 1830 und 1840 zu tragen waren. Und weil die größere Macht und das größere Ansehen unseres Vaterlandes auf dem Grunde von im Ganzen glücklichen materiellen Verhältnissen seiner Einwohner beruhen, deshalb haben wir auch heute das Gedächtniß des theuren königlichen Herrn in herzlicher Dankbarkeit zu feiern, der durch seine weise Regierung diese Entwicklung möglich gemacht und herbeigeführt hat.

Doch ist diese wenn auch unter Mühe und Arbeit gewonnene und nur zu gewinnende äußere Wohlfahrt und das leibliche Wohlergehen nur der eine und zwar der schwächere Pfeiler, auf dem Preußens Geltung und Einfluß beruhen. Wichtiger sind die organischen Einrichtungen und Ge-

setze, welche wir der Weisheit und der Kraft des Königs zu danken haben. Daß in civilisirten Staaten eine Regierungsweise, die unter den Händen des großen Kurfürsten und des großen Königs sehr viel zum Glücke des Volkes und zum Aufblühen des Landes beigetragen hat, nicht ferner heilsam sei, scheint durch die Geschichte der letzten hundert Jahre unwiderleglich dargethan. Darum gebührt des hochseligen Königs Majestät Ruhm und Preis dafür, daß er in der Verfassung einen neuen und so Gott will festen und dauerhaften Grund für Ordnung des Staates gelegt und ihn erhalten hat. Wir mögen uns dessen um so mehr rühmen; als außer England Preußen der einzige Großstaat Europas ist, der sich eines solchen Besitzes zu erfreuen hat. Preußens Lage wie seine geschichtliche Entwicklung machen es gleich nothwendig, daß es auf eine kriegstüchtige Organisation seines Heeres zu aller Zeit eifersüchtig bedacht sei. Es ist vor Aller Augen, was für dieselbe namentlich in den letzten zehn Jahren geschehen ist. Nicht minder bedeutend ist das, was Friedrich Wilhelm IV. für bessere Handhabung des Rechtes und der Gerechtigkeit gethan hat. Oeffentlichkeit, Mündlichkeit des Verfahrens, die Einführung der Schwurgerichte, das neue Strafgesetzbuch wie die beendete oder angebahnte Verbesserung wichtiger Theile des Civilgesetzbuches sind von allen Seiten als wesentliche Förderungen begrüßt worden und haben ihre schönste Rechtfertigung in der gesteigerten Achtung vor dem Gesetze und in der Verminderung der Verbrechen erfahren.

Zwar ist Religionsfreiheit seit langer Zeit nirgends mehr auf der Erde in einem großen Staate vorhanden gewesen als in unserem Vaterlande. Dennoch waren selbst unter der Regierung des gerechten Königs Friedrich Wilhelm III. Maßregeln ergriffen worden, welche unseren katholischen Mitbürgern nach ihren Glaubensansichten sehr weh thun mußten. Auch sie wurden bald nach dem Jahre 1840 zurückgenommen und den Katholiken viel mehr gewährt, als in irgend einem großen Lande von einem katholischen Fürsten seinen protestantischen Unterthanen zugestanden worden ist. Auch vor der schweren Aufgabe, der protestantischen Kirche die ihr zukommende Selbstständigkeit zu gewähren, ist unser frommer König nicht zurückgeschreckt, obgleich sie, je frommer der Träger der königlichen Krone und der obersten bischöflichen Gewalt war, um so mehr auch sein Gewissen bedrängen mußte. Er hat eine neue Ordnung für die evangelische Kirche wenigstens angebahnt.

Noch vor zwanzig Jahren war keine Stadt in Deutschland, welche in der Pflege und Uebung der Kunst sich mit München vergleichen ließ. Durch Friedrich Wilhelm IV. ist Berlin zu einer Hauptstadt der Kunst erhoben worden, nicht nur an den größten Werken der Baukunst, der Bildhauerei und der Malerei, die die neuere Zeit geschaffen hat, jeder anderen auch

München zur Seite tretend oder sie übertreffend, sondern von allen dadurch ausgezeichnet, daß die Kunst in ihr in das Leben des Volkes übergegangen ist, wie nirgends in Deutschland. Aber nicht nur Berlin und Potsdam haben sich der Municicenz und des Geschmackes des königlichen Kunstkenners zu rühmen, sondern Breslau und Stralsund, Trier und Halberstadt und viele andere Städte weisen in dem Schmucke ihrer Kirchen nach, was auch noch das 19. Jahrhundert schaffen kann, keine Stadt aber ist herrlicher geschmückt worden als Köln, dessen unvergleichlich schöner Dom seinen bis auf die Thürme zum größten Theile vollendeten Wunderbau dem protestantischen Könige Friedrich Wilhelm IV. zu danken hat. Und daß keine Kunst vergessen würde, schuf er zu der Zeit, wo die Musik auf die beklagenswerthesten Abwege gerieth, in dem Domchor ein Institut, welches die Meisterwerke der italienischen und deutschen heiligen Tonkunst in einer diesseits der Alpen nie gehörten Vollendung zu Gehör und zum Verständniß brachte.

Die Pflege der Wissenschaft ging damit Hand in Hand. Der Wille des Königs war es, daß Jacob und Wilhelm Grimm nach Berlin kamen. Seine Güte und Liebenswürdigkeit fesselte Humboldt, Schelling, Tieck, den großen Cornelius in seiner Nähe. Es ist nicht nöthig, die Menge der großen Männer zu nennen, welche an preußische Universitäten unter seiner Regierung gerufen oder an ihnen erhalten wurden. Von den größeren wissenschaftlichen Unternehmungen genügt es die unter Lepsius nach Aegypten gesandte Expedition und die königliche Liberalität zu erwähnen, durch welche die Publication ihrer Ergebnisse möglich gemacht wurde. Ist doch auch dieses Gymnasium in dem Besitz eines Exemplars des kostbaren Werkes. Daß für Gymnasien, höhere Bürgerschulen und die Volksschulen durch Gründung neuer, durch Erweiterung vorhandener, durch Abgrenzung ihrer Gebiete, durch scharfe Bestimmung ihres Ziels und der besten und sichersten Wege zu demselben unendlich viel geschehen, daß, während überall in Deutschland sich die Volksbildung hob, dieselbe in Preußen nicht nur nicht zurückgeblieben, sondern noch mehr als in anderen Staaten gehoben worden ist, kann als allgemein zugestanden angenommen werden.

Diese Fülle geistiger Förderung betrachte ich als den zweiten Hauptpfeiler des Ansehens unseres Vaterlandes, und ihrer haben wir mit dem dankbarsten Herzen zu gedenken, wenn wir das Gedächtniß des hochseligen Königs in rechter Weise feiern wollen.

Aber ich kann es nicht als unmöglich bezeichnen, daß das Alles oder doch das meiste von dem Erwähnten einem Lande von seinem Fürsten zu Theil wird, ohne daß das Land demselben dadurch so verpflichtet wird, wie wir Friedrich Wilhelm IV. Große Minister haben Großes unter wenig

bedeutenden Fürsten, die ihnen vertrauten und ihrem Rathe folgten, geschaffen. Es scheint mir daher dies noch besonders hervorzuheben zu sein, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht von großen Staatsmännern umgeben gewesen, deren Ideen er entlehnte oder ausführte, sondern er war so sehr der Mittelpunkt, daß von ihm aller Anstoß ausging. Nur das Edle und Gute erstrebend und von ganzer Seele seinen königlichen Beruf erfassend und nur ihm lebend, war er selbst vom Beginn seiner Regierung darauf bedacht, das schlummernde politische und kirchliche Leben seines Volkes wach zu rufen, und nur über den Ungestüm, mit dem beansprucht wurde, was er noch nicht für zeitgemäß hielt, und was er langsamer in das Leben einführen wollte, war er ungehalten. Von seltenster Begabung des Geistes liebte er Wissenschaft und Kunst nicht so, wie jeder Gebildete in ihnen den anmuthigsten Schmuck des Lebens findet, sondern als ob er beiden ganz angehörte. Er hatte für ihre Werke ein eigenstes Verständniß, und regte darum, zumal da er des Wortes in einer Weise mündlich und schriftlich mächtig war wie kaum einer seiner Unterthanen, Jeden, der das Glück hatte sich ihm nahen zu dürfen, zu dieser eigenthümlichen Hingabe an, welche nur aus persönlicher Anziehung entstehen kann. Und bei dieser Fülle des Geistes und dieser Tiefe des Gemüthes eine wahrhaft seltene Demuth als Ausfluß der reinsten Frömmigkeit. Die evangelische Kirche hat seit der Zeit der Reformatoren unter den Königen schwerlich einen frommeren, gläubigeren Bekenner gehabt. Wäre es ihm um Ruhm vor der Welt zu thun gewesen, er hätte ja nur die Kaiserkrone im Jahre 1849 anzunehmen gebraucht; an der Menge der Zujauchzenden würde es nicht gefehlt haben. Und nicht minder gewiß wäre ihm die Verherrlichung von vielen Tausenden gewesen, wenn er während des Krieges von England und Frankreich mit Rußland weniger fest und energisch den Frieden des übrigen Europa gewahrt, sondern lieber den Erdtheil in Flammen gesetzt hätte. Er aber getreu seinem Wahlspruch: ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! war sich immer bewußt, seine Krone von einem Höheren zu Lehn zu tragen. Ihn laut, muthvoll und treu zu bekennen, das galt ihm als seine höchste Aufgabe. Und so mögen wir es als eine Gnade Gottes ansehen, daß wenn auch die Verdunklung seines Geistes nach dem Willen Gottes immer mehr und mehr zunahm, und der beredte Mund trotz der größten Anstrengung kein Wort mehr aussprechen konnte, dennoch das Verständniß für einzelne Worte der Schrift ihm blieb. Als seine königliche Gemahlin, die mit einer über jedes menschliche Lob erhabenen Treue sich seiner Pflege bis zum Tode widmete, am letzten Tage des vorigen Jahres ihm sagte, sie gehe in die Friedenskirche, um das Abendmahl zu nehmen, verstand er sie offenbar, und gab mit einem

letzten Händedruck das einzige ihm noch verstattete und letzte Zeichen des Verständnisses.

So mögen wir ihn, der erduldet hat, wohl selig preisen, und der Hoffnung leben, daß der barmherzige Gott, der ihn erlöst hat, ihm die Krone der Gerechtigkeit geben wird.

Ihr aber, geliebte Jünglinge und Knaben, haltet sein Gedächtniß in Ehren, nicht nur weil er der König war, unter dem Ihr Alle geboren und erzogen seid und eine glückliche Jugend in friedlichen Zeiten durchlebt habt, sondern haltet ihn in Ehren als einen der frömmsten, edelsten, begabtesten unter den Königen Preußens, als den, der unter Thränen den Grund gelegt hat, auf dem unser theures Vaterland zu neuer, schönerer Blüthe gelangen soll. Das walte Gott!

Zum 21. März 1863.

Zur Erinnerung an die Jahre 1763 und 1813.

Wir sind heute hier versammelt, um eine Vorfeier des Geburtstages seiner Majestät des Königs zu begehen, weil sich hoffen läßt, daß Euer Geist heut' gespannter sein und meinen Worten mehr folgen wird, als an dem morgenden Tage, wo viele von Euch nach Art der Jugend, wenn das Wetter günstig ist, lieber wünschen werden, der glänzenden militärischen Feier beizuwohnen. Ein jeder Kreis begeht einen solchen patriotischen Festtag aber auf seine eigene Weise; und wenn es in vielen und zumal unter Männern genügt, in wenigen Worten das Hochgefühl des Bewußtseins ein Preuße zu sein anzuregen, weil sie sich selbst sagen, welches Glück es ist, von einem Hohenzollern regiert zu werden, so kann sich das Gymnasium der Pflicht nicht entschlagen, dieses Bewußtsein durch Belehrung auch an diesem Tage zu begründen, und wo es schon vorhanden ist, zu beleben und zu erhöhen; und so sind wir mehr oder weniger alle Jahre darauf hingewiesen, auf die Geschichte unseres Staates und seines ruhmwürdigen Fürstengeschlechts einzugehen. Und wohl uns, daß unsere Geschichte so reich ist, unser Fürstengeschlecht so leicht in seinen hervorragenden und mannigfachen Erscheinungen gerechte Veranlassung zum Preise giebt, und daß es daher an einem geeigneten Stoffe der patriotischen Betrachtung nicht fehlen kann! — In diesem Jahre nun wird unser Geist unwillkürlich auf zwei Ereignisse unserer Geschichte hingelenkt und an zwei Jahre derselben erinnert. Tausend Jahre sind vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache! geschweige hundert Jahre. Aber für den Menschen sind hundert Jahre so lang, daß ihres Verlaufes so gut wie keiner aus eigenen Gedanken sich erinnern kann; und darum erneuern wir gern das Andenken wichtiger Ereignisse, wenn hundert Jahre seit ihnen vergangen sind, und

haben daher am 15. Februar den Tag mit herzlicher und demüthiger Danksagung gegen Gott in den Kirchen gefeiert, an welchem der Hubertsburger Friede dem gefährlichsten Kampfe ein Ende machte, welchen Preußen bis dahin geführt hatte, und das reiche und schöne Schlesien unwiderruflich dem Fürstenhause gewann, welches Schlesiens Bedeutung erst vor Deutschland offenbar machen sollte. Aber auch fünfzig Jahre sind ein längerer Zeitraum, als der großen Mehrzahl aller derer, die geboren sind, zu durchleben verstattet ist; und wer sie durchlebt, ist nach ihrem Verlauf nicht nur leiblich ein Anderer geworden, sondern auch geistig, so daß er jene entfernte Vergangenheit unter anderen Gesichtspunkten betrachtet, als zu der Zeit, wo er mitten in ihr stand. Darum erneuern wir auch schon das Andenken großer Ereignisse die erst fünfzig Jahre hinter uns liegen. Aber wohl niemals hat es in Preußen weniger einer äußeren Anregung bedurft als zu der Feier, welche das ganze Land und alle Theile des Volkes am letzten Dienstage begangen haben.

Unter dem Eindrucke dieser festlichen Tage der letzten Wochen schien es mir das Natürlichste zu sein, auch die heutige Feier an *sie* anzuschließen. Es werden morgen viele tausend fromme Gebete zu Gott emporsteigen, daß er unsern theuern König erhalten, und ihn, und durch ihn sein Volk und sein Land segnen wolle. Unwillkürlich fragen wir uns, in wie weit wir Erhörung dieser unserer Gebete hoffen dürfen. Zwar ist die Zukunft dunkel, und die Wege Gottes und seine Rathschlüsse sind dem kurzsichtigen Menschen unerforschlich. Aber die Kenntniß der Vergangenheit ist uns gegeben, um aus ihr, wenn nicht Schlüsse, doch sehr wahrscheinliche Vermuthungen herzuleiten. Laßt uns daher in Beziehung auf die Jahre 1763 und 1813 fragen: *in wie fern gewährt der Rückblick auf sie eine zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft Preußens* und berechtigt uns, unsere Gebete für unsern theuern König in diesen Tagen mit gewisser Aussicht auf ihre Gewährung vor Gott zu bringen.

Der Rückblick auf jene Jahre, von denen das eine einen der schwersten Kriege, die Preußen je geführt hat, beendet, das andere einen größeren und schwereren beginnt, lehrt zunächst, daß Gott in seiner Barmherzigkeit und Güte Preußen in wunderbarer Weise aus den größten Gefahren errettet hat, um es zu einer überraschenden Blüthe gelangen zu lassen.

Wohl niemals konnten die Feinde Preußens mit größerer Sicherheit hoffen, das aufstrebende Königreich, wenn nicht zu vernichten, doch zu gewisser Unbedeutendheit hinabzudrücken, als nach dem Beginne des siebenjährigen Krieges. Mochte auch Friedrich der Große den Feldzug im ersten Jahre durch Ueberraschung glücklich beendet haben, das Verhältniß seiner

Macht zu der seiner Gegner war ein zu unvortheilhaftes, als daß nicht die Hoffnung auf einen endlichen, wenn auch nicht auf einen baldigen Sieg gesichert schien. Oestreich, Frankreich, Rußland, jedes allein viele Male größer, volkreicher, wohlhabender, mächtiger als Preußen, hatten sich das Wort gegeben, seine Macht zu brechen; und auch Sachsen war, abgesehen von seinem Hasse und seiner Erbitterung und von dem Einflusse, den es im deutschen Reiche gegen Friedrich geltend zu machen nicht unterließ, ein nicht ganz unbedeutender Gegner. Zu ihnen trat noch Schweden. Dazu kam, daß die eigenthümliche Lage der preußischen Länder mit Ausnahme von dem durch sein Gebirge zum Theil geschützten Schlesien das Eindringen der Feinde überall leicht machte und den König zwang, nach den verschiedensten Seiten schlagfertige Armeen aufzustellen und zu unterhalten. Ja der König konnte nicht hindern, daß die Feinde zuweilen fast einen größeren Theil seiner Länder besetzt hielten, als er selbst inne hatte. Mochten nun auch die Feldherrngröße des Königs und die Tapferkeit seiner Soldaten Vieles ausgleichen, mochte die Wohlhabenheit des feindlichen Sachsen und die Subsidien Englands mehr Mittel gewähren, als seine Feinde berechnet hatten, — die glänzenden Siege der Preußen fallen in die vier ersten Jahre, und auch in ihnen steht Kollin neben Prag, Hochkirch neben Zorndorf, Kunersdorf neben Minden, das Jahr 1760 bringt noch zwei große Siege, aber entzieht auch die Hilfe Englands. Die beiden letzten Jahre 1761 und 1762 vermag der König nicht mehr so entscheidende Waffenthaten zu vollbringen, und seine eigenen Mittheilungen geben vielfältig die allergrößesten Beweise, in welcher Gefahr er und der Staat waren, der Uebermacht zu unterliegen. — Aber sie erlagen nicht; der Hubertsburger Friede gewährte und sicherte den früheren Besitz. Und zu welcher Blüthe erhob der König sein Land in den folgenden Jahren seiner Regierung!

Wir sagen wohl: durch diesen Frieden trat Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte. Wir würden uns aber richtiger so ausdrücken: es wurde sein Anspruch, in ihre Reihe einzutreten, durch diesen Friedensschluß begründet. Aber der Anspruch wäre schnell wieder verschwunden und vergessen, wenn nicht Friedrich ihn geltend zu machen und sein Land so zu verwalten verstanden hätte, daß es bald in vieler Hinsicht als ein Muster für ganz Europa da stand, und wenn er nicht Ackerbau, Handwerke, Fabriken so zu fördern gewußt hätte, daß die Folgen des siebenjährigen Krieges bald in seinem Lande am wenigsten zu merken waren, vielmehr wie viel größere Wohlhabenheit in demselben herrschte, als zuvor.

Gewiß, Gott hat Großes an Preußen gethan.

Aber dasselbe müssen wir noch mehr von dem Jahre 1813 rühmen.

Was die Feinde Friedrich's beabsichtigt hatten beim Beginn des siebenjährigen Krieges, ihn und sein Volk tief zu demüthigen und aller politischen Bedeutung zu berauben, das war durch den Tilsiter Frieden 1807, so schien es, ausgeführt worden. Preußens Umfang war um die Hälfte verkleinert, aber auch die Kräfte des übrig gebliebenen wurden durch die fast unerschwinglichen Kriegscontributionen ausgesogen, und sein Aufstreben durch die vertragswidrige Besetzung der wichtigsten Festungen, durch die Bedingung, nur ein kleines Heer zu unterhalten, durch die Nachbarschaft feindlicher Königreiche, durch die Verstopfung seiner Handelsquellen und durch eine Beaufsichtigung feindlicher Späher, so hoffte Napoleon, unmöglich gemacht. Nun war zwar das ungeheure Heer Napoleon's mit Roß und Mann und Wagen von dem Herrn geschlagen, Napoleon selbst floh aus Rußland durch Deutschland nach Frankreich; zwar erhob sich das preußische Volk, als der Ruf seines Königs vor fünfzig Jahren erscholl, mit nie genug zu preisender Einmüthigkeit und beschloß Alles zu wagen für die Befreiung des Vaterlandes; es kam in mancher Hinsicht der Aufforderung seines Königs zuvor, und es übertraf die kühnsten Hoffnungen in seiner Opferwilligkeit und Standhaftigkeit. Aber die Gefahr war und blieb eine ungeheuer große. Wie wenig Muth und Begeisterung allein hinreichten, um die französische Macht zu brechen, zeigten die Tage bei Groß-Görschen und Bautzen. Die ungestümste Tapferkeit der Preußen und die Hülfe der Russen konnten nicht verhindern, daß die verbündeten Heere zurückweichen mußten, und doch kämpfte Napoleon nicht mehr mit den alten siegegewohnten, kriegserfahrenen Soldaten, sondern er hatte in seiner Armee viele tausend junge Conscribirte. Zu seinem Verderben ging er den Waffenstillstand ein. Aber auch nach demselben war die Gefahr für Preußen eine sehr große. Wenn Blücher an der Katzbach nicht siegte, oder die Verbündeten durch den Sieg bei Culm nicht die Niederlage von Dresden zum Theil ausglichen, — so nahm der Krieg vielleicht eine ganz andere Wendung. Und auf keinen Staat wäre die Hand der Rache schwerer niedergefallen, als auf Preußen, denn sein Heer unter York hatte zuerst das Beispiel des Abfalls gegeben, aus seinem Volke war zuerst das Losungswort, das unerträgliche Joch abzuschütteln, erschollen, seine Fürstenfamilie hatte an dem entschlossensten Widerstande und seiner Organisirung den lebhaftesten Antheil genommen, sein König hatte ihn hervorgerufen. Es konnte Allen vergeben werden, und es wäre bei der Geneigtheit Europas, auf Preußens gerechte Ansprüche nur widerstrebend einzugehen, Allen vergeben worden, aber den Hohenzollern und ihrem tapferen Volke nie. Wir sind leicht der Ansicht, mit der Schlacht bei Leipzig sei die Hauptgefahr im Wesentlichen beseitigt gewesen. Wie

wenig dies der Fall war, können wir daraus ersehen, daß die verbündeten Mächte noch zu Anfang Decembers 1813 öffentlich aussprachen, sie wollten Frankreich als Gränzen die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein zugestehen. Wie wäre es dann mit der Entschädigung Preußens bestellt gewesen? Und die Erfolge, welche Napoleon im Januar und Februar bei St. Dizier, Brienne, Champaubert, Montmireil, Troyes, Montereau erfocht, waren wohl geeignet zu zeigen, wie viel noch zu fürchten war. Wir haben daher gewiß alle Ursache, Gott zu preisen, daß er unseren Heeren nach wenigen Wochen den theuer erkauften Sieg von Montmarter gewährte, daß er, der die Herzen der Völker lenkt wie Wasserbäche, die Herzen der Franzosen von ihrem Kaiser, dem sie so viele Jahre mit Bewunderung gefolgt waren, abwendete, und so der erste Pariser Frieden herbeigeführt wurde. Zu noch glänzenderer und schnellerer Entscheidung kam es in dem Kriege von 1815.

Hatte Friedrich der Große durch seine Persönlichkeit sich für sein Leben einen großen Einfluß wenigstens auf Deutschland und das Schicksal eines Theiles von dem östlichen Europa gesichert zu einer Zeit, wo weder Frankreich noch England sich in diese Angelegenheiten sehr einmischen konnten und wollten, so trat jetzt Preußen zum ersten Male in der Weltgeschichte als eine der Hauptmächte des Erdtheils auf, und nahm an den Entscheidungen über die Gestaltung seiner Staaten seitdem thätig Theil. Aber höher als diesen Antheil möchte ich den Aufschwung seines inneren Wohlstandes stellen, herbeigeführt durch die Reorganisation der ganzen Staatsverwaltung, durch Wehrhaftmachung des Volkes, durch die musterhafte Ordnung seiner Finanzen, durch Beförderung und Pflege des Handels, namentlich durch Stiftung und Erweiterung des nie genug zu preisenden Zollvereines, durch Hebung der Volksbildung, durch Pflege der Künste und Wissenschaften, durch Vereinfachung und Sicherung des Rechtsverfahrens, durch Einführung freierer Staatseinrichtungen. Gewiß, Preußen ist nie wohlhabender, nie mächtiger, nie blühender gewesen; und dies ist es unter den gesegneten Regierungen unserer Könige Friedrich Wilhelm III., IV. und des jetzt regierenden Königs Majestät binnen fünfzig Jahren geworden, die auf die tiefste Niederlage des Staates in den Jahren 1806 und 1807 gefolgt sind. Sind doch unsere großen Städte Berlin, Breslau, Köln allein schon ein leuchtendes Zeugniß der glänzendsten Entwicklung. Noch vor dreißig Jahren wurde die schnelle Vergrößerung der amerikanischen Städte allgemein als ein nur diesem Erdtheile eigenthümliches Zeichen günstiger Lage und günstiger Verhältnisse betrachtet. Man fand es ganz in der Ordnung, daß die Einwohner in unseren Hauptstädten nur so wenig zunahmen, daß die Angaben der geographischen Lehrbücher viele Jahre fast unverändert

blieben, während sie sich seitdem in Breslau fast, und in Berlin mehr als verdoppelt haben. Ich schweige von den übrigen Zeichen einer schnellen und glücklichen Entwickelung.

So lehret also der Rückblick auf die Jahre 1763 und 1813 unwiderleglich, wie Gott Preußen wunderbar aus den größten und drohendsten Gefahren unter der Regierung der Hohenzollern errettet hat, um es zu einer überraschenden, fast nicht zu erwartenden Blüthe gelangen zu lassen.

Aber wir wollen dabei nicht vergessen, daß diese Erhebung nur unter großen und gewaltigen Kämpfen geschehen ist, während die damals Lebenden oft verzagen wollten. Die Schlachten, die Friedrich II. zu schlagen hatte, sind bekannt. Aber er hatte ebenso große geistige Kämpfe zu bestehen. Wie schwer er durch den Ueberfall bei Hochkirch getroffen worden ist, ist auch oft erwähnt. Fast noch bekannter ist seine auch von Künstlern oft dargestellte Lage nach der Schlacht bei Kunersdorf 1759, als er die Nacht in einem Dorfe bei Göritz auf einem Strohlager zubrachte. Schrieb er doch damals selbst nach Berlin, er habe nicht mehr dreitausend Soldaten beisammen, Alles fliehe, er sei nicht mehr Herr seiner Leute. „Ich habe, fährt der König fort, keine Hilfsquellen mehr, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren.“ Aber dies ist lange nicht die trübste Stelle seiner Briefe. In dem Briefe an Marquis d'Argens vom 28. October 1760 lesen wir: „Entweder werde ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben lassen, oder, wenn dieser Trost dem Geschick, welches mich verfolgt, noch allzu süß erscheinen sollte, werde ich meinem Unglück, sobald es nicht mehr möglich ist, dasselbe zu ertragen, ein Ende zu machen wissen.“ Und noch trauriger war die Stimmung des Königs nach der unerwarteten Eroberung von Schweidnitz am 1. October 1761. Er brachte den Winter hier in Breslau einsam, schweigsam zu, und legte seine Gedanken in Gedichten und anderen Geisteserzeugnissen nieder, die voll der düstersten Sorgen sind. Wenn nun der König, allen damals Lebenden an Fülle des Geistes und der inneren Kraft weit überlegen, so verzagte, was mögen die empfunden haben, welche, von der ganzen Schwere der Ereignisse getroffen, der Geistesgröße des Königs entbehrten!

In der Geschichte der Freiheitskriege in den Jahren 1813—1815 sind wir nur zu geneigt, unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise den großen siegreichen Schlachten unserer Heere zuzuwenden, und so bildet sich vor unserer Seele eine Vorstellung von einer Einigkeit der Heerführer, einer Einheit des Kriegsplans, dem treuen Festhalten an dem, wie wir meinen zeitig in's Auge gefaßten oder doch gehofften Endziel. Das Bild entspricht der Wirklichkeit nicht, und kann ihr nach der Natur der Menschen

nicht entsprechen. Die genaueren Geschichtsforscher wissen viel zu erzählen von Parteiungen und von Streite, die in dem Hauptquartiere der Verbündeten gewesen, den ganzen Verlauf des Krieges hindurch; und wie oft kann man von Kämpfern jener Kriege erzählen hören, die Preußen seien in diesem oder jenem Kampfe von den Russen oder von den Oestreichern aus Eifersucht nicht hinlänglich unterstützt worden! Aber auch in großen Fragen fehlte es nicht an Kampf und Zwiespalt. Wie oft ist mir von den bewährtesten Augenzeugen erzählt worden, in welcher Sorge die begeistertsten Freunde des Vaterlandes hier in Breslau während des Waffenstillstandes gewesen sind, ob auch nicht in dem Rathe der Fürsten die Partei siegen werde, welche den Kampf nicht auf das Aeußerste treiben wollte! Wie dringend ist unserem Könige und dem Kaiser Alexander der Rath gegeben worden, sich noch weiter zurückzuziehen, bis demselben endlich auf das Entschiedenste und Rühmlichste durch den Präsidenten Merckel entgegengetreten wurde.

Nicht geringer waren die Sorgen, welche der Congreß zu Chatillon erregte. Nach dem Siege Napoleon's bei Montereau hielt der Führer des Hauptheeres der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, den Rückzug für nothwendig und leitete ihn ein; da ergrimmte der löwenherzige Blücher so sehr, daß er nur mit Mühe von seinem Entschlusse zurückgebracht werden konnte, mit seinem Heerhaufen und denen von Bülow und Winzingerode allein auf Paris loszugehen. Als Blücher einige Wochen nachher den Plan, wenn auch in etwas anderer Weise wirklich ausführte, that er es auch zuerst auf eigene Gefahr; doch folgte ihm dies Mal die Hauptarmee. So sehen wir, daß das große und herrliche Ziel auch in dem Freiheitskriege nur unter den mannigfachsten Kämpfen und unter großen Sorgen der Zeitgenossen erreicht worden ist.

Fragen wir nun, was denn vor Allem die günstigste Entscheidung in jenen gewaltigen Kämpfen herbeigeführt hat, so lehrt die Geschichte, daß dies geschehen ist, durch die gemeinsame völlige Hingebung des Königs und des Volkes an die Sache des Vaterlandes. Friedrich der Große führte geworbene Soldaten mit zuverlässigen preußischen Officiren, und er hatte dieses Heer so an sich gefesselt, wie es nur wenigen Heerführern gelungen ist. Aber er hätte mit diesem Heere vergebens so oft gesiegt, wenn nicht seine Provinzen ihm so unverbrüchlich treu gewesen wären. Selbst in dem vor noch nicht zwanzig Jahren eroberten Schlesien fand sich nur ein Verräther, Warkotsch. Und umsonst wäre nach dem Kriege alle Thätigkeit des großen Königs gewesen, wenn ihm nicht das allgemeinste Vertrauen seiner Unterthanen und ihre Bereitwilligkeit, je nach dem Maße ihrer Einsicht auf seine Pläne einzugehen, entgegengekommen wäre. So geschah es, daß Friedrich, obgleich er die Sprache seines Volkes nicht

achtete und nur sehr schlecht schrieb, obwohl er seiner Bildung und seiner Neigung nach seinem Volke sehr fern stand, in so seltener Weise volksthümlich war und es unter der Bezeichnung des alten Fritz geblieben ist.

Viel erkennbarer tritt uns das enge Band zwischen Friedrich Wilhelm III. und seinem Volke entgegen. Daß der angestammte König rief, der mit seinem Volke seit dem Frieden zu Tilsit auf das tiefste gelitten, der in dieser Zeit und durch dieselbe den größten Verlust erfahren hatte, den er erfahren konnte, den Verlust seiner von dem ganze Lande auf das innigste betrauerten Gemahlin, aber auch auf das weiseste durch die Gesetze, welche er in den nächsten Jahren gab, den Grund zu dem Auferstehen eines herrlicheren Preußens gelegt hatte, daß er und seine ältesten Söhne wie die anderen erwachsenen Prinzen seines Hauses sich an die Spitze stellten, bereit, Alles zu wagen, um das Vaterland aus tiefer Knechtschaft zu erretten, das bewirkte, daß Alle, Alle kamen. Der König wie das Volk legten auf dem Altare des Vaterlandes nieder, was sie an irdischen Schätzen besaßen, Alle wetteiferten, nicht wer das Meiste haben oder erwerben, sondern darbringen möchte.

Unter solchen Bedingungen gewährte Gott Preußen den Sieg und den schönsten Lohn des Sieges in der Blüthe des Vaterlandes.

Diese Betrachtung schien mir des heutigen Tages würdig, denn sie erfüllt unsere Seele mit der gewissen zuversichtlichen Hoffnung, daß wir unter Gottes gnädigem Beistande einer weiteren herrlichen Entwicklung unter dem Scepter unseres theuren Königs entgegengehen werden. Mögen Kämpfe und Gefahren kommen; noch nie ist etwas Großes in der Weltgeschichte ohne dieselben geschehen; wir können mit Zuversicht hoffen, daß Gott Preußen und sein Herrscherhaus schützen wird, wenn der König zu seinem Volke und das Volk zu seinem Könige steht, wenn alle Stände des Staates nicht das Ihrige suchen, sondern das, was dem ganzen Vaterlande förderlich und heilsam ist. Gott aber wolle das Leben und die Gesundheit unseres theuren Königs in seinen gnädigen Schutz nehmen! er wolle ihm Weisheit und königliche Gedanken, Muth und Kraft, einsichtige und redliche Diener und Rathgaber und ein treues und durch ihn glückliches und ihm dankbares Volk geben! Gott segne den König!

Zum 22. März 1865.

Der Erfolg des dänischen Krieges.

Der Zweck, den die Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs in Schulen hat, ist, wie mir scheint, ein doppelter, einmal daß Lehrer und Schüler gemeinsam Gott ihre Dankgebete darbringen dafür, daß er uns unseren theuren König wiederum ein Jahr erhalten, dann aber daß die Feier des Tages, an welcher sich in unserem großen Vaterlande Millionen treuer Unterthanen betheiligen, die Liebe zum Könige und zum Vaterlande stärke und belebe. Darum richtet sich der Blick der treuen Preußen an diesem Tage so gern auf die ruhmvolle Entwicklung unserer Geschichte unter dem glorreichen Hause der Hohenzollern, und betrachtet irgend einen entfernteren oder näheren Zeitabschnitt irgend eine Seite dieses großen Gebietes. Am wenigsten scheint die nächste Vergangenheit dazu geeignet sein; denn theils ist es eine berechtigte oft ausgesprochene Ansicht, daß geschichtliche Ereignisse in eine gewisse Ferne gerückt sein müssen, um unbefangen und richtig beurtheilt zu werden, theils ist jede Betrachtung der nächst vergangenen Zeit der Gefahr ausgesetzt, sich unbegründeter Besorgniß oder unberechtigter Hoffnung hinzugeben, theils ist die Befürchtung nicht abzuweisen, die Rede möchte die Färbung einer politischen Parteiansicht annehmen, und heute giebt es in Preußen nur eine Losung: Die herzlichste Liebe zu König und Vaterland. Dennoch kann ich mich nicht entschließen, Euch, geliebte Schüler, Bilder der entfernten Vergangenheit vorzuführen; denn wenn ich Euch einzeln fragen wollte, welcher Zeit der gesegneten Regierung unseres theuren Königs ihr heute besonders gedenket, so würde ich wohl von den allermeisten, wenn nicht von allen hören: des vergangenen Jahres.

So will ich denn zu Euch über die Frage sprechen: was berechtigt und verpflichtet uns im Rückblick auf das vergangene

Jahr den heutigen Festtag mit besonderer Freude zu begehen?

Ihr antwortet einstimmig mit Recht darauf: der so glücklich beendete dänische Krieg. Zwar ist der Krieg nicht groß zu nennen, weder mit Beziehung auf den Gegner, noch auf die in ihm geschlagenen Schlachten, noch auf seine Dauer, wenn wir ihn mit dem siebenjährigen oder mit den Kriegen im Jahre 1813, 14 und 15 vergleichen. Vor fast 50 Jahren schrieb Blücher unmittelbar nach der Schlacht bei Waterloo an den Freiherrn von Stein (ich will die Worte getreu ihrem nie genug zu preisenden Urheber nachsprechen): „Ich „hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden. In 3 Tagen „habe ich zwei blutige Schlachten geliefert und 5 heftige Gefechte bestan„den, noch 3 Festungen eingeschlossen. Nur mein Eisernen Willen und „den Beistand von Gneisenau so wie die Zuneigung von Truppen und „ihre Bravour habe ich Alles zu danken."

Im vergangenen Jahre ist gar keine Schlacht geschlagen worden, nur einige Gefechte wurden geliefert und Düppel und Alsen gestürmt, und doch haben wir allen Grund uns des Krieges zu rühmen. Denn erstens haben wir ein schönes Ziel erreicht. Man sagt uns Deutschen und leider nicht ohne Grund nach, daß wir in der Reihe von Jahrhunderten zwar deutsche Sitte und Sprache weithin verbreitet haben, daß wir aber so schwach sind, um die Gegenden, die Deutsche bewohnen, bei dem gemeinsamen Vaterlande zu erhalten. So haben wir Lothringen und Elsaß verloren, in den russischen Ostseeprovinzen nimmt deutsche Cultur schwerlich zu, sondern sie erhält sich im besten Falle mit Mühe gegen das gewaltige Slaventhum. Das härteste aber mußten wir in diesem Jahrhunderte erleben. Das kleine Dänemark, welches durch mehrere Geschlechter deutsche Sprache und Literatur so gepflegt hatte, daß man von jedem Gebildeten in Kopenhagen, ja im ganzen Lande voraussetzen konnte, er kenne und liebe unsere Sprache, Dänemark, dessen Könige und Minister den Ruhm hochhielten, sich unserer großen Dichter Klopstock und Schiller in hervorragender Weise angenommen zu haben, beschloß deutsche Sprache und Denkweise in Schleswig planmäßig zu unterdrücken, und führte diesen Plan länger als fünfzehn Jahre mit der größten Härte durch. Viele deutsche Schulen wurden geschlossen, den deutschen Gemeinden wurden dänische Prediger gegeben, und jedes Mittel angewendet, um zu bewirken, daß binnen einem Menschenalter Tausende von Familien der deutschen Nationalität entfremdet und der dänischen zugeführt würden. Ich schweige von dem politischen Drucke, von den Verfolgungen, welche deutsche Beamte, deutsche Prediger und Lehrer aus Schleswig und Holstein zu Hunderten von ihren Stellen vertrieben und zwangen vorzugsweise in Preußen ihre Zuflucht zu suchen. Die Entrüstung war allgemein. Unser verstorbener König

unternahm daher schon in den Jahren 1849 und 1850 den Unterdrückten zu helfen; unsere Soldaten kämpften tapfer, aber die Ungunst der politischen Verhältnisse gestattete nicht den gewünschten Erfolg zu erreichen. Hatten schon vorher unsere unterdrückten Stammgenossen Hilfe wesentlich von uns erwartet, so geschah dies seitdem in immer steigendem Maße. Mit Recht sagte man, daß unsere Ehre in jenem Lande verpfändet sei. Wir haben sie rühmlich im vergangenen Jahre eingelöst. Unsere Stammgenossen sind durch uns und Oestreich befreit von dem so lange auf ihnen lastenden Drucke, und es ist mehr erreicht, als vor fünfzehn Jahren die allermeisten für möglich hielten zu erreichen. Jene deutschen Länder sind gelöst von dem Verbande mit Dänemark, und Deutschlands Gränzen sind in nicht unbedeutender und sehr wichtiger Weise erweitert worden, während sonst unser großes Vaterland in den letzten Jahrhunderten nur Verluste zu beklagen hatte, von denen nur ein Theil durch die vor fünfzig Jahren geführten Freiheitskriege wieder gewonnen ist.

Gewiß wir haben Ursache uns eines so glücklichen Ausganges des Krieges zu rühmen, durch den ein langes, schweres Unrecht gegen alle Deutschen und gegen Preußen insbesondere gesühnt ist und Deutschlands Gränzen wenigstens an einer Seite hinausgeschoben und vertheidigungsfähiger gemacht worden sind. Aber ich denke, wir haben noch mehr erreicht als das, zwar noch nicht den Besitz von Schleswig und Holstein, ja wir sind auch, wie es scheint, noch ziemlich weit davon entfernt, diese Länder in so nahe Verbindung mit Preußen gebracht zu sehen, wie für sie und ganz Deutschland unzweifelhaft am besten wäre. Die anderen deutschen Staaten haben es zwar, wenn auch zum Theil nicht gern, geschehen lassen müssen, daß durch preußische Tapferkeit das Schwerste gethan wurde; aber die zweifelhafte Frage, welche in Schillers Wallenstein Gordon thut: Dank vom Hause Habsburg? werden wir wohl noch lange zu der allgemeineren erweitern müssen: Dank von den Fürstenhäusern Deutschlands? Ja vielen der deutschen Volksstämme scheint nichts schwerer zu werden, als einzugestehen, daß sie Preußen viel zu verdanken haben. Aber mag dies immerhin sein, mag die Möglichkeit nicht abgeleugnet werden können, daß nur ein kleiner Theil unserer gerechten Ansprüche befriedigt wird. Ganz gehen wir wohl nimmermehr aus jener zur Wacht zwischen den zwei deutschen Meeren bestimmten Halbinsel heraus. Festen Fuß zu fassen in jenen Gegenden war eine Bedingung sowohl für die Sicherheit Preußens und für die Vertheidigung des ganzen nördlichen Deutschlands als für die Begründung unserer Seemacht. Und wir haben ein Recht uns zu freuen, daß dieses lange ersehnte Ziel als nicht abzuweisende Folge des glücklich beendeten Krieges zu betrachten ist. Wird uns die rechte Benutzung dieses vorgeschobenen Postens vielleicht

noch lange schwer gemacht, so soll uns das nicht kümmern. Daß sich Preußen Alles so schwer hat erwerben müssen, ist nicht der letzte Grund seiner herrlichen Geschichte.

Ein Gewinn ist uns unter allen Umständen gewiß, nämlich der, daß was die kleinen Staaten Deutschlands immer haben thun wollen, aber nicht gethan haben, und vielleicht gar nicht hätten thun können, das ist wesentlich auf unseres Königs Mahnung und nach seinem Willen in Gemeinschaft mit Oestreich im vergangenen Jahre ausgeführt worden. Wie Preußen die Empörung in Sachsen und in Baden vor sechszehn Jahren niederschlug, so hat es sich als das Schwert Deutschlands in diesem Kriege bewiesen. Diese Erfahrung ist unvergänglich, und sie hat schon jetzt bewirkt, was vor wenigen Jahren für unmöglich gegolten hätte. Wer ernstlich von der Nothwendigkeit gesprochen hätte, jene Länder, um die siegreich gekämpft worden ist, in eine enge Verbindung und in Abhängigkeit von Preußen zu bringen, der hätte sich dem Vorwurf des engherzigsten Patriotismus ausgesetzt, oder wäre als ein Vertreter utopischer Ansichten bezeichnet worden. Die Macht der Ereignisse hat bewirkt, daß sogar der Anfall dieser Länder an Preußen von geachteten Stimmen in den mächtigsten Staaten Europas als vielleicht nicht ausführbar, aber als die für Deutschland wünschenswertheste Lösung der langen Streitfrage ernstlich discutirt, ja von vielen unabhängigen und erfahrenen Männern aller Parteien empfohlen wird.

Vielleicht bleibt diese Idee noch lange genug oder zum größten Theile unausgeführt, aber sie ist ein schwellendes Samenkorn, was — so ist es zu hoffen erlaubt — nicht ohne gesunde Frucht bleiben wird, und wir haben ein Recht und die Pflicht, uns dieses Erfolges an dem heutigen Tage zu erfreuen.

Aber auch die Art und Weise, wie dieser Erfolg errungen worden ist, berechtigt uns zur Freude. Der Kampf hat nur wenige Monate gedauert, es haben sich nicht große Armeen in offener Feldschlacht gemessen, aber der Widerstand ist energisch gewesen, die Dänen hatten Zeit gehabt, günstig gelegene Punkte auf die mannigfaltigste und angemessenste Art zu befestigen, der Kampf mußte mitten im Winter begonnen und unter den größten Unbilden der Witterung fortgesetzt und auf ein Element übertragen werden, auf dem uns die Feinde offenbar, durch die Größe, die Art und die Zahl der Schiffe überlegen waren. In unseren Heeresabtheilungen aber waren selbst unter den Officieren verhältnißmäßig nur sehr wenige, welche den Ernst der Waffen je aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten. Wenn der Sieg nun dennoch in so kurzer Zeit mit nicht sehr großen Verlusten gewonnen worden ist, so ist dies gewiß zunächst der Ausdauer, dem Muth und der Tapferkeit unserer Soldaten

dankbarst zuzuschreiben. Aber diese Tugenden wären allein unvermögend gewesen so großes auszuführen, wenn das Heer nicht kriegstüchtig in den Kampf geführt worden und wenn nicht der Staat in der Lage gewesen wäre, alle Mittel zur Kriegsführung unter so erschwerenden Umständen reichlich und rechtzeitig darzubieten. Beides aber, die Kriegstüchtigkeit unseres Heeres wie die Kriegsbereitschaft unseres Landes, ist das eigenste Verdienst unseres theuren Königs. Er hat die neue Bewaffnung unseres Heeres in allen Waffengattungen, er hat die sorgfältige Ausbildung der jungen Truppen sowohl in der rechten Benutzung dieser Waffen als in der Selbstthätigkeit der einzelnen Soldaten veranlaßt, und unter seiner Leitung und der der Prinzen seines Hauses bis zu dem erwünschten Ziele gebracht, er hat dafür gesorgt, daß die Mittel zu dem so schnell und fast unerwartet nöthigen Kampfe vorhanden waren, und nur unter solchen Umständen konnte die Erstürmung der Schanzen von Düppel und der Uebergang nach Alsen, bei denen in einer wenn ich mich nicht irre ganz neuen Weise die Angreifenden in kleineren Abtheilungen thätig sein und doch zuletzt in einem Punkte zusammentreffen mußten, so gelingen, wie sie gelungen sind. Ich will nicht noch ausführlich die Hilfe schildern, welche unsere eben erstehende Seemacht dem Landheere gebracht hat, nicht die Geschicklichkeit der Politik, welche den rechten Zeitpunkt für so große Unternehmungen zu ergreifen und Alles so zu lenken wußte, daß Europa geschehen ließ, was es so oft mit aller Macht hindern zu wollen erklärt hatte. Ich will mir endlich versagen von der Hingebung und der Tapferkeit zu sprechen, mit welcher unseren Truppen die beiden Prinzen unseres hohen Königshauses vorleuchteten und von der Umsicht ihrer Leitung. Aber gewiß haben wir das Recht und die Pflicht, an dem heutigen Tage das dankbar zu rühmen und uns dessen zu erfreuen, was uns Gott in dem vergangenen Jahre durch die Weisheit und die Thatkraft unseres Königs gewährt hat. Wie sollte nicht dieser glänzende Zuwachs an gemeinsam erworbenem Ruhme ein neues Band sein, welches unser theures Fürstenhaus und unser Volk enger und enger mit einander verbindet? Wie hätte das erste halbe Jahrhundert seit dem glorreichen Jahre 1815 würdiger abschließen können?

Aber auch ein Werk des Friedens ist in dem vergangenen Jahre gelungen so groß und so herrlich, daß es des höchsten Preises werth ist. Was hilft eine noch so tüchtig ausgebildete, zahlreiche Armee, wenn der Staat arm ist und ohne die Mittel sie zu gebrauchen? und wie sollen die zu ihrer Erhaltung und Benutzung nothwendigen großen Summen gewonnen werden, wenn die Gewerbe, der Verkehr, der mit dem Ackerbau jetzt auf das Engste verbundene Handel, welche den Reichthum des Staates allein zu schaffen im Stande sind, darniederliegen? Nun ist aber im

neunzehnten Jahrhundert eine solche Wechselbeziehung der meisten europäischen Völker unter einander eingetreten, die Verbindung der räumlich weit von einander getrennten ist durch die Eisenbahnen eine so leichte und häufige geworden, daß die Völker am sichersten zu einem dauernden Wohlstande kommen, welche, nach keiner Seite gehindert Waaren zu beziehen und zu versenden, für den Verkauf wie für den Einkauf die gewinnbringendsten Orte aufsuchen können. Gewiß hebt sich unser Schlesien in kaum geahnter Weise, aber es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß dies noch viel mehr der Fall sein würde, wenn nicht Polen, Rußland und Oestreich unseren Gewerbetreibenden und unserem Handel in so vieler Hinsicht noch verschlossen wären. Unter solchen Umständen ging der nie genug zu preisende Zollverein der deutschen Staaten außer Oestreich seinem Ende entgegen, da mit diesem Jahre die Zeit abläuft, für welche er geschlossen war. In großartiger Erkenntniß dessen, was die Zeit gebieterisch fordert, schloß Preußen im vorigen Jahre mit Frankreich einen Zoll- und Handels-Vertrag unter den günstigsten Bedingungen, die zu erreichen waren, um Deutschlands Handel einen erleichterten Zugang zu diesem großen Verkehrsgebiete zu sichern, in der ehrenvollen Voraussetzung, daß unsere Industrie und die Einsicht der Deutschen groß genug seien, um die Concurrenz mit dem in vieler Hinsicht vorgeschrittenen Nachbarlande mit Vortheil zu bestehen, und lud seine deutschen Genossen ein, unter Annahme dieses Handelsvertrages einen neuen Zollverein auf eine Reihe von Jahren zu begründen. Aber nur diejenigen Staaten Norddeutschlands, welche auf Preußen ich möchte sagen angewiesen sind, weil sie ganz oder fast ganz von ihm umgeben werden, nahmen diese Bedingung an. Die übrigen versuchten den entschlossendsten Widerstand und fast schien es, als ob die Mehrzahl der deutschen Staaten gegen uns und Sachsen und die kleinen Herzogthümer wieder Hunderte von trennenden Zollstätten an den Gränzen errichten würden. Nicht genug ist die Weisheit und Festigkeit unseres Königs zu preisen, welche seinen Ministern gebot, auch nicht einen Schritt von dem Beschlossenen zurück zu thun. — Auch dieser lang dauernde heftige Kampf wurde mit dem schönsten Siege gekrönt. Das Jahr 1864 ist nicht dahin gegangen, ohne daß die Gegner einer nach dem anderen den nach unserer Anschauung unvermeidlichen Schritt thaten und ihre Zustimmung zu dem neuen Bunde aussprachen. So ist nicht nur der alte Zollverein erhalten und noch enger geworden, als er früher war, sondern in wenigen Wochen wird der Handelsvertrag mit Frankreich in's Leben treten, dem hoffentlich noch andere folgen werden. Wie sollten wir nicht an dem heutigen Tage auch dieses Sieges unserer Staatskunst freudig gedenken, und ihn in dankbarstem Gefühl auf

unseren weisen König zurückführen, ohne dessen festen Willen er nicht zu erreichen gewesen wäre?

So hat uns das vergangene Jahr einen reichen Zuwachs an Ehre, Macht und Einfluß gebracht, aber wahrlich nicht um die Hände in den Schooß zu legen und bequem zu genießen. Eure Väter wissen, daß der neue Zollverein ein großes Feld zu gewinnbringender Thätigkeit eröffnet; aber dies Feld muß bestellt werden, sonst trägt es keine Frucht, vielmehr werden andere bei uns ernten, wenn wir es ihnen nicht gleich und zuvor thun. Soll unser Einfluß in Deutschland in politischer Hinsicht steigen, so müssen wir zeigen, daß wir es verdienen, eine hervorragende Stellung in ihm einzunehmen. Durch die Thätigkeit Eurer Väter ist es dem Könige möglich geworden, Preußen zu der Stufe zu erheben, auf welcher es steht. Daß es auf dieser Stufe nicht nur stehen bleibe, sondern zu höherem Ansehen gelange, dafür werdet auch Ihr in wenigen Jahren zu sorgen haben. Bedenkt Ihr wohl, daß unter den Soldaten, welche im vorigen Jahre an dem ruhmvollen Kampfe Theil genommen haben, daß ich nur weiß, mehr als sechszehn Officiere gewesen sind, welche vor wenigen Jahren noch Schüler dieses Gymnasiums waren? Viele von ihnen sind mit Ehrenzeichen geschmückt zurückgekehrt, zwei sind bei dem Sturm von Düppel und dem Uebergange bei Alsen den Tod der Ehre gestorben. Das Gymnasium rühmt sich ihrer an dem heutigen Tage. Macht, daß auch von Euch das einmal gesagt werden kann, mag nun unser König und Herr Euch im Frieden oder im Kriege zu seinem Dienste rufen. Gerufen werdet, gerufen seid Ihr Alle, so wie Ihr selbstständig geworden seid. Wie wollt Ihr dem Rufe genügen, wenn Ihr nicht auf dem Gymnasium Euch die Bildung des Geistes, die Kraft des Willens, die Sittlichkeit erworben habt, ohne welche eine gedeihliche Thätigkeit im Staate, Ihr mögt hoch oder niedrig gestellt sein, unmöglich ist, wenn Ihr Euch nicht fähig gemacht habt, die großen Gedanken Eurer Könige zu verstehen, in sie einzugehen, und sie ausführen zu helfen? Darum ist das die rechte Feier des heutigen Tages, wenn Ihr mit aller Kraft Eures Geistes den Entschluß faßt, und ohne je müde zu werden ausführt, Euch des preußischen Namens und Eures Königs würdig zu machen!

Gott aber wolle unserem Könige eine kräftige und dauerhafte Gesundheit, ein langes Leben, eine gesegnete Regierung, große und königliche Gedanken, weise Rathgeber und treue Diener, die hingebende Liebe und Treue seines Volkes geben! Gott segne, Gott erhalte den König!

Zum 22. März 1867.

Die Bedeutung dieses Tages im Rückblick auf das vergangene Jahr.

Nur von dem werden wir behaupten können, daß er einen festlichen Tag, den er erlebt, in rechter würdiger Weise begeht, der ein volles Verständniß für die Wichtigkeit und die Bedeutung des Tages besitzt. Das fühlt auch der Knabe und der Jüngling schon so sehr, daß ihm an den Geburtstagen seiner Eltern die Gedanken wie unwillkührlich immer darauf zurückkehren, was sie an ihm gethan, wie viele und wie große Wohlthaten er ihnen zu verdanken habe. Darum kömmt es mir gewiß an dem heutigen Tage zu, auch an meinem Theile so viel ich vermag dafür zu sorgen, daß Ihr, geliebte Schüler, Euch der Bedeutung desselben lebhaft bewußt werdet. Ich fühle diese Verpflichtung aber um so mehr, als ich wahrzunehmen glaube, daß Ihr so wohl in anderen Dingen rechte Kinder Eurer Zeit seid, als auch darin, daß Ihr die große Zeit, in der Ihr lebt, viel zu wenig in ihrer seltenen Größe erkennt und auf Euch wirken laßt. Sonst müßtet Ihr als Zeichen Eurer Begeisterung größere Spannkraft, eine stärkere Energie des Willens, eine angestrengtere Thätigkeit des Geistes zeigen, als je in Eurem Leben. Ich habe aber keine Veranlassung dies zu rühmen. Ihr seid wie die Zeit, der Ihr angehört. Wie der Mensch Vieles und Schweres zu ertragen fähig ist, ohne daß er der auf ihm liegenden Last sich fortdauernd bewußt bleibt, so gewöhnt er sich auch leicht an das Große und Außerordentliche, wenn er es ununterbrochen vor Augen hat. Die steil aufsteigenden Felsen lassen die Gebirgsbewohner, die sie täglich sehen, sehr ruhig, wie das gewaltige Meer am lebhaftesten von denen bewundert wird, welche nur kurze Zeit an und auf ihm zubringen. So scheinen mir die meisten unserer Zeitgenossen sich des Großen und Einzigen, was wir erlebt haben und erleben, viel zu wenig bewußt zu sein. Ich wünsche, daß Gott recht

Vielen von Euch bescheren möge, in Ehren zu einem hohen Alter zu kommen. Dann werdet Ihr um das Glück beneidet werden, das Jahr 1866 wenn auch nur in jugendlichem Alter in Breslau durchlebt zu haben. Damit Ihr Euch dann nicht mit Scham im Stillen zu sagen habt, daß Ihr von der großen Zeit doch recht wenig empfunden, so will ich von der Bedeutung des heutigen Tages für ein treues preußisches Herz zu Euch sprechen.

Wir und das ganze weite Preußenland feiern den siebzigsten Geburtstag unseres theuren Königs, und auch in dem übrigen Deutschland findet der heutige Tag eine größere Beachtung als jemals. Ja es ist nicht daran zu zweifeln, gar mancher Nichtpreuße bedauert heute, daß er nicht auch des Vorzugs genießt, unter sein Scepter gekommen zu sein. Siebenzig Jahre wollen erlebt sein, ich möchte glauben, von einem Könige noch mehr als von einem Privatmanne, der zwar an mancherlei Genüssen, aber auch an vielen sehr schweren und drückenden Sorgen ärmer ist als ein gekröntes Haupt. Seit dem großen Kurfürsten hat nur Friedrich der Große dieses Alter erreicht und um einige Jahre überschritten. Friedrich Wilhelm III. kam dem siebzigsten Geburtstage nahe, aber er erlebte ihn nicht. Aber während das Greisenalter nach der gewöhnlichen Zählung mit sechzig Jahren angeht und die Siebzigjährigen seine Last schon sehr schwer empfinden, loben und danken wir Gott dafür, daß unser theurer König diesen Tag in der Fülle der Gesundheit, in seltenster Kraft des Körpers und Frische des Geistes erlebt hat. Sehr Viele von Euch gedenken jetzt gewiß des unvergeßlichen Septembertages vorigen Jahres, wo der König nach einem auch für ihn nicht nur geistig sehr aufregenden, sondern auch körperlich sehr anstrengenden Feldzuge an der Spitze eines Theiles unseres ruhmbekränzten Heeres in der Fülle der Gesundheit seinen Einzug in diese unsere Stadt hielt. Wir haben eine Berechtigung zu der gerade heute von Unzähligen auf das Lebhafteste gehegten Hoffnung, es werde unserem theuren Vaterlande beschieden sein, noch eine lange Reihe von Jahren seiner gewaltigen, weisen, gesegneten Regierung zu genießen.

Aber welches siebzigste Lebensjahr hat unser theurer Landesvater erlebt! Ein Jahr, welches sich den herrlichsten unserer glänzenden preußischen Geschichte kühn an die Seite stellen kann, wenn es nicht vielleicht mit Recht das glänzendste von allen genannt zu werden verdient. Wenigstens hat Preußen niemals einen gerechteren, kürzeren, glänzenderen, entscheidenderen Krieg geführt, als den des vorigen Jahres.

Ich sage mit voller Ueberzeugung keinen gerechteren Krieg. Es wäre nach meinem Dafürhalten eine große Kurzsichtigkeit, nur oder vorzugsweise den Krieg einen gerechten zu nennen, der unternommen wird,

um die in das Land schon eingedrungenen Feinde zurückzutreiben, als ob die Gerechtigkeit und das Recht zum Kriege erst aus der Niederbrennung einiger Städte oder der Verwüstung ganzer Gegenden oder vielleicht gar aus einer ersten Niederlage entstände. Gerecht ist der Krieg, der unternommen wird, um das Bestehen und die gedeihliche Entwicklung des Vaterlandes möglich zu machen. Daß das Preußen, welches Friedrich der Große begründet hatte, nach den Absichten unserer Gegner nicht länger bestehen sollte, haben sie ja mit dankenswerthester Offenheit vielfach im Frühjahr 1866 ausgesprochen. Eine weitere gedeihliche Entwicklung aber wurde unserem Vaterlande mit jedem Jahre schwerer gemacht. Die Vortheile des Zollverbandes hatte man länger als 25 Jahre zum Theil auf Kosten Preußens sich gefallen lassen. Als es sich vor einigen Jahren darum handelte, ihn zu erneuern, kostete es unseren Staatsmännern die größten Anstrengungen, seine Auflösung zu verhüten, und es mußten Oestreich Zugeständnisse gemacht werden, welche unsere Provinz auf das Schmerzlichste empfindet, und Hoffnungen auf die Eisenbahnen aus Schlesien nach Böhmen, die für Schlesien so wichtig sind, wie fast keine anderen, mußten fast aufgegeben werden. Man hatte es sich gern gefallen lassen, daß Preußen fortdauernd alle seine Kraft daran setzte, um zur Vertheidigung Deutschlands und zur Erhaltung seines Ansehens für alle Fälle gerüstet zu sein; aber man war weit davon entfernt, Preußen dafür den gebührenden Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands zuzugestehen. Ja man dachte nicht nur daran, sondern man machte den Versuch, den selbst Metternich nicht gewagt hatte, Preußen durch einen mit knapper Noth und sophistischen Künsten erreichten Mehrheitsbeschluß des Bundestages einem der kleinen deutschen Länder gleich zu stellen. Und ein Krieg unter solchen Umständen begonnen sollte nicht ein durchaus gerechter genannt werden? Die Freiheitskriege von 1813 bis 1815 wurden mit größerer innerlichster Zustimmung unseres Volkes geführt, aber selbst sie waren nicht gerechter, ganz abgesehen davon, daß der Krieg 1813 zwar gegen den Unterdrücker unseres Vaterlandes aber zu einer Zeit begonnen wurde, wo wir mit ihm durch ein Vertragsverhältniß verbunden waren.

Für die Gerechtigkeit des vorjährigen Krieges legt der Erfolg ein zwiefaches Zeugniß ab. Der gerechte Gott, der Herr der Schlachten, gab uns überall den glänzendsten Sieg, und die Führung und der Zustand der uns entgegentretenden Heere des uns feindlichen Deutschlands legten vor aller Augen klar dar, welches Geschick Deutschland ohne Preußen von einem auswärtigen Feinde zu erwarten hatte, wie Preußens Wehrhaftigkeit der einzige zuverlässige Schutz war, und wie gerecht seine Ansprüche, daß es in dem Lande einen angemessenen Einfluß haben wollte und mußte,

welches im Wesentlichen nur von ihm seine Vertheidigung in Noth und Gefahr erwarten konnte.

Die Kürze des Krieges kann mit wenigen Worten bezeichnet werden. In sieben auf einander folgenden Tagen schlugen die Hauptheere die entscheidenden Schlachten. Dies reiht diesen Krieg den glänzendsten an, von denen die Geschichte der Menschen zu erzählen weiß. Aber mehr als dies thut das sowohl der augenblickliche Waffenerfolg als die Bedingungen der Friedensschlüsse. Vor Wien und vor Preßburg machten unsere siegreichen Heere halt, weil es die Weisheit des Königs so wollte, nicht weil Oestreich im Stande war die Eroberung seiner Hauptstädte zu verhindern. Nürnberg, von dem unser ruhmreiches Hohenzollerngeschlecht in die Mark Brandenburg gekommen war, war wie ganz Norddeutschland in preußischer Gewalt, und von Würtemberg, Darmstadt und Baden hatten wir so viel besetzt, als wir brauchten und wollten, um günstiger Friedensschlüsse gewiß zu sein.

Und der weitere Erfolg? Oestreich hatte im Einverständniß mit den auswärtigen Mächten Preußen im Jahre 1814 und 1815 nur einen kargen Siegeslohn zugestanden und ihn noch dadurch wesentlich geschmälert, daß ihm die denkbar unvortheilhaftesten Gränzen gegeben waren. Lang hingestreckt und von der Nordsee ausgeschlossen, war es durch die sächsischen Herzogthümer, Braunschweig, Hannover und Kurhessen in zwei Stücke zerrissen und wie es schien für immer lahm gelegt. Aber so nachtheilig diese Lage war, immer mehr wurde seitdem klar, das größte Hemmniß für Preußen sei Oestreich, was theils durch seine Macht, theils durch seine Politik unser Vaterland gleichsam in Fesseln hielt. Die Sehnsucht aller Vaterlandsfreunde wendete sich immer mehr und mehr dahin, es aus dieser Umschlingung erlöst zu sehen. Aber so groß die Sehnsucht war, ihre Erfüllung mußte aussichtslos erscheinen. Nur so weit verstieg sich die Hoffnung, es könnte vielleicht gelingen, wenigstens in Norddeutschland einen größeren, wenn auch widerwillig getragenen Einfluß zu sichern. Aber vergebens wurden in Frankfurt wie in Erfurt Versuche nach dieser Richtung unternommen. Olmütz brachte für solche Versuche tiefe Demüthigung. Der Fürstentag in Frankfurt offenbarte zwar die Ohnmacht unserer Gegner, aber verrieth auch, wie fern wir selbst von jenem bescheidenen Ziele waren.

Schwerlich hat noch vor einem Jahre außer den leitenden Staatsmännern irgend Jemand für möglich gehalten, was durch diesen Krieg wirklich geworden ist. Oestreich ist ausgeschieden aus dem Deutschland, welches es, so lange es ihm seine Kaiser gab, nur zur Ausbreitung und zur Sicherung seiner Hausmacht benutzt hatte, und an dessen Flügel es sich seitdem wie ein schweres Bleigewicht anhing, um ihm jeden geistigen

Aufschwung unmöglich zu machen, unbekümmert darum, daß der Bundestag und das von ihm vertretene Land dadurch immer ohnmächtiger wurde und immer tiefer in der öffentlichen Meinung sank. Preußens berechtigte Ansprüche auf die Führung von Norddeutschland sind auf das unumwundenste und als ganz unzweifelhaft anerkannt, sein natürliches Uebergewicht und sein Ansehen aber sind durch die falsche Politik und die Verblendung der Fürsten, die sich selbst aus ihren Ländern vertrieben haben, bedeutend vermehrt und verstärkt, die Ungunst der Friedensschlüsse von 1814 und 1815 ist ausgeglichen, seine Gränzen sind bis an die Nordsee erweitert worden, endlich ist ihm Holstein und Schleswig zugefallen, welches vorzüglich durch Preußen den Dänen entrissen nur durch unseren Staat vor erneuter Vergewaltigung geschützt und bei Deutschland erhalten werden kann. Aber auch der größte und wichtigste Theil von Süddeutschland, Baiern und Baden, haben durch Verträge, die erst in diesen Tagen bekannt geworden sind, sich unter Preußens Schutz und Führung im Kriege gestellt. So ist Preußen geschlossener, größer, volkreicher, wehrkräftiger gemacht, als es jemals war. Es hat selbst den Franzosen und den Engländern Achtung abgezwungen. Es galt bisher als eine der Hauptmächte von Europa, aber es fehlte die entsprechende Geltung; wir haben sie jetzt errungen. Sein Ansehen ist größer als jemals.

Alles aber, was es durch seine alleinigen Anstrengungen gewonnen, das läßt es Deutschland zu Gute kommen. Preußens Macht und Ansehen sind Deutschlands Macht und Stärke. Seit den Zeiten der sächsischen Kaiser hat kein mächtigerer Fürst in Deutschland geherrscht als unser theurer König. Es hat in ihm nie eine Versammlung getagt, welche dies offener und einstimmiger anerkannt und mehr bestrebt gewesen wäre, diese Verhältnisse für die Zukunft zu sichern und zum Heil unseres großen Vaterlandes weiter zu bilden, als der jetzt in Berlin versammelte Reichstag. So geht, so hoffen wir, das Jahrhunderte lang von Millionen genährte Verlangen nach der Einheit und Herrlichkeit Deutschlands seiner Erfüllung entgegen. Die Träume der Hohenstaufen von einem römischen Kaiserthume die haben wir aufgegeben, und wie zur Besiegelung dieses Entschlusses haben wir dem Königreich Italien den ihm noch fehlenden Theil von Verona bis zu den Pomündungen, den es selbst zu erobern vergeblich unternommen hatte, erworben. Aber Deutschlands Herrlichkeit haben wir neu begründet.

Das sind die wesentlichsten Erfolge des vergangenen Jahres. Welches Jahr unserer Geschichte hätte größere aufzuweisen? Wer von uns kann hoffen, den 22. März jemals in glänzenderer Weise wiederkommen zu sehen?

Aber ihr Werth steigt wesentlich dadurch, daß wir einen sehr großen Theil dieser Erfolge direct auf unseren König und Herrn zurückzuführen haben. Es ist seine Weisheit, welche die Nothwendigkeit der Stärkung unserer Kriegsmacht seit einer Reihe von Jahren erkannt, es ist seine militärische Erfahrung, welche die einzuschlagenden Wege bezeichnet, es ist seine Festigkeit, welche die Ausführung der gefaßten Beschlüsse unverrückt verfolgt, es ist seine energische Thätigkeit, welche den ungestörten Fortgang überwacht hat. Nachdem nun Alles so vorbereitet war, hat er mit schwerem Herzen das Schicksal Preußens der Entscheidung der Waffen übergeben, und selbst zum Heere eilend, nachdem die Prinzen seines Hauses die vorbereitenden Kämpfe mit hingebender Tapferkeit geleitet, hat er den Tag und den Plan der Entscheidungsschlacht bestimmt und sie selbst geschlagen. Seine Weisheit hat, nachdem die Heere gesiegt, den kurzen Krieg glorreich und so schnell zu beenden gewußt, daß er auch der menschlichste der großen Kriege genannt werden muß, von denen die Geschichtsbücher erzählen.

Nachdem er so durch den Erfolg bewiesen hatte, wie weise und zum Heile des Vaterlandes die Maßregeln gewesen waren, auf deren Durchführung er seit Jahren mit unbeugsamer Festigkeit gehalten hatte, hat er in hochherzigster Gesinnung zwischen seinen nächsten Dienern und den Vertretern des Volkes zu vermitteln gewußt.

Mit dem Rückblick auf so große und so herrliche Thaten feiern wir den siebzigsten Geburtstag Sr. Majestät unseres allergnädigsten Königs. Wer sollte sich nicht gedrungen fühlen, dem Gott, der uns den König gegeben, der ihn oft wunderbar im Leben erhalten, um ihn so Großes in seinem hohen Alter zur Ehre und zum Glück Preußens ausführen zu lassen, inbrünstig zu danken? Der König selbst hat in christlicher Demuth oft ausgesprochen, wie er Alles, was ihm gelungen, dankbar auf den Herrn der Heerschaaren zurückführe. Dem Königlichen Beispiele wollen auch wir folgen und dankbar mit dem Psalmisten sprechen: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich.

Aber wenn wir hoffen wollen, daß uns der Sieg und der Preis des Sieges nicht zu kurzem flüchtigen Besitze gegeben sind, so ist es unsere Pflicht, daß wir das Unsere thun, um das Gewonnene zu erhalten und zu verwerthen. Dazu gehört vor Allem, daß wir uns auf das Lebhafteste mit dem Gefühl durchdringen, daß die gemeinsamen Heldenthaten unseres Königlichen Heerführers und seiner Prinzen und unseres Heeres ein neues Band zwischen dem Volke und dem tapferen Geschlecht unserer Hohenzollern geknüpft und beide von neuem noch enger verbunden haben. Geliebte Schüler, vergeßt das nicht. Das ist Euer Dank, den Ihr dem König, den Ihr dem Heere, sowohl denen, die ihre Liebe zu König und

Vaterland mit ihrem Blute besiegelt haben, als denen, die siegreich zurückgekehrt sind, zu zollen habt. Es haben Magdalenäer in großer Anzahl an den Kämpfen Theil genommen, so mancher liegt auf den Böhmischen Schlachtfeldern begraben, unter ihnen einer der hervorragenden Führer unseres tapferen Heeres, der kommandirende General v. Mutius, der das Magdalenen-Gymnasium als seine Bildungsstätte immer sehr hoch gehalten hat. Nicht wenige sind zurückgekehrt, geschmückt mit dem Zeichen der königlichen Anerkennung für ihre Tapferkeit. Folgt so schönem Beispiel nach.

Aber gesetzt auch es wäre uns nun wieder ein langer Friede beschieden. Auch in ihm habt Ihr zu zeigen, daß Ihr so großer empfangener Wohlthaten, daß Ihr eines solchen Königs und solchen Königsgeschlechtes würdig seid. Es ist in den letzten Monaten oft ausgesprochen worden, nicht das Zündnadelgewehr und die sonstige Bewaffnung haben den preußischen Waffen den Sieg möglich gemacht, sondern die Bildung, die in seinem Heere ist. Sie nur gestattete ihm eine solche tactische Beweglichkeit zu geben, sie setzte die Führer in den Stand, die ihnen untergebenen Abtheilungen so zu brauchen, sie rüstete die einzelnen mit dem nöthigen Muthe, mit der unentbehrlichen Hingebung, ja mit der Kraft aus, die ungewöhnlich großen Strapazen zu ertragen, und so zu siegen. Nun so benutzt die Jahre, die Eurer Bildung bestimmt sind, auf das Gewissenhafteste. Nur so könnt Ihr fähig werden, zu erhalten, was wir errungen haben.

Die Preußen erhoben den Anspruch, die erste Stimme auch in Deutschland zu haben, die ersten unter den Deutschen an energischem Willen und an Thatkraft zu sein. Nun sorgt dafür, daß unser Anspruch auf diese Stellung täglich begründeter werde. Wenn das der Fall ist, so werden auch die, die jetzt noch mit Widerstreben sich unter die Folgen des großen Kampfes beugen, sich uns von Herzen anschließen. Aber wir haben nicht nur diese zu gewinnen, sondern wir werden mit Klugheit und Mannhaftigkeit das Gewonnene zu schützen haben. Wir konnten in sieben Tagen den Feind niederwerfen, aber wir werden nicht in sieben Jahren, vielleicht nicht in siebzig den Neid und die Eifersucht Europas besiegen können, und darum nur haben, was wir in jeder Stunde zu vertheidigen bereit und im Stande sind. Nur unter dieser Bedingung ist Preußens, ist Deutschlands Größe und Herrlichkeit möglich und dauernd.

Das sei also Eure Feier des großen heutigen Tages, daß Ihr Euch gelobt, unerbrüchlich solchem Ziele nachzustreben, damit, wenn und wozu unser König Euch braucht und ruft, es immer von Euch heiße: einen besseren Mann für diese Stelle zu finden war unmöglich.

Unser theurer König hat, wie die heutigen Zeitungen berichten, am gestrigen Tage befohlen, den Plan seines in Gott ruhenden Vaters

wieder aufzunehmen, und einen der Hauptstadt würdigen Dom zum Danke für das reiche Jahr 1866 zu errichten. Das ist kein Werk, was in wenigen Jahren wie ein anderes Gebäude vollendet werden kann. Möge es uns von Gott in Gnaden gewährt werden, daß unser König nach Vollendung eines solchen Baues bei ungeschwächter geistiger Kraft und in leiblicher Gesundheit in diesem Dome noch oft Gott seinen Dank darbringen könne für eine lange und gesegnete Regierung!

Ja, Gott erhalte, Gott schütze, Gott segne den König!

Zum 21. März 1868.

Haben wir von der Zukunft zu hoffen oder zu fürchten?

Es weisen die gegenwärtigen Tage einem Jeden, der an der Entwicklung des Vaterlandes aufrichtigen Antheil nimmt, unmittelbar und mehr als sonst wohl auf die Zukunft hin. Uebermorgen versammeln sich in Berlin in dem Reichstage die Vertreter unseres Volkes gemeinsam mit den Vertretern des gesammten Norddeutschlands, um mit dem Bundesrathe weitere Gesetze über die wichtigsten Angelegenheiten zu beschließen, und zu ihnen treten in wenigen Wochen die in Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen gewählten Abgeordneten zur Gesetzgebung auf den ihnen vorbehaltenen großen Gebieten des öffentlichen Lebens. Wenn wir von den wenig fruchtbaren Berathungen des Frankfurter Reichsparlaments im Jahre 1848 und in den folgenden Jahren absehen, so ist eine so wichtige Versammlung seit Menschengedenken in Deutschland nicht zusammengekommen. Ja wir müssen sagen seit Jahrhunderten nicht, denn die deutschen Reichstage bestanden nicht aus Vertretern des Volkes, sondern aus Abgesandten der vielen Fürsten und der Dynasten, denen unter vielerlei Titeln größere oder kleinere, mehr oder weniger selbstständige Gebiete gehorchten. Diese Abgesandten aber hatten nichts so im Auge, als denen, die sie geschickt hatten, ihre Vortheile zu sichern, und sie, wenn es sein konnte, zu wahren, und so wenig als möglich für das allgemeine Beste zu thun. Dieser Engherzigkeit der Ansicht ist Gott sei Dank durch die Entwicklung unserer Geschichte ein Ende gemacht. Aber bei der Unmöglichkeit in die Zukunft zu schauen legt sich der Denkende doch mit Recht die Frage vor: wie wird sich die kommende Zeit gestalten? Wenn ich in mir nun auch nicht im Geringsten die Sehergabe fühle, dies vorherzusagen, so wird doch Jeder, der sein preußisches Vaterland liebt, je mehr er an den großartigen Erfolgen Preußens in den letzten Jahren

Antheil nimmt, wenigstens fragen: haben wir von der Zukunft zu hoffen oder zu fürchten?

An einem Tage, der der Vorfeier des hoch erfreulichen Geburtsfestes Sr. Majestät unseres allergnädigsten Königs und Herrn gewidmet ist, würde ich nicht wagen können, diese Frage aufzuwerfen, wenn wir nicht alle nur die eine Antwort wüßten: wir haben zu hoffen, nicht zu fürchten. Von dieser freudigen Gewißheit sind wir Alle durchdrungen, in dieser gewissen Hoffnung findet unsere festliche Stimmung ihre sicherste Begründung; ich darf daher glauben, einen des Tages nicht unwürdigen Stoff zu erörtern, wenn ich Euch, geliebte Schüler, begeiflich zu machen versuche, worauf sich Preußens Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft gründen.

Sie gründen sich nicht auf die Höhe der Macht, die wir erreicht haben. Denn theils ist dieser Begriff ein sehr relativer. Ein kleiner Staat kann mächtig sein, wenn er von ohnmächtigen Nachbaren umgeben ist, aber er verliert seinen Einfluß zum größeren Theile oder ganz, wenn einer der Nachbarstaaten sich zu drohender Macht erhebt. Theils sind ja gerade die größesten Staaten oft zu schnellem Fall gekommen. Alexander's Weltreich hat ihn so wenig überlebt, als das gewaltige französische Kaiserthum den ersten Napoleon, und Habsburgs Reich, in dem zu Karl's V. Zeit die Sonne nicht unterging, hat den größten Theil seines Gebietes verloren. Die Ueberzeugung, daß nicht die äußere Macht, nicht ein starkes Kriegsheer einen Staat sichere, spricht ja unser Volkslied sogar schon aus: Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten steh'n.

Preußens Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft gründen sich auf die Stetigkeit seiner Entwicklung unter schweren Kämpfen. Die Festigkeit eines Staates beruht zum großen Theil darauf, daß es seiner Regierung gelingt, die vielen kleinen Theile, aus denen er besteht, die Land- und Stadtgemeinden, die Kreise, die Provinzen, welche er in sich begreift, innerlich zu einem Ganzen zu verbinden, so daß bei allen Verschiedenheiten, welche durch Stammeseigenthümlichkeit, durch die Beschaffenheit des Bodens, den die Menschen bebauen, durch die Mannigfaltigkeit der Erwerbszweige, denen sich die Einwohner widmen, durch die Unterschiede der Bildung und durch die Ungleichheit des Vermögens und des Besitzthums entstehen, sich Alle als zu einander gehörig fühlen, daß sie wissen, sie sind ein Ganzes, und daß sie entschlossen sind ein Ganzes zu bleiben. Diese innere Einheit kann nicht in wenigen Jahren planmäßig erzeugt, aber sie kann von den Leitern des Staates gefördert werden. Wie nun einzelne Menschen durch gemeinsam erworbene Vortheile und durch gemeinsam genossenes Glück, aber noch viel mehr durch gemeinsam überstandene Gefahren, durch gemeinschaftlich ertragenes Leid an einander

gekettet werden, so verbindet die einzelnen Provinzen eines Staates nichts so sehr, als eine gemeinsame Geschichte, der aber als festester Kitt schwere überstandene Zeiten nicht fehlen dürfen, in denen Alle für Einen, und Einer für Alle eingetreten, in denen Alle für ihre Zusammengehörigkeit gekämpft und gelitten und gesiegt haben. Gewiß ist dies ein Hauptgrund, warum, wenn wir von der für uns noch mythischen Geschichte Aegyptens, Assyriens und Babyloniens absehen, kein Staat des Alterthums so mächtig und so fest begründet gewesen ist und so lange bestanden hat als der Römische. Die Eroberung Italiens ist nur sehr langsam und unter langdauernden, für Rom oft sehr gefährlichen Kämpfen vor sich gegangen, aber gerade unter diesen Kämpfen wuchsen die dem römischen Senat und Volk jedesmal unterworfenen oder mit Rom verbündeten Stämme so in einander hinein, daß mit jedem Kriege die Kraft, wieder ein Stück des vielgetheilten Italiens nicht nur zu besetzen, sondern es sich anzueignen und innerlich einzuverleiben, zunahm. So konnte es allein geschehen, daß der große Hannibal im zweiten Punischen Kriege, die, wie er meinte, den Römern abgeneigten und nur mit Gewalt botmäßig erhaltenen Bundesgenossen Unteritaliens vergebens zum Abfall aufforderte; nur eine größere Stadt gab seinen Verlockungen Gehör.

Die Entwicklung unseres Vaterlandes ist ja eine ganz andere, aber seine großen Fürsten haben in den letzten 200 Jahren es unternommen und meisterhaft verstanden, in den vielen, oft weit von einander getrennten Provinzen aus den so verschiedenen Stämmen ihrer Bewohner ein Volk zu bilden; die unter ihrer Führung vollbrachten Großthaten, wie die mit ihnen gemeinsam bestandenen Gefahren haben dies Volk erzogen, so daß es zu aller Zeit die Kraft besessen und bewiesen hat, den Zuwachs, welchen der Staat durch Erbschaft oder als Siegespreis glücklicher Kriege gewann, sich nicht nur äußerlich zu verbinden, sondern innerlich anzuschließen und einzuverleiben. Und ich kann nicht umhin das als einen besonders glücklichen und für die Entwicklung Preußens günstigen Umstand zu bezeichnen, daß dieser Zuwachs so nach und nach erfolgt ist, daß eine solche Assimilation für die jedesmaligen Kräfte des Staates möglich war. Aber die Hauptsache ist, daß diese Entwicklung so stetig gewesen ist. Wenn auch zu Zeiten gehemmt, wurde sie doch nie unterbrochen, und dafür zu anderen Zeiten um so mächtiger gefördert und beschleunigt. Sie hat dem Staat seine Einheit gegeben, auf ihr beruht die Zuversicht und die Gewißheit unserer Hoffnung, er werde auf einem so festen Grunde ruhend und sich in gleicher Weise noch immer mehr begründend, einer glücklichen Zukunft auch ferner entgegengehen.

Es ist unmöglich in diesen wenigen Minuten nachzuweisen welche Maßregeln unser ruhmvolles Fürstengeschlecht in verschiedenen Zeiten

angewendet hat, um diesen großen Zweck zu erreichen. Ich will nur auf die Nothwendigkeit und Schwierigkeit des Unternehmens, auf einzelne Momente in seiner Ausführung und auf die Erfolge hinweisen. Es ist ja die Eigenthümlichkeit der deutschen Geschichte, daß während in Frankreich, Spanien, England, ja selbst in Dänemark, Norwegen und Schweden im 16. oder doch im 17. Jahrhundert die Königsmacht sehr zunahm, und eben dadurch die Besonderheiten in der Organisation der einzelnen Provinzen dieser Staaten immer mehr verschwanden, in Deutschland die Macht des Kaisers mehr und mehr dahin sank, und so jeder kleinere oder größere Fürst immer selbstständiger in seinem Gebiete wurde. Nun waren zwar die Besitzungen keines der Kurfürsten oder der größeren Fürsten in ununterbrochenem Zusammenhange gelegen, sondern jeder hatte noch außer seinem Hauptlande mehr oder weniger kleinere Besitzungen oft in weiter Entfernung von seiner Residenz. Gehörte doch Erfurt und sein Gebiet dem Kurfürsten von Mainz. Keiner von allen konnte so viele große, von einander weit getrennte Gebietstheile sein nennen als der große Kurfürst. Außer den Marken besaß er im Osten das Herzogthum Preußen, am Rheine gehörte ihm Cleve, Mark und Ravensberg, im Westphälischen Frieden erhielt er Hinterpommern. Wem mußte es näher liegen als ihm, die Ungunst der Lage seiner Länder durch engere innere Verbindung und durch strengere Unterordnung unter seine Regierung zu ersetzen? Aber wenn dies auch ihm nahe gelegt war, verdient er darum weniger Bewunderung, daß er das Bedürfniß erkannt und seine Befriedigung mit starker Hand betrieben hat? Dieselbe Aufgabe war außer ihm in Deutschland keinem so sehr gestellt, als dem Kaiser; zwar lagen seine Provinzen und Länder neben einander, aber bewohnt von den verschiedensten deutschen, slavischen und ungarischen Stämmen bildeten sie fast eben so viele besondere Reiche, die nur durch Personalunion mit einander verknüpft, ein jedes mit besonderen Rechten, nach besonderen Gesetzen regiert werden mußten. Die natürlichen Hülfsquellen gestatteten zumal bei dem Glanze, den die Kaiserwürde verlieh, in hergebrachter Weise weiter zu wirthschaften; aber die nachtheiligen Folgen sind nicht ausgeblieben, ja sie sind in den letzten Jahren mehr als je hervorgetreten. Oestreich zerfällt heute noch in zwei getrennte, nur durch die Person des Kaisers vereinigte Reiche, und mit Ausnahme der Erzherzogthümer fühlen auch nicht zwei Provinzen ihre staatliche Zusammengehörigkeit. Die Czechen, wie die Galizier, die Slavonier, wie die Croaten haben es noch in den letzten Monaten nicht an Versuchen fehlen lassen ihre Selbstständigkeit, wenn auch auf Kosten des Gesammtstaates, zu erhalten. Daß Preußen vor diesem Schicksal bewahrt worden ist, verdanken wir dem großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern, die seinem Beispiele gefolgt sind. Wir dürfen uns

nicht wundern, daß sie bei dieser Verschmelzung und Vereinigung in einer Zeit, wo alle Theile Deutschlands darauf bedacht waren, sich mehr und mehr zu isoliren, auf vielfachen Widerstand gestoßen sind, aber wir sind ihnen den höchsten Dank schuldig, daß sie ihrer richtigeren Erkenntniß gefolgt, und den Widerstand widerstrebender Stände, wenn sie sie nicht überzeugen konnten, gebrochen haben. Indem Friedrich Wilhelm die Souveränität des Herzogthums Preußen erstritt, legte er gleichsam den Grundstein zu unserer Unabhängigkeit. Sein Sohn Friedrich III. gewann durch die Annahme der Königswürde die äußere Anerkennung für die von seinem Vater thatsächlich ausgesprochene Aufgabe Preußens. Friedrich Wilhelm I. bildete das Heer, welches Preußens gerechten Ansprüchen Geltung verschaffen sollte, und sammelte die dazu nöthigen Mittel. Vor Allem erzog er die Beamten zu der Preußen eigenthümlichen und unentbehrlichen Strenge des Dienstes. Geldern und Vorpommern konnten dem Staate einverleibt werden, und das Generaldirectorium vereinigte schon 1723 die ganze Staatsverwaltung. Sein großer Sohn Friedrich II. gewann nicht nur durch seine und seiner Heere heroische Tapferkeit unsere schöne Provinz, er erbte nicht nur Ostfriesland, sondern er konnte auch hoffen die bei der ersten Theilung Polens ihm zufallenden Gebiete nicht nur in eine äußerliche Verbindung mit seinen Staaten aufzunehmen, sondern sie innerlich mit demselben zu verschmelzen. Dasselbe unternahm Friedrich Wilhelm II. mit Ansbach und Baireuth und mit den ihm zufallenden Theilen Polens. Die Einführung des allgemeinen Landrechts aber im Jahre 1794 stellte auch auf dem Gebiete des Rechtes eine größere Einheit her.

Friedrich Wilhelm III. gebührt der unvergängliche Ruhm, Preußen nach den unglücklichen Jahren 1806 und 1807 durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Städteordnung, die neue Einrichtung der Verwaltungsbehörden, durch die Sparsamkeit und Strenge der Staatshaushaltung, durch die Einführung der Gewerbefreiheit, durch die Schaffung eines aus dem Volke hervorgehenden und in dasselbe zurückkehrenden Heeres auf neuen festeren Grundlagen aufgebaut zu haben. Er übernahm 1815 in den Rheinländern, in den Sachsen, den Lausitzern so widerstrebende Elemente, wie sie bis dahin nie in den preußischen Unterthanenverband eingetreten waren; aber ein Menschenalter reichte hin, um auch sie mit preußischem Patriotismus zu erfüllen.

Wenn irgend einer unserer Könige das Wehen der neuen Zeit wahrgenommen hat, so war es der geist- und gemüthvolle Friedrich Wilhelm IV. Auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehend, wie hätte er nicht bemerken sollen, daß die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, die immer mehr in das Volk herabsteigenden Ideen aus der zweiten Hälfte des acht-

zehnten Jahrhunderts, die offenbar zu Tage liegende Ohnmacht Deutschlands, die Mißgriffe vieler seiner kleineren Fürsten gemeinschaftlich auf das eine Ziel hinwiesen, es müsse den Deutschen die ihnen gebührende politische Geltung verschafft werden. Aber der Adel seiner Gesinnung wie der Reichthum seiner Erfahrung hielten ihn in gleicher Weise davon ab, eine unreife Frucht pflücken zu wollen. Seine Vorschläge, Deutschland zu erneuen, wurden weder von den Regierenden noch von den Regierten verstanden; darum beschied er sich, zu erhalten, was zu erhalten war, die neuen Ideen in die Staatsverfassung nach und nach einzuführen, jede Ueberstürzung zu hindern; aber sein Volk wehrhaft zu machen, durch Beförderung des Handels und der ihm dienenden Einrichtungen Preußen wo möglich jedem Staate Europas gleichzustellen, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, Gottesfurcht und Sittlichkeit zu mehren und dadurch dem Volke wahre und nachhaltige Kraft zu gehen, war er eifrig bemüht.

Ich habe nur einen kleinen Theil der Maßregeln erwähnt, welche unsere Fürsten ergriffen haben, um die ihrem Scepter Unterworfenen zu einem Volke zu erziehen. Aber nicht weniger, sondern mehr noch leisteten sie dadurch, daß sie mit dem Volke litten, stritten und siegten. Die Schlachten bei Warschau, bei Fehrbellin, die großen Schlachten der drei schlesischen Kriege, die Leidensjahre von 1807 bis 1812, wie die Siege der Freiheitskriege, Düppel und Alsen, die Schlacht bei Sadowa wie die großartige Beseitigung des inneren Conflictes nach dem gewaltigen Siege haben nicht minder dazu beigetragen, Preußens Völkerschaften unter sich und ihrem ruhmreichen Fürstenhause auf das Innigste und Unzertrennlichste zu verbinden.

Unseres jetzt regierenden Königs Majestät blicken auf sieben Regierungsjahre zurück, wie sie nie ein Hohenzoller erlebt hat. Nachdem unser theurer König den rechten Augenblick gekommen sah, für den er selbst sein Volk und sein Heer in den ersten Jahren in angestrengtester eigener Thätigkeit vorbereitet hatte, da beschloß er, den gerechten Ansprüchen unseres Landes auf den seiner Macht gebührenden Einfluß in den deutschen Angelegenheiten Geltung zu verschaffen; und Gott gab ein vollkommeneres Gelingen des zur rechten Zeit und in rechtem Geiste Unternommenen, als selbst die kühnsten Erwartungen zu hoffen wagten. Ein Süddeutscher spricht sich über das, was Preußen 1866 gethan hat, so aus:

> Ueber alle Erwartung groß und reich stand das vielgeschmähte Preußen da, groß in jeglicher Leistung, reich an jeglicher Kraft. Die erstaunte Welt wußte nicht, was sie an diesem Staate mehr bewundern sollte, die einzige Organisation seiner Streitkraft oder die sittliche Hingebung seiner Bevölkerung, die unvergleichliche Gesundheit seiner wirthschaftlichen Verhältnisse oder die Solidität

seiner Volksbildung, die Größe seiner Siege oder die Bescheidenheit seiner Siegesberichte, die Tapferkeit seiner jungen Soldaten oder die Pflichttreue seines greisen Königs.

Wenn jemals in Deutschland eine staatliche Umänderung als eine organische, durch eine lange Reihe von Jahren vorbereitete, von der großen Mehrzahl der Stimmfähigen erwartete und gewünschte bezeichnet werden kann, so gilt dies von dieser, durch welche Preußen an die Stelle in der öffentlichen Anerkennung gesetzt worden ist, welche ihm gebührt. Darum kann alles das Große, was das Jahr 1867 gebracht hat, die Erneuerung des Zollvereins auf freisinnigerer Grundlage, die erste Versammlung des Norddeutschen Reichstags, seine Gesetze über die Erhaltung und Mehrung der Wehrhaftigkeit des Bundes, über die Freizügigkeit, das Postwesen und andere wichtige Gegenstände, die Einsetzung der Bundesconsuln, die in den letzten Wochen erfolgte Anerkennung der preußischen Gesandten als Vertreter des Norddeutschen Bundes, nicht überraschen. Es sind reife Früchte reicher Saat auf einem seit Jahrhunderten sorgfältig gepflegten Boden. —

Und wir sollten an dem heutigen Tage nicht mit guter Zuversicht und mit frohen Hoffnungen in die Zukunft blicken können? Die stetige Entwicklung Preußens seit länger als zweihundert Jahren berechtigt uns unzweifelhaft dazu. Wir dürfen uns ohne Ueberhebung sagen: keiner der großen Staaten Europas erfreut sich einer solchen Grundlage. Es sei ferne, die großen uns noch bevorstehenden Schwierigkeiten nicht sehen zu wollen; sie zeigen sich nur zu offenbar in den neuen Provinzen, die weniger politisch reif und noch mehr von dem particularistischen Sinne der früheren Jahrhunderte erfüllt sind, als nach manchen Symptomen erwartet werden konnte, und die Zeitungen berichten fast täglich von dem mißgünstigen Widerstreben Baierns, Würtembergs und Hessens. Das kann unsere Hoffnung nicht mindern. Ja es wäre nicht gut, wenn eine schlaffe Gleichgiltigkeit dieser Volksstämme bewirkte, daß sie Alles ohne ihr Zuthun geschehen ließen. Das Große und Dauernde ist im Staatsleben nur durch Kampf zu gewinnen. Wo Kampf ist, da allein ist Leben. Darum müßten wir die als absterbende Glieder Deutschlands betrachten, die willenlos Anderen überließen für sie zu sorgen. Das zu wünschen, sei ferne von uns. Wir müssen sie zu gewinnen suchen. Wie wir aber dies thun können, das sagt der edelste der jetzt lebenden deutschen Dichter, Emanuel Geibel, sehr schön in folgenden Versen:

Doch wie stolz im Feld der Waffen
Euer Wurf, ihr Sieger, fiel:
Halb erst steht das Werk geschaffen,
Unsrer Sehnsucht hohes Ziel.

Andern Grund noch gilt's zu legen,
Als des Schwertes freudlos Recht;
Nur in freier Liebe Segen
Knüpft Geschlecht sich an Geschlecht.

Wallt denn, eurer Lorbeerzweige
Würdig, unserm Volk voran!
Jeder eitle Hader schweige,
Jeder Hohn sei abgethan.

Schmückt euch ruhmreich als die Besten
Auch des Friedens Kranz und Zier:
Wer noch weigert eurer festen
Manneshand dies Reichspanier?

Das aber uns als das Ziel unseres Strebens hinzustellen, das ist, wie ich glaube, auch die beste Feier des morgenden Festtags. Unsere Könige sind von Gott berufen, Deutschland dadurch wieder zu beleben, daß sie mit ihrem Volke sein Schutz und Schirm werden, und Preußen an die Spitze von Deutschland stellen. Mich verlangt darum nicht nach der Kaiserkrone und dem Kaisernamen für unsere edlen Hohenzollern, es giebt in meinen Augen schönere Güter, als diesen Schmuck und diesen Titel. Keiner unserer Fürsten hat Preußen diesem Ziele seiner Geschichte so nahe geführt, als unser theurer König und Herr! Soll er es aber erreichen, so sehe ich dazu keinen sicherern Weg als den, den der Dichter mit den Worten bezeichnet: Schmückt euch ruhmreich als die Besten auch mit des Friedens Kranz und Zier. Als die Besten im Kriege haben wir uns bewährt, nun geliebte Jünglinge, und Knaben, sorgt dafür, daß Ihr einst als Männer auch die Besten im Frieden seid, dann wird es gut um Preußen stehen.

Gott aber erhalte, Gott segne den König!

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.